Aegyptische
Merkwürdigkeiten
aus
alter und neuer Zeit.

Ein raisonnirter Auszug

aus Herodots, Diodors, Strabo's, Plutarchs
und anderer alten Schriftsteller Werken

und

aus den neuern Reisenachrichten

Shaws, Pococks, Nordens, Niebuhrs
und Savary's.

Zweiter und lezter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung. 1787.

Vom Zustande der Wissenschaften im alten und neuern Aegypten.

Es ist eine angenehme Beschäftigung in vergangne Zeiten zurückzusehen, und den mannichfaltigen Wegen nachzuforschen, auf welchen der menschliche Verstand zu seinen wichtigsten Begriffen und Kenntnissen gelangt ist. Wir sehen hier, wie der erste Keim aller Wissenschaften aus Bedürfnissen entsprang, wie fortgesezte Erfahrungen und Beobachtungen ihn pflegten, wie tausenderlei zufällige Umstände sein Wachsthum bald beschleunigten bald verzögerten. Nirgends sehen wir häufiger große Folgen aus kleinen Ursachen entstehen, als in der Geschichte der Wissenschaften, nirgends fühlen wir uns mehr überzeugt, wie klein und wie groß der Umfang des menschlichen Verstandes sei. Oft erstaunen wir über die schnellen Fortschritte, welche eine Nation blos durch eigne Kraft und ohne fremde Beihülfe in dieser oder jener Art von Kenntnissen machte: fast eben so oft aber finden wir Ursache uns zu verwundern, wie unsre Vorfahren manchen Entdeckungen so nahe waren und sie doch nie erreichten; wie man zuweilen lange Zeit sich gleichsam um eine Wahrheit immerfort im Kreise herumdrehte, ohne doch den Schritt zu thun, welcher noch bis zu dem Mittelpuukte dieses Kreises gethan werden muste, und wie es von jeher das

Schicksal des Menschrn war, von Irrthum zu Irrthum fortzuwanken, bis endlich die Wahrheit, nicht selten mehr durch ein glückliches Ungefähr, als durch mühsame Nachforschung, an den Tag gebracht wurde. Dies alles sehen wir, und nur allzuleicht werden wir dadurch verleitet, auf unsre Kenntnisse und Einsichten stolz zu seyn, und mit halbverächtlichem mitleidigem Blick auf die, welche vor uns waren und uns vorarbeiteten, zurückzusehen. Und dennoch sollte uns ihr Beyspiel demüthigen, es sollte uns erinnern, daß auch uns dereinst das nämliche Schicksal treffen kann, und daß die Nachwelt, im Besitze vieler Entdeckungen und Wahrheiten, die wir jezt noch nicht einmal ahnden, über unsern eiteln Wahn lächeln wird.

So unbillig es ist, die Einsichten unsrer Vorfahren zu verachten, eben so unphilosophisch ist es auch, selbigen einen größern Werth und Umfang, als sie hatten, und haben konnten, beizulegen. Und gleichwohl sind dies die beiden Extremen, auf welche die meisten Menschen verfallen. Wer die wissenschaftlichen Kenntnisse der Vorwelt geringschäzt, dem bleibt doch wenigstens der Grund, daß sie wirklich mangelhafter und unvollkommner als die unsrigen waren, und die mächtigste aller Leidenschaften, die Eigenliebe, zu seiner Entschuldigung übrig; wer aber alte Völker, alte Zeiten, alte Meinungen blos deswegen, weil sie alt sind, für weiser und besser als die gegenwärtigen hält, wer mit grübelndem Fleis sich bemüht, seinen Zeitgenossen ihre besten Entdeckungen streitig zu machen, und sie der Vorwelt zuzueignen, der möchte wohl schwerlich seine Denkungsart durch überzeugende oder auch nur scheinbare Gründe rechtfertigen können. Ich wenigstens habe mir diese unbedingte Ehrfurcht gegen das Alterthum, welche manchen Menschen eigen ist, nie befriedigend erklären können; und sie scheint mir beinahe mehr aus Laune, Gewohn-

wohnheit und Eigensinn, als aus klaren und bestimmten Begriffen von dem was Alterthum heißt und von dem Werthe desselben zu entspringen. — Wir haben Hochachtung für einen Greis, wir verehren seine Kenntnisse und Einsichten, weil wir voraussetzen, daß er sich durch die Erfahrungen einer langen Reihe von Jahren, durch langen Umgang mit den Menschen, eine große Anzahl deutlicher und bestimmter Begriffe erworben habe. Wir schätzen ihn, und mit Recht, wegen der ganzen Summe von Einsichten, die er jezt als Greis besizt, nicht aber gerade deswegen, weil er in seiner Jugend so oder anders dachte. Der ganze Zeitraum, in welchem Menschen auf der Erde wohnten, ist für unser ganzes Geschlecht, und so auch für einzelne Nationen, eben das, was die ganze Lebensdauer für einen einzelnen Menschen ist. Der Gegenstand der alten Geschichte ist die Kindheit und die frühe Jugend des Menschengeschlechts, welches in den Zeiten, wo wir jezt leben, sein männliches, oder, — wenn wir glauben, es beweisen zu können — sein Greisenalter erreicht hat. Die ganze Masse menschlicher Kenntnisse, die Kultur des Menschengeschlechts, konnte eben so wie bey dem einzelnen Menschen, nur nach und nach, so wie die Erfahrung mit der Zeit fortschritt, erweitert und vermehrt werden. Der Knabe, der Jüngling kann die Einsichten des erwachsenen Mannes nicht haben, denn es fehlt ihm an der Erfahrung, welche nur die Zeit herbeyführen kann; und eben so wenig konnten die gesammten Kenntnisse des menschlichen Geschlechts, oder eines Volkes, in der frühern Periode seines Daseyns, den nämlichen, oder einen noch größern Umfang, eben so viel oder noch mehr Wahrheit und Gewisheit haben, als die Kenntnisse der Nachkommen, welche die Masse von Begriffen, die ihnen ihre Vorfahren hinterlassen, durch ihre eigenen Erfahrungen vermehrten, und der Vollständigkeit näher

brach-

brachten *). Wer also die Meinungen, die wissenschaftlichen Kenntnisse aller Völker nicht aus innrer deutlicher Ueberzeugung von ihrem größern Werthe, sondern blos deswegen, weil sie älter sind, das ist, weil sie früher erfunden und gedacht wurden, den Kenntnissen seiner Zeitgenossen vorzieht, der handelt ohngefähr eben so, wie ein Mensch, welcher das Spielwerk des Knaben den ernsten Beschäftigungen des Mannes, oder den ersten rohen Kunstversuch eines Lehrlings den Werken des ausgebildeten Künstlers vorziehen wollte. Gleichwohl hat man sehr oft so gedacht, und denkt zum Theil noch so. Man schäzt oft alte Meinungen, alte Begriffe, alte Gewohnheiten höher als neue, blos deswegen, weil diese neu, jene alt sind; man vermuthet, oder man behauptet gar, die alten Völker hätten überhaupt größere und tiefere Kenntnisse von verschiedenen Wissenschaften als ihre Nachkommen gehabt; man glaubt seine Zeitgenossen zu ehren, wenn man ihre Meinungen, ihre Entdeckungen aus dem entferntesten Alterthum herleiten kann. Wird man aber wohl dem Manne ein schmeichelhaftes Kompliment machen, wenn man ihm sagt, daß ein Knabe eben so viel wie er wisse, oder meint man etwa, Wahrheit und wissenschaftliche Aufklärung lasse sich, wie der Adel, nach Ahnen schätzen?

Kein Volk des Alterthums ist wohl zu finden, von dessen Einsichten man sich größere und überspanntere Begriffe gemacht, und welches man in dieser Rücksicht so sehr allen neuern Nationen vorgezogen hätte, als die Aegyptier. Ich habe bereits im ersten Theile dieser Schrift an verschiedenen Orten geäußert, daß dieses

*) Vorausgesezt nämlich, daß die natürliche Fortschreitung der Kenntnisse nicht durch gewaltsame Revolutionen gehemmt wurde.

ses ein Vorurtheil sei, und es ist nunmehr Zeit, daß ich meine Behauptungen durch Thatsachen aus der Geschichte dieses alten Volks beweise.

Die Mittel, deren sich ein Volk bedient, um seine Begriffe und Kenntnisse andern mitzutheilen, und auf die Nachwelt fortzupflanzen, sind gewiß in der Geschichte der Wissenschaften, besonders unter originalen Völkern von großer Wichtigkeit. Die Beschaffenheit derselben kann uns zum Theil einige Anleitung geben, wenn es darauf ankommt, den Grad der Kultur und der wissenschaftlichen Aufklärung eines Volks zu bestimmen; wenigstens finden wir überall, daß Armuth an Begriffen, Armuth an Ausdrücken und Wortfügungen, ausgebreitete Kultur hingegen Reichthum der Sprache mit sich führt. Auch in Ansehung der Zeichen, welche zur Mittheilung der Ideen durch den Gesichtssinn dienen, ist eine solche Verschiedenheit zwischen aufgeklärten und unwissenden Nationtn unverkennbar. Wilde rohe Menschen haben gar keine Schriftzeichen, ihre wenig zahlreichen Begriffe werden blos durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt. Das Verlangen, Ideen durch sichtbare Zeichen mitzutheilen, und die Erfindung derselben, kann erst dann statt finden, wenn der Mensch bereits einige Fortschritte in der Kultur gethan hat. Anfangs malt er die Gegenstände seiner Ideen, und das ist die Bilderschrift. Diese wird nach und nach, so wie sich seine Begriffe, besonders die allgemeinen nicht sinnlichen Begriffe vermehren, unzureichend, und so lernt er endlich die Worte und Töne malen, womit er die gedachten Gegenstände bezeichnet, und dies ist die Erfindung der Buchstabenschrift, welche überall, wo wir sie unter einem originalen Volke antreffen, einen beträchtlichen Vorrath von wissenschaftlichen Kenntnissen und Begriffen vorausseżt.

Was ich hier gesagt habe, kann mir, wie ich glaube, zur Rechtfertigung dienen, wenn ich den Anfang meines Versuchs über die wissenschaftlichen Kentniße der alten Aegyptier mit einigen Betrachtungen über die Sprachzeichen dieses Volkes mache; zumal, da die Beschaffenheit derselben, oder vielmehr die Meinung, die man von ihnen hatte, keinen geringen Einfluß auf die Schätzung der gesamten ägyptischen Weisheit gehabt hat.

Die alten Aegyptier hatten, wie uns nebst andern Schriftstellern Herodotus und Diodor berichten, eine doppelte Art von Schrift. Der einen bediente man sich im gemeinen Leben, die andre aber war blos zu Bezeichnung heiliger und gottesdienstlicher Gegenstände bestimmt. Man hat keinen Grund zu glauben, daß die Schriftart, welche Herodotus die heilige nennt, eine Bilderschrift gewesen sey; er scheint vielmehr eine Buchstabenschrift darunter zu verstehen, da er sich ausdrücklich des Wortes, Buchstaben, (γράμματα), bedient, und gleich vorher die ägyptische Art zu schreiben, mit der griechischen vergleicht. — Man muß, wie ich glaube, die gemeine und die heilige Schriftart der alten Aegyptier von ihren Hieroglyphen oder der Bilderschrift unterscheiden, und mithin annehmen, daß dieses alte Volk eigentlich drei Schriftarten gehabt habe. Die heilige Schriftart war vermuthlich eine Sylbenschrift. Dieses glaube ich aus der Aehnlichkeit schließen zu können, welche Diodor zwischen den ägyptischen und äthiopischen Schriftzeichen annimmt, denn es ist bekannt, daß sich die Aethiopier seit den ältesten Zeiten, so wie noch heut zu Tage, keiner andern als der Sylbenschrift bedient haben. Die gemeine ägyptische Schriftart war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Buchstabenschrift, welche sich zum Theil noch in der Schrift der heutigen Kopten erhalten hat. Was die Hieroglyphen oder die

Bilder-

Bilderschrift anbelangt, so war selbige zuverläßig viel älter als die beyden andern Schriftarten; wie dieses schon ihre Beschaffenheit an sich selbst hinlänglich beweisen kann. Sie verdienet hier etwas ausführlicher betrachtet zu werden.

In Aegypten waren vermuthlich, so wie bey allen andern Originalvölkern, die ersten Schriftzeichen, nichts anders als Bilder, oder Kopien der Gegenstände, welche man Abwesenden oder der Nachwelt bekant machen wollte. War die Rede von einem Löwen, so malte man die Figur eines Löwen, wollte man das Wort Mensch, Baum, Sonne, durch Schriftzeichen andeuten, so malte man die Figur eines Menschen, eines Baums, der Sonne u. s. f. hin. Nach und nach mußte man wohl einsehen, daß diese Malereischrift sehr viel Unbequemlichkeit hatte, und besonders nicht ohne großen Zeitverlust gebraucht werden konnte. Man verlies daher die Gewohnheit, die sinnlichen Gegenstände, wovon man schreiben wollte, ganz auszumalen, und erfand die Kunst, durch charakteristische Bilder abgekürzt zu schreiben. Dies ist die alte ägyptische Hieroglyphik. Klemens von Alexandrien theilt alle Hieroglyphen in drei Klassen. Kyriologische nennt er diejenigen, wo man den vornehmsten Theil oder die vornehmste Beschaffenheit einer Sache statt der Sache selbst, z. B. den Kopf eines Thiers statt des ganzen Thiers, einen Cirkel statt der Sonne, malte. Die tropischen Hieroglyphen stellten die Gegenstände durch Bilder ähnlicher Gegenstände vor. Von dieser Art war die Abbildung des zunehmenden Mondes durch ein paar Kuhhörner, oder der Ekliptik durch die Figur einer Schlange. Diese tropischen Hieroglyphen müssen ganz gewiß allen Aegyptiern lesbar und verständlich gewesen seyn; denn man findet sie auf dem Obelisk des Rhampsinit, auf welchem sie die Thaten dieses Königs, ganz

gewiß nicht, um verborgen und unbekant zu bleiben, sondern um durchs Andenken der Nachwelt verewigt zu werden, erzählen. Zur dritten Art der Hieroglyphen gehören die allegorischen des Klemens, oder die symbolischen des Porphyrius. Sie sezten ebenfalls, so wie die tropischen, eine Sache für die andere, nur mit dem Unterschied, daß hier die Aehnlichkeit zwischen dem bezeichneten Gegenstande und dem Bilde der Sache, wodurch man ihn vorstellte, nicht sogleich in die Augen fiel, sondern erst durch die Entwickelung mehrerer Mittelbegriffe deutlich gemacht und enträthselt werden konte. Allegorische Hieroglyphen also waren z. B. die Vorstellung der Sonne durch das Bild eines Käfers, der Dankbarkeit unter der Figur der Agrostis u. s. w. Es ist sehr leicht zu erachten, daß die Deutung der allegorischen Hieroglyphen, da sie gleichsam eine eigne Wissenschaft erforderte, nicht allgemein bekannt seyn, und daß sie mit der Zeit großentheils eben so, wie selbst die Deutung der tropischen Bilderschrift, verloren gehen mußte. Eben deswegen ist es auch freylich nicht unwahrscheinlich, daß die Hieroglyphen, welche die erste und älteste Schreibart gewesen waren, besonders die künstlichen allegorischen Hieroglyphen, nach Erfindung der Buchstabenschrift, von den Priestern, nebst der heiligen oder geheimen Buchstabenschrift, deren ich oben gedacht habe, zur Aufbewahrung ihrer sogenannten Geheimnisse gedient haben mögen.

Die alten Hieroglyphen, und die älteste Buchstabenschrift der Aegyptier sind uns heut zu Tage größtentheils eben so wenig lesbar und verständlich, als es die Charaktere auf den Ruinen von Palmyra und Persepolis sind. Die Ursachen ihrer Unverständlichkeit in unserm Zeitalter werde ich weiter unten mit mehrerem angeben. — Zwar haben uns verschiedene alte Schriftsteller die Deutung einiger Hieroglyphen aufbehalten.

Allein

Allein selbst Diodor und Plutarch sind viel zu neu, und zu ihren Zeiten war die ganze Verfassung Egyptens schon viel zu sehr von ihrer natürlichen Gestalt abgewichen, als daß man bei diesen Schriftstellern eine vollkommen zuverläßige Erklärung der alten Hieroglyphen erwarten dürfte. Selbst zu Herodots Zeiten mußte die Kentriß der Hieroglyphik, besonders der allegorischen, ihrem Untergange schon sehr nahe seyn, sonst ließe sichs kaum begreifen, warum dieser Vater der Geschichte so gar wenig von dem Inhalt der Aufschriften auf alten Denkmälern erwähnt. Als Strabo Aegypten besuchte, standen die Wohnungen der Priester zu Heliopolis, welche sonst im Ruf vorzüglicher Gelehrsamkeit gewesen waren, ganz leer, und die ältesten Hieroglyphendenkmäler waren selbst den Aegytiern unlesbar und unverständlich geworden. Was soll man nun nach dem allen von den Deutungen denken, welche Porphyr und sein Gewährsmann Chäremon, Jamblich, Klemens von Alexandrien, Eusebius, Horapollo u. s. w. von den Hieroglyphen geben; Schriftsteller, welche in Zeiten lebten, wo Aegyptens ganze Verfassung, Religion und Gebräuche eine totale Umkehrung schon seit mehreren Jahrhunderten erlitten hatten? — Horapollo, ein alexandrinischer Grammatiker, der zur Zeit des Kaisers Theodosius lebte, hat zwei Bücher von Hieroglyphen geschrieben; allein, wenn man auch nicht einmal auf das geringe Alterthum dieses Schriftstellers sehen wollte, so müßte doch schon der Inhalt seiner Schrift selbst ein hinlänglicher Beweis seyn, daß man bei ihm nichts weniger als eine vollständige Erklärung der alten ägyptischen Bilderschrift suchen dürfe. Er erklärt nicht mehr, als etwa 190 Hieroglyphen, da doch die ägyptische Schriftsprache, wenn sie auch nur halb so reich als die chinesische gewesen wäre, zum wenigsten 40000 Charaktere gehabt haben müße. Die alten Aegyptier

hatten aber ganz gewiß ungleich mehr Kenntnisse als die Chineser, und bei ihrem größern Reichthum von Begriffen sollte man denn also auch wohl vermuthen, daß ihre Schriftsprache viel reicher an Charakteren als die chinesische gewesen seyn müße. Was insbesondere noch die Auslegungen des Horapollo sehr verdächtig macht, ist der Umstand, daß er überall so viel griechische Mythologie in die ägyptische Götterlehre überträgt, und in dieser Rücksicht sehr oft im offenbaren Widerspruche mit dem Herodotus steht, welcher verschiedene Götter, die in Griechenland verehrt wurden, mit ausdrücklichen Worten den Aegyptiern abspricht.

Zur Auslegung und zum Verständniß der ägyptischen Bilderschrift findet man also bei den alten Schriftstellern sehr wenig Anleitung. Gleichwohl sind die Hieroglyphen auf den kolossalischen alten Denkmälern der Aegyptiern so häufig anzutreffen, sie sind so berühmt durch ihr Alterthum sowohl als durch die hohe Meynung, die man von ihrem verborgnen Sinne hat, daß mir es meine Leser schwerlich verzeihen würden, wenn ich hier gar nichts von der Bedeutung derselben erwähnen wolle. Ich will daher hier die Auslegung einiger Hieroglyphen beifügen, welche am häufigsten auf alten Denkmälern vorkommen; man erinnere sich aber, daß diese Erklärungen nur durch Ueberlieferung späterer griechischer Schriftsteller auf uns gekommen sind, und daß wir schlechterdings nicht mit Gewisheit sagen können, ob und wie weit sie mit dem Sinne, welchen sich die alten Aegyptier bey ihren Hieroglyphen dachten, übereinstimmen.

Die Bilder, welche wir unter den hieroglyphischen Zuschriften der Aegyptier bemerken, stellen Thiere, Pflanzen, einzelne Theile von Thiere und Pflanzen, Kunstwerkzeuge, mathematische Figuren, oder

will-

willkührlich gewählte Züge vor. Daher folgende Eintheilung der Hieroglyphen:

1. Thierfiguren oder Zooglyphen.

Die Schlange ist das Sinnbild der Sonne. Der aufgeschwollene Hals, welchen man zuweilen an dieser Figur wahrnimmt, soll die befruchtende Kraft der Sonne andeuten.

Der Käfer deutet ebenfalls die Sonne an. Als Ursache dieser Vorstellung giebt Plutarch den Umstand an, daß alle Käfer männlichen Geschlechts seien. Die Aegyptier mochten nun dieses im Ernste glauben, oder Plutarch mochte ihnen diese Erklärung untergeschoben haben, so sieht man daraus am Ende doch so viel, daß dieser Schriftsteller und seine Gewährsmänner in der Naturgeschichte sehr schlecht bewandert waren. — Der Apis mußte, wie ich an einem andern Orte gemeldet habe, einen käferförmigen Knoten auf der Zunge haben, und an vielen Statüen ägyptischer Gottheiten stellte der Hauptschmuck einen Käfer vor.

Scarabäen.

Sinnbilder der Sonne und des Osiris waren auch noch: der Falke, der Löwe, die Gans, der Wolf, der Ochse, und das Krokodill. Lezteres deswegen, wie Plutarch vorgiebt, weil es stumm ist, und der gemeinen Sage nach so viel Jahre leben sollte als Tage im Jahre sind. Nach dem Zeugniß anderer Schriftsteller hingegen bedeutete das Krokodill den Typhon, die Unverschämtheit und alles Uebel überhaupt.

Symbole der Isis oder des Mondes sind: die Kuh, der Ibis, der Hund, die Katze, und

der

der Cynocephalus. Die Kuh, wegen der Krümmung ihrer Hörner; der Ibis, weil man in der Zeichnung seines schwarz und weißen Gefieders eine Aehnlichkeit mit den verschiedenen Mondswechseln zu finden glaubte; der Hund wegen seiner Wachsamkeit; die Katze, weil sie in der Nacht sieht, und weil man glaubte, daß dieses Thier in allem nach und nach so viel Junge werfe, als der Mondmonat Tage hat u. s. w.

Die Eule stellte den bösen Dämon, d. i. den Typhon, vor, weil dieser sich einst in einen solchen Vogel verwandelt haben sollte. Das Sinnbild der Eintracht war die Dohle, weil sie sich immer zu ihres gleichen hält. Die Wachtel bezeichnete die Gottlosigkeit, weil man glaubte, sie beleidige die Gottheit durch ihr Geschrei.

Durch das Bild eines Wiedehopfs drückte man den Begrif der Dankbarkeit aus, oder auch, wegen der bunten Farben dieses Vogels, das Weltgebäude. Dieses leztere wurde auch, so wie der gestirnte Himmel, unter dem Bilde der Meleagris vorgestellt.

Die Ziege und der Bock waren Symbole der Zeugungskraft.

Jede geschwinde Bewegung wurde unter dem Bilde eines Falken ausgedrükt.

Der Hippopotamus war das Bild Typhons und der Unverschämtheit.

Der Frosch bezeichnete alles unvollkommene und den Embryo, und der Fisch war das Sinnbild des Hasses und der Feindschaft.

2. Figuren von einzelnen Theilen thierischer Körper.

Man malte ein Auge, wenn man den Begriff der Klugheit und Vorsicht ausdrücken wollte.

Die rechte geöfnete Hand bezeichnete Ueberfluß, die linke aber Mangel, und verschlossen, Sparsamkeit.

Flügel an den Schultern, Häuptern oder Füßen der Götter, deuten auf die Geschwindigkeit und Fertigkeit der göttlichen Kraft.

Kuhhörner, welche man meistentheils vergoldet vorstellte, waren das Symbol der Mondes- und Sonnenstralen.

Köpfe von Thieren findet man theils für sich allein, theils auf Stäben, theils auf Körper andrer Thiere aufgesezt. Die Figur eines Menschen mit einem Falkenkopf stellt, nach Porphyrs Auslegung, das erste ewige Wesen vor. Der Widderkopf auf einem menschlichen Rumpf soll die Vereinigung der Sonne und des Mondes im Zeichen des Widders andeuten. Der Anubis, oder die Figur eines Menschen mit einem Hundskopf, deutete nicht nur die Gottheit dieses Namens, sondern auch, wie Plutarch meldet, den Horizont an. Auf den Hieroglyphendenkmälern der alten Aegyptier findet man auch menschliche Gestalten mit Löwen- Katzen- und Ibisköpfen. Die Bildsäulen der Isis haben sehr oft eine kleine Figur mit einem Katzenkopf bei sich, und Osiris sowohl als andere Gottheiten tragen Stäbe oder Szepter mit Falkenköpfen.

Der Sphinx, oder die Figur eines liegenden Löwen mit dem Gesicht einer Jungfrau, hatte

nach

nach Maasgabe des Ortes, wo er sich befand, eine verschiedene Bedeutung. An den Ufern des Nils bezeichnete er das Anwachsen und Austreten dieses Flußes in den Zeichen der Jungfrau und des Löwen. In den bedeckten Gängen der Tempel deutete er auf die Unbegreiflichkeit und auf das Geheimnißvolle der Religion. Sonst war er auch überhaupt das Symbol der Klugheit und Stärke.

Die Schlange mit dem Falkenkopf stellte, nach Eusebius Angabe, das Emeph, den Agathodämon oder die Weltseele vor. Aus dem Munde dieser Schlange sieht man oft ein Ei hervorgehen, welches das Symbol der Welt ist.

3. Figuren von Pflanzen oder Phytoglyphen.

Die Agrostis soll nach Diodor das Bild der Dankbarkeit seyn, weil die Aegyptier in den ältesten Zeiten ihre Nahrung von dieser Pflanze zogen, ehe sie Isis und Osiris mit den Ackerbau und der Kunst, Brod zu backen, bekannt machten.

Die Frucht der Nymphäa (Ciborium) und der aufgeschnittene Granatapfel, wurden, weil beide eine große Menge Zellen und Körner enthalten, zum Sinnbild einer volkreichen Stadt gewählt.

Das Rohr bezeichnet die Erfindung der Künste und Wissenschaften.

Der Palmbaum ist das Symbol des Jahrs, weil man glaubte, er setze alle Monate einen neuen Zweig an. Seine Zweige, so wie auch Zweige von andern Bäumen, stellen in der Hieroglyphenschrift die ersten Werke der Natur vor.

Die

Die Persea war das Symbol der Eingeweihten der Isis, welchen man dadurch, weil die Frucht dieses Baums herzförmig, und die Blätter zungenförmig sind, zu erkennen geben wollte, daß ihr Herz rein und lauter, und ihre Zunge verschwiegen seyn sollte.

Unter dem Bilde des Lotus wurde oft Osiris, und der Thron des Osiris vorgestellt; weil sich diese Pflanze mit Sonnenuntergang unter dem Wasser verbirgt.

Die Figur einer Blume überhaupt bezeichnete die göttliche Macht. — Die Anemone war das Bild der Krankheit.

Die Zwiebel stellte, wegen ihrer konzentrischen Schaalen, das Planetensystem vor.

4. Figuren von Kunstwerkzeugen, oder Technoglyphen.

Der Kalathus oder Scheffel auf dem Haupte des Serapis bezog sich auf die Geschenke der Gottheit, und die ihr dargebrachten Opfer, so wie die Situla oder der Eimer in der Hand der Isis die Fruchtbarkeit des Nils bezeichnete. Diese leztere war vermuthlich einerlei mit dem σπονδεῖον, welches, nach dem Bericht des alexandrinischen Klemens, der στολιτὴς oder Hierostolist zu tragen pflegte.

Der Becher auf den Häuptern der Gottheiten bezeichnet ihre Wohlthätigkeit, so wie auch der Kanopus, welcher leztere sonst auch, wenn man der Fabel glauben will, die Porphyr beym Eusebius davon erzählt, das Wasser vorstellte,

Das Sistrum, ein musikalisches Instrument, dessen Schall die bösen Dämonen vertreiben solte, bildete in der Hieroglyphenschrift die verschiedenen Perioden der Nilüberschwemmung und die Harmonie des Weltgebäudes ab.

Das Plektrum war ein Bild der Erdpole und der Luft.

Die Geissel und der Haken in den Händen der Gottheit bezieht sich auf ihre Macht über die bösen Dämonen, in der Hand des Osiris aber auf die Leitung des Sonnenlaufs.

Das ägyptische Klaftermaas (Σχοῖνος), war des Hierogrammatisten, und die Elle (πῆχος) des Hierostolisten Attribut.

Die Figur des Rades deutete auf die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge.

Das Szepter bezeichnet Regelmäßigkeit und Herrschaft. Von eben dieser Bedeutung, ist der lange Stab in der Hand des Osiris.

5) Mathematische Figuren.

Der Zirkel bezeichnet die Sonne, der halbe Zirkel den Mond. Eine mit ihrer Wölbung oberwärts gekehrte halbe runde Scheibe bedeutet die obere, eine unterwärts gekehrte hingegen die untere Hemisphäre.

Das rechtwinklige Dreyeck ist eine bildliche Vorstellung der Natur und Regelmäßigkeit des Weltgebäudes, das gleichschenklige Dreieck, die Pyramide und der Obelisk bezeichnen das Feuer, und das Viereck die materielle Welt.

Die

Die Kugel auf dem Haupte der Götter deutet auf ihre Identität mit der Sonne und dem Monde.

Die geflügelte oder mit einer Schlange umgebene Kugel, ingleichen der Kreis, in welchem eine Schlange gerade ausgestrekt liegt, soll die Weltseele oder den Agathodämon andeuten. Hieroglyphen dieses leztern sollen auch das sogenannte Hieralpha A (Anfangsbuchstaben von ΑΓΑΘΟΔΑΙΜΩΝ) und das Θ seyn.

6. Willkührliche Züge. Hieher gehöret vornehmlich

Das Kreuz mit dem Griff (crux ansata) ♀, ♀, und das heilige Tau T, oder auch blos ☥. Beide kommen sehr häufig auf allen Hieroglyphendenkmälern vor, und dennoch ist die Bedeutung keiner Hieroglyphe ungewisser. Die Erklärungen, die man davon gegeben hat, sind ausserordentlich verschieden, und zum Theil sehr sonderbar und widersprechend. Bald wollte man die vier Elemente, bald den Weltschöpfer und seine Weisheit, bald den Taaut, den Phtha, (Φϑ) das Amulet der Isis, die Ewigkeit, ein Grabscheit, den Phallus, oder gar, wie Herwart gethan hat, den Kompaß darunter verstanden wissen. Diese große Verschiedenheit der Auslegungen macht es sehr wahrscheinlich, daß keine von allen die wahre sei; unterhaltend aber ist es auch hier, die Bemerkung zu machen, wie mannichfaltige Wege die Einbildungskraft einschla-

gen, wie verschiedene Schlußfolgen man aus ihren Vorspiegelungen herleiten kann, ohne nur den mindesten Argwohn zu haben, daß man sich einem ganz andern Führer, als der strengsten Beobachtung und Wahrheit überlassen habe. —

Auch die Stellung und die Kleidung der ägyptischen Götterfiguren soll ihre eigene Deutung haben. Sitzen sie, so soll das ihre Ruhe und innere auf sich selbst konzentrirte Thätigkeit andeuten. Stehen sie aber, so wird dadurch, wie man sagt, ihre Macht und Fertigkeit zu handeln ausgedrückt.

Das Kleid der Isis ist streifig oder gefleckt, um entweder die Mannichfaltigkeit der Natur, oder um die Mondswechsel auszudrücken. Auch ihre Haarzöpfe sollen die Mondswechsel, und wenn sie dunkelblau sind, den Nebel in der Luft bedeuten.

Der Bart des Osiris ist, wie Macrobius berichtet, das Bild des Sommersolstitium.

Ich trage Bedenken, dieses Verzeichniß von Hieroglyphen und ihren Deutungen zu verlängern. Mit Vorbedacht habe ich hier nur solche Proben von Erklärungen gewählt, welche das Zeugniß griechischer Schriftsteller vor sich haben. Denn so wenig diese auch auf Zuverläßigkeit Anspruch machen können, so verdienen doch ihre Auslegungen immer noch eher angeführt, wenn gleich nicht empfohlen zu werden, als viele Deutungen neuerer Schriftsteller. Die Griechen waren doch wenigstens dem Zeitalter der Hieroglyphen um ein gutes Theil näher, als unsere neuen Entzifferer; sie hatten verschiedenes von den Gebräuchen, Sitten und Religionsmeinungen der Aegyptier entlehnt, und konten sich folglich leichter, und mit besserm Glück als wir, in die Denkungsart dieses Volks versetzen. Bei ihnen war

auch

auch, (wenn wir die neuen Platoniker ausnehmen,) die Neigung zu verborgenen und geheimnißvollen Künsten, welche in neuern Zeiten so viele Systeme der Hieroglyphik ausgebrütet hat, bei weitem nicht so mächtig, als unter uns, und endlich wusten sie auch nichts von all den neuen Erfindungen in Künsten und Wissenschaften, welche man oft so geflißentlich den Aegyptiern aufgedrungen, und hinter der Hülle ihrer Hieroglyphen zu entdecken geglaubt hat. Ich glaube daher meinen Lesern nicht mißfällig zu werden, wenn ich hier die Auslegungen, welche Kircher, Olaus Borrichius, Court de Gebelin, und verschiedne andre neuere Schriftsteller von den Hieroglyphen gegeben haben, mit Stillschweigen übergehe.

Gesezt man nähme übrigens an, daß die Auslegungen der Hieroglyphen, welche ich hier nach dem Zeugniß griechischer Schriftsteller angeführt habe, wirklich ächt wären, und daß die Aegyptier mit den verschiedenen Figuren ihrer Bilderschrift wirklich die Begriffe, welche ihnen die Griechen unterlegen, verbunden hätten, so würde dadurch doch weder die Vorstellung, die man sich von dem Scharfsinn und der Weisheit der Aegyptier zu machen hat, sonderlich viel gewinnen, noch auch die Meinung, daß diese Hieroglyphen nur zur Aufbewahrung oder auch Verbergung wissenschaftlicher Kentnisse bestimmt gewesen wären, gerechtfertigt werden können. Der allergröste Theil der Hieroglyphen, welche ich angeführt habe, bezieht sich auf religiöse Vorstellungen und Meinungen der Aegyptier; und man kann in der That nicht sagen, daß die Bilder, durch welche sie ausgedrükt wurden, sehr glüklich gewählt wären. Die Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und dem dadurch bezeichneten Gegenstande ist hier oft so undeutlich, so erzwungen und verschoben, daß niemand, als wer schon vorhin Parthei genommen hat,

tief-

tiefsinnige Weisheit in dieser Bildersprache ahnden kann. Wahrer Witz, wahrer Scharfsinn bestehen nicht blos überhaupt in der Fertigkeit, das Verhältniß und die Aehnlichkeit zwischen zween Begriffen schnell zu fassen; dieses Verhältniß muß auch genau bestimmt, die Aehnlichkeit muß deutlich und wahr seyn, weil sonst die Wahrnehmung derselben nur das Werk der Unwissenheit entweder, oder einer regellosen verwirrten Phantasie ist. Ob man zum Bilde der Sonne einen Käfer oder eine Wanze wählt, ob man das Solstitium durch die Figur eines Bartes, oder — einer Nase bezeichnet, das möchte wohl, wenn man die Gründe, aus welchen sich die beiderseitigen Aehnlichkeiten erzwingen lassen, genau gegen einander abwägt, auf eins hinauslaufen, möchte wohl in gleichem Grade Unsinn seyn. Hätten die Aegyptier mehrere reelle Kenntniße, hätten sie richtigere Begriffe von der Natur gehabt, wäre ihr Verstand geübter im Denken, und eben deswegen auch ihre Einbildungskraft kälter und mäßiger gewesen, so würden sie gewiß auch die Figuren ihrer allegorischen Bilderschrift von ganz andern, von deutlichern und wahrern Aehnlichkeiten hergenommen haben. So aber, wie diese Figuren uns von den alten Schriftstellern erkläret werden, können sie fürwahr bei unpartheiischen Denkern eben so wenig große Begriffe von dem Scharfsinn der Aegyptier erregen, als die monströsen Figuren und Allegorien der Alchemisten, Geisterseher und Mystiker von dem Verstande und den ächten Kentnißen ihrer Erfinder ein glaubwürdiges Zeugniß ablegen.

Sonderbar freilich, aber doch nicht unerwartet, kann in den Augen desjenigen, der den Menschen kennt, die Meinung seyn, daß die Aegyptier, als Besitzer ausgebreiteter wissenschaftlicher Kenntnisse, diese unter der Hülle der Hieroglyphen aufzubewahren und zu verbergen gesucht

sucht hätten. Sie gründet sich theils auf die schon oben erwähnte unumschränkte Hochachtung gegen das Alterthum, theils auf die vielen Menschen gewöhnliche Neigung, hinter dem, was ihnen unverständlich und unerklärlich ist, lauter Weisheit und wichtige Geheimnisse zu muthmasen, theils endlich auf eine übelverstandne Dankbarkeit gegen die Aegyptier, welche man insgemein für die ersten und ältesten Lehrer der ganzen kultivirten Welt ansieht. Es ist wahr, daß die ersten Begriffe von Künsten und Wissenschaften aus Aegypten zu den Griechen, und von diesen auf alle andre Nationen gebracht wurden; und in so fern können gewissermasen auch die neuern Europäischen Völker den Stammbaum ihrer wissenschaftlichen Kentnisse bis auf die alten Aegyptier zurückführen. Allein wie sonderbar ist der Schluß; die Aegyptier waren die ersten Lehrer der meisten übrigen, besonders aber der europäischen Nationen, von ihnen erhielten unsre Vorfahren die ersten Elemente aller Künste und Wissenschaften; also wusten sie auch ganz gewiß mehr als wir heut zu Tage wissen, und wir würden jezt noch viele uns unbekannte, wichtige und unerwartete Wahrheiten aus ihren Denkmälern lernen können, wenn wir nur ihre geheimnißvollen Hieroglyphen, welche den Schlüßel zu jenen verborgenen Tiefen der Weisheit enthalten, lesen könten. Wer so schließen will — und so haben doch in der That viele, selbst gelehrte Männer geschlossen — der gleicht einem Mathematiker, der sich bei der Auflösung der schwersten analytischen Aufgaben, bei seinem gewesenen Schulmeister blos deswegen, weil dieser ihn die vier Spezies gelehrt hat, Raths erholen will, oder einem Manne, der sich einbildet, er könne eine kleine Quelle mit Lastschiffen befahren, weil aus ihr ein schifbarer Fluß entspringt. — Können auch die Erklärungen, welche die griechischen Schriftsteller von einigen ägyptischen Hie-

roglyphen

roglyphen geben, nur im geringsten die Meinung rechtfertigen, daß die Aegyptier im Besitz großer uns verborgener wissenschaftlicher Kentnisse gewesen wären? Beziehen sich nicht die meisten von diesen Erklärungen auf Gegenstände der Religion, und sind wohl die wenigen wissenschaftlichen Begriffe, welche durch die übrigen Hieroglyphen angedeutet wurden, von solcher Beschaffenheit, daß wir daraus auf weitumfassende Einsichten schließen könten? Wenn ihre Bilderschrift Figuren hatte, welche den Thierkreis, das Solstitium, die Nachtgleichen, das Planetensystem u. dgl. bezeichneten, so war das freilich wohl ein Beweis, daß sie von allen diesen Dingen Begriffe hatten, die allerdings einen Anfang wissenschaftlicher Kultur, der in einer so frühen Periode des Menschengeschlechts immer sehr schäzbar ist, nicht aber gerade solche Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten, die wir noch nicht gethan hätten, und um derentwillen wir die Aegyptier beneiden dürften, vorausseßen.

Gesezt aber auch, die Aegyptier, oder vielmehr ihre Priester, wären im Besitze gewisser wissenschaftlicher Kentnisse gewesen, die sie geheim zu halten suchten, und hinter Hieroglyphen, welche nur ihnen verständlich waren, verbargen; so wäre doch immer noch die Frage: ob diese Kentnisse wirklich so wichtig waren, daß wir ihren Verlust zu bedauren Ursache hätten? Ich bin fest überzeugt, daß keine Wissenschaft, keine Wahrheit wichtig und der Nachforschung würdig ist, wenn sie nicht allgemeines Menschenwohl befördern, Verstand und Herz aufklären und verbessern kann; und wie ist es gleichwohl möglich, daß sie diese Wirkung leiste, wenn sie geflissentlich verborgen, und der Schlüßel, der sie aufschließen könte, in den Abgrund des Geheimnisses geworfen wird? Menschen, die aus eigennüzigen Absichten die Erkentniß nüzlicher Wahrheiten ihren

Brü-

Brüdern unzugänglich machen, sind selbst sehr selten geschikt und willig, von diesen Wahrheiten allen möglichen Gebrauch zu machen, und ihren Umfang zu erweitern. Sie gleichen dem Geizigen, dem es gnügt, Gold zu haben, ohne auf den Genuß der Vortheile, die er sich dadurch verschaffen könte, zu denken. Es giebt hier sehr wenig Ausnahmen; und äußerst klein ist die Summe der Wahrheiten, die wirklich nüzlich sind, aber, um ihre wohlthätigen Endzwecke zu erreichen, den meisten Menschen verborgen bleiben müssen. — Diese allein ausgenommen, verhält sichs mit der Wahrheit überhaupt wie mit der Tugend. Die Tugend, welche bewacht werden muß, verdient den Wächter nicht, und Wahrheit, welche geflißentlich verborgen wird, ist selten der Enträthselung werth. — Um sich hiervon noch mehr zu überzeugen, darf man nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte aller Zeiten und aller Völker werfen. Wo gab es die meisten Geheimnisse? wo rühmten sich die Priester am meisten des ausschließlichen Besitzes verborgener Wissenschaften? Etwa bei den aufgeklärtesten, gesittetsten und tugendhaftesten Nationen? Nein! fürwahr nicht bei diesen. Die finstersten Zeiten, die rohesten und barbarischsten Nationen waren es, wo Geheimnisse am meisten galten, und von allen, welche ihren Nutzen dabei fanden, das Volk zu täuschen, mit dem glüklichsten Erfolg bei ihrem Ansehen erhalten wurden. So wie nach und nach Sittlichkeit, ächte Philosophie, hellere wissenschaftliche Begriffe, und gründlichere Kentniß der Natur erst in den obern, und dann auch in den untern Klassen des Volks sich verbreiteten, so wurde auch der Nebel der Geheimnisse zerstreut, ihr Ansehen verminderte sich, was sie verbargen, kam ans Tageslicht, und wurde, wenn es einigen Nutzen haben konte, beibehalten, und durch Publizität vervollkommnet, im entgegengesezten Falle

aber

aber weggeworfen, und selbst das Andenken davon vertilget.

Ich würde die Frage: ob die Hieroglyphen der alten Aegyptier zu Aufbewahrung wichtiger und wahrhaftig nüzlicher, für uns aber heut zu Tage verloren gegangner wissenschaftlicher Begriffe bestimmt gewesen, nicht so umständlich geprüft und beantwortet haben, wenn ich nicht wüste, daß auch noch heut zu Tage diese Frage sehr oft bejahet worden ist. Von dem Nachforschen und Grübeln über die wahre Beschaffenheit dieser geheimen wissenschaftlichen Wahrheiten, ist bei vielen Köpfen oft nur noch ein Schritt zu der Behauptung übrig, daß die Hieroglyphen der Aegyptier Alchemie, Magie und andere übernatürliche Künste zu ihrem Gegenstand haben. Diese Vorstellungen sind vielleicht jezt selbst in Europa, selbst in Deutschland eben so gemein, als sie es jemals in dem mittlern Zeitalter waren, und noch heut zu Tage unter den unwissenden Arabern und koptischen Mönchen sind *); allein ich finde keinen Beruf, mich auf eine Prüfung derselben einzulassen. Vernünftige und helldenkende Köpfe sind schon längst von der Richtigkeit solcher Träume überzeugt. Alle Widerlegung aber, wär sie auch die bündigste, ist unnüz und vergeblich bei Leuten, die den Richterstuhl der Vernunft nicht anerkennen, die sich immer nur im Strudel ihrer Mystik und ihrer Phantasie herumdrehen, und die Hand von sich stoßen, die sie herausreißen will.

Weit

*) Es ist bekant, daß die Türken und die Kopten in Aegypten die Hieroglyphenschriften für Talismanne halten, welche demjenigen, der sie lesen und verstehen kann, den Besitz großer Schätze und die Herrschaft über die Geister verschaffen, und daß noch heut zu Tage viele koptische Mönche, nach Anleitung selbst erdachter Auslegungen der Hieroglyphen an dem Steine der Weisen arbeiten.

Weit gefehlt, daß die Hieroglyphen den Schlüßel zu wichtigen wissenschaftlichen Kenntnissen oder gar zu übernatürlichen Künsten enthalten solten, können sie uns vielmehr ein Beweis seyn, daß damals, als sie erfunden und zu Inschriften gebraucht wurden, Aegypten zwar allerdings schon einige, aber doch immer nur noch die niedrigern Stufen der Kultur erstiegen hatte. Ich habe schon oben erinnert, daß die Bilderschrift bey allen sich selbst bildenden Nationen früher existirt und existiren muß, als die Buchstabenschrift, und eben dieses gilt auch von den ägyptischen Hieroglyphen. Sie waren die ersten Versuche, gedachte Begriffe durch sichtbare Zeichen mitzutheilen. So lange als man sich mit dem Abmalen der gedachten Gegenstände begnügte, selbst dann noch, als man, anstatt selbige ganz abzumalen, nur einzelne Theile derselben, oder auch nur die äußersten Linien und Umrisse zeichnete, blieb diese Bilderschrift allgemein verständlich. Als man aber anfing, sich der tropischen und allegorischen Hieroglyphen, welche sich ganz auf Aehnlichkeiten gründeten, zu bedienen, so brachte es die Natur der Sache mit sich, daß nach und nach die Bedeutung dieser Figuren undeutlich und zweifelhaft werden muste. Aehnlichkeiten zwischen zwei Dingen können nie so allgemein bestimmt und festgesezt werden, daß sie jedermann auf gleiche Weise einleuchten solten; und wenn es gleich durch Verabredung möglich ist, gewiße Figuren zu einer für die Mitglieder kleinerer Gesellschaften verständlichen tropischen oder allegorischen Bezeichnung gewisser Begriffe zu bestimmen, so ist dieses doch ohne Verabredung bei einem großen Volke, zumal wenn es in mehrere Stämme und Staaten getheilt ist, und für spätere Nachkommen fast ganz unmöglich.

Man mache den Versuch, und zeige einer großen Anzahl von Menschen, die vorher nicht schon unterrich-

tet

tet sind, eine Figur, mit der Erklärung, daß selbige nicht den Gegenstand, den sie zunächst sinnlich vorstellt, sondern etwas ihm ähnliches bezeichnen solle. Es kann nicht fehlen, daß nicht die verschiedensten Muthmasungen und Deutungen zum Vorschein kommen solten; weil unter allen diesen Menschen kaum einige wenige seyn werden, deren Denkungsart und Ideenverbindungen sich gleich wären, weil Sinne und Einbildungskraft bei dem einen mehr von dieser, bei dem andern aber mehr von jener Eigenschaft der Figur gerührt werden, und weil folglich jeder einen eignen Standpunkt wählt, von welchem er bei Erforschung der vorliegenden Aufgabe ausgeht. —

Eben so müssen auch die Resultate ganz verschieden seyn, und ganz verschiedene tropische und allegorische Hieroglyphen erfunden werden, wenn mehrere Menschen, gesezt auch, daß sie gleiche Sitten, Lebensart, Gebräuche und Kenntnisse hätten, zu gleicher Zeit sich bemühen, Aehnlichkeiten zu erfinden, durch deren Hülfe sie einen gewissen Gegenstand bezeichnen können. Dies muste auch ohnstreitig bei den Aegyptiern der Fall seyn, und das um desto mehr, da die Städte und kleinere Stämme dieser Nation durch verschiedene Religionsgebräuche und Sitten zum Theil ganz von einander getrennt waren, und wegen ihres gegenseitigen Religionshasses wenig Verkehr unter einander hatten. Daher muste oft die nämliche Hieroglyphe, welche in einem Nomus diese Bedeutung hatte, in einem andern Nomus ganz anders gedeutet worden, und eine Folge hiervon war diese, daß zu gewissen Zeiten fast jede Provinz ihre eigene Bilderschrift hatte, welche in der nächstangränzenden eben so unverständlich war, als es die Tonsprache zweier mit einander gränzender Völker, für jedes derselben, ohne vorhergegangenen Unterricht zu seyn pflegt. Hieraus lassen sich wohl auch zum Theil die Wi-

derſprüche erklären, welche wir bei der Deutung verſchiedener Hieroglyphen in den alten griechiſchen Schriftſtellern wahrnehmen. Sie ſagen uns zum Beiſpiel, man habe das Krokodil zum Bilde der Sonne (d. i. des Oſiris), aber auch zum Bilde des Typhon und alles Böſen gewählt. Beides kann wahr ſeyn, nur mit der Einſchränkung, daß das Krokodil in den Provinzen, wo man es verehrte, zur allegoriſchen Bezeichnung eines guten und wohlthätigen, in den andern Provinzen hingegen, wo man es verabſcheute und verfolgte, zur Bezeichnung eines böſen und feindſeligen Weſens dienen muſte. —

Es war aber auch faſt unmöglich, ſolche allegoriſche und tropiſche Hieroglyphen zu erfinden, welche für alle Zeiten und bei den ſpäteſten Nachkommen immer verſtändlich geblieben wären, geſezt auch, daß die Nation keine großen Revolutionen erlitten, und immerfort ihre Originalität, ihre Staatsverfaſſung und ihre Religion beibehalten hätte. So wie die Zeit, die Erfahrung und der Fleiß einer Nation mehrere Kentniſſe und einen größern Vorrath von Begriffen herbeiführt, ſo muß nothwendig auch das Dichtungsvermögen und die Fähigkeit des Geiſtes, Aehnlichkeiten zwiſchen Gegenſtänden verſchiedner Art wahrzunehmen, von Zeit zu Zeit eine andere Richtung erhalten. Die dichteriſchen Bilder, die Vergleichungen des halbrohen noch wenig kultivirten Menſchen, ſind ſo wie ſeine Begriffe überhaupt, nur von der Oberfläche der Dinge, von denjenigen Eigenſchaften derſelben, welche ihn am ſtärkſten rühren, und von den Beziehungen hergenommen, welche ſie auf ſeine Bedürfniſſe und auf ſeine Subſiſtenz überhaupt haben. Nach und nach lernt der Menſch, ſo wie er in der Kultur weiter fortſchreitet, und ſeine Verſtandskräfte ſich mehr entwickeln, die Dinge um ihn herum von mehrern Seiten kennen, ihre Ei-

gen-

genschaften mehr zergliedern und von einander unterschei-den, und, nicht zufrieden, blos ihre Oberfläche zu kennen, macht er sich auch mit ihrer innern, weniger in die Sinne fallenden Natur bekant. Dadurch werden seine Begriffe deutlicher, vollständiger und bestimmter, sein Verstand wird aufgeklärt, aber eben deswegen muß auch seine Phantasie sehr viel von ihrer Stärke verliehren, und die Vergleichungen, welche er nunmehr zwischen den Gegenständen anstellt, die Aehnlichkeiten, welche er wahrnimmt, sind mehr das Werk der Kunst und des strengen Nachdenkens, als der unmittelbaren sinnlichen Rührung. Man hat schon öfters die Bemerkung gemacht, daß die Werke der Dichtkunst bei rohen oder wenig kultivirten Nationen zwar unregelmäsig und rauh, aber voll sinnlich starken malerischen Ausdrucks, voll glühender Phantasie sind, bei ausgebildeten und verfeinerten Nationen hingegen mehr Politur und Regelmäsigkeit haben, aber auch insgemein mehr Lauigkeit und mühsameres Streben nach Kraft verrathen. Jene gleichen einer schlecht und verworren angeordneten Gruppe voll Wahrheit, Ausdruck und Stärke des Kolorits in den einzelnen Figuren; leztere einem vortheilhaft gruppirten Gemälde, dessen einzelne Theile fleißig gezeichnet sind, aber ein schwaches verblichenes Kolorit und gezwungene Umrisse haben. — Ich glaube, man kann dieses auch auf die tropische und allegorische Bilderschrift anwenden, denn auch diese ist das Werk des Dichtungsvermögens und der Einbildungskraft. Die ersten Hieroglyphen, welche man von Aehnlichkeiten der Dinge unter einander hernahm, nachdem man aufgehört hatte, die gedachten Gegenstände selbst zu zeichnen, musten also nothwendig ganz anders beschaffen seyn, als diejenigen, welche man in der Folge mit Hülfe einer ausgebreitetern Erfahrung, und eines mit mehrern Ideen bereicherten Verstandes erfand. Jene ältern

tern muſten nothwendig kunſtloſer und roher, aber an ſich ausdruckvoller, dieſe, nämlich die ſpäter erfundenen, mehr gekünſtelt, und dabei, weil ſie von entfernteren Aehnlichkeiten hergenommen waren, weniger befriedigend für die Einbildungskraft ſeyn. Zu gleicher Zeit aber muſten auch ſelbſt die ältern Hieroglyphen zum Theil in ſpätern Zeiten unverſtändlich werden, weil es eine bekannte Erfahrung iſt, daß mit der zunehmenden Ausbildung des Verſtandes, und bei mehrerer Fertigkeit, die Eigenſchaften der Gegenſtände von einander abzuſondern und gleichſam zu zergliedern, die Empfänglichkeit für ſolche Rührungen und Empfindungen, welche durch die geſamten Beſchaffenheiten eines Dinges erregt werden, und die Einbildungskraft am meiſten beſchäftigen, vermindert, und viele Irrthümer, welche bei der blos ſinnlichen Wahrnehmung ſtatt finden, verbeſſert werden. So denkt ſich zum Beiſpiel der gemeine Mann, wenn er einen Regenbogen ſieht, nichts weiter als die Schönheit der Farben, welche ihm eine angenehme ſinnliche Rührung gewährt; der Naturforſcher hingegen vergißt vielleicht gänzlich die Schönheit dieſes Schauſpiels, und denkt blos an Entſtehung des Regenbogens durch Brechung der Lichtſtralen; und ſo könte es leicht geſchehen, das wenn man beiden die Figur eines Regenbogens mit dem Bedeuten, daß darunter ein andrer Sinn verborgen ſei, vorlegte, der eine das Sinnbild des Frühlings, oder ſonſt eines Gegenſtandes, bei welchem man ſich zugleich viel glänzende und bunte Farben denkt, und der andre das Symbol der Newtonſchen Lichttheorie vor ſich zu ſehen glauben würde. Mit einem Worte, der verſchiedene Ideengang bei verſchiedenen Graden der Kultur ändert auch die Richtung des Dichtungsvermögens mannnichfaltig ab, und macht Aehnlichkeiten, Bilder und Vergleichungen, welche dem einen Menſchen ſehr deutlich und charakteriſtiſch

rakteristisch scheinen, für den andern unverständlich und zweideutig. So mußte es auch den alten Aegyptiern in den successiven Perioden ihrer Existenz und ihrer Kultur mit den Hieroglyphen ihrer Vorfahren gehen. Sie wurden ihnen entweder ganz unverständlich, oder sie modelten die Bedeutung derselben nach ihrer eignen Denkart, und legten ihnen einen Sinn bei, an welchen die Erfinder und Zeichner derselben gar nicht gedacht hatten. Eben so ist es auch unstreitig in den allermeisten Fällen allen denjenigen neuern Gelehrten gegangen, welche die ägyptischen Hieroglyphen nach eignen Grundsätzen auslegen wolten. Unsere wissenschaftlichen Begriffe, unsre Art Ideen unter einander zu verbinden, der Gang unserer Einbildungskraft, alles, selbst unsre Vorurtheile, macht den Unterschied zwischen uns und den alten Aegyptiern so groß, daß es uns, selbst bei der aufrichtigsten Forschbegierde, und bei der gründlichsten Kentniß der Geschichte dieses alten Volks unmöglich gelingen kann, uns ganz in die Denkungsart desselben zu versetzen, und den Weg zu erforschen, den sich seine Phantasie zwischen den hieroglyphischen Figuren und den Gegenständen, die dadurch bezeichnet wurden, gebahnt hatte

Die Hieroglyphen konten, wenigstens in den ersten Zeiten, wo man keine andre Schrift in Aegypten kante, gewiß nicht bestimmt seyn, die Geheimniße der Priester und Eingeweihten vor den Augen des Volks zu verbergen. Denn, ob es gleich von je her der Eitelkeit solcher Menschen, welche Geheimnisse besaßen, oder zu besitzen vorgaben, sehr geschmeichelt hat, wenn man es überall wuste, daß sie die Besitzer solcher geheimen Kentniße wären, so muß es doch, wie man leicht einsieht, wider alle Klugheit, und selbst unverträglich mit jener Eitelkeit seyn, wenn die Symbole solcher Geheimnisse allenthalben zur Schau ausgestellt, und gemein

gemacht

gemacht werden. Wie hätten also wohl die ägyptischen Priester unklug genug seyn sollen, ihre Hieroglyphen, wenn selbige den Schlüßel zu allen ihren geheimen Kentniße.n enthielten, auf allen Tempelwänden, an allen Obelisken und Pyramiden einzugraben, da es ja nicht fehlen konte, daß das Volk auf diese Art durch den täglichen Anblick an sie gewöhnt, und gegen dasjenige, was sie verbargen, gleichgültig werden muste? — Ganz gewiß war also die Bestimmung der Hieroglyphen in ihrem ersten Ursprung diese, daß sie allgemein lesbar, allgemein verständlich seyn, und auf unzerstörbaren Monumenten, das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, und nüzlicher Erfahrungen zum Unterricht für Zeitgenossen und Nachkommen aufbewahren solten. Man muste aber endlich durch die Erfahrung mehrerer Generationen einsehen lernen, daß die allegorische Bilderschrift kein taugliches Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks, daß sie ihrer Natur nach dem Wechsel und der Veränderung unterworfen sei, und daß sie auch zu Bezeichnung aller Begriffe, deren Vorrath täglich mehr anwuchs, schlechterdings nicht hinreiche. Man sahe nur zwei Wege vor sich, um diesen Mängeln abzuhelfen. Entweder man muste zu der alten Malereischrift zurückkehren, welche den ganzen Gegenstand jedes Begriffes selbst, ohne alle Verkürzung, ohne Tropus und Allegorie abmalte; oder man muste ein Mittel erfinden, die hörbaren Zeichen der Begriffe, die Worte und Töne selbst, dem Auge vorzustellen. Die Malereischrift wäre zwar freilich, eben so wie in dem persönlichen Umgang die Minensprache der Natur, allgemein und zu allen Zeiten verständlich gewesen, allein man hatte ihre Unbequemlichkeiten, und insonderheit auch ihre Untauglichkeit zu Bezeichnung außersinnlicher Ideen schon längst kennen gelernt; und man wählte daher den zweiten Weg, — man erfand die Ton- oder

Buchstabenschrift, welche, wie ich schon oben gesagt habe, der lezte und auch der wichtigste Schritt ist, den die Menschen überhaupt, und so auch die Aegyptier, in Vervollkommnung der Kunst, Ideen zu bezeichnen, gethan haben. Wenn in der Folge Priester und geheime Gesellschaften die alte, unverständlich gewordene Bilderschrift wieder hervorsuchten, sie zum Behuf ihrer Täuschungen anwendeten, und sogar dem Volk, und allen, die sie nicht genugsam beurtheilen konten, einbildeten, daß diese Charaktere von jeher zur Aufbewahrung ihrer Geheimniße bestimmt gewesen wären, so ist das blos ein Beweis, daß sie ihre Zeitgenossen recht gut kanten, und wohl wusten, daß sehen und glauben ein jeder kann, aber nachdenken und philosophiren über das gesehene, und jeden Gegenstand bis auf seinen Ursprung verfolgen, nur sehr weniger Menschen Sache ist.

Ich glaube also hier hinlänglich dargethan zu haben, daß die Erfindung der Hieroglyphik, weit gefehlt, große Weisheit und tiefe Kentniß vorauszusetzen, vielmehr nur der erste unsichere und unvollkommene Schritt sei, den ein sich selbst bildendes, und noch wenig kultivirtes Volk zur Erfindung der Schriftsprache thut, und seiner Lage nach thun muß; daß die Hieroglyphen der ältesten Aegyptier ihrer ersten Bestimmung nach keinesweges zu Aufbewahrung besondrer wissenschaftlicher Wahrheiten und geheimer Künste dienen solten, noch auch jemals wirklich dienen konten: daß endlich die tropische und allegorische Bilderschrift ihrer Natur nach mit der Zeit unverständlich werden muß, und folglich der Umstand, daß wir heut zu Tage die Hieroglyphen der Aegyptier nicht entziffern können, keinesweges geradezu ein Beweis ist, daß uns die durch selbige bezeichneten Gegenstände und Begriffe ganz verborgen und unbekant seyn müsten, sondern blos, daß wir das Ver-

hältniß und die Aehnlichkeit, welche sich die alten Aegyptier zwischen ihren hieroglyphischen Figuren, und dem, was darunter vorgestellt wurde, dachten, unsrer Lage und Denkungsart nach nicht enträthseln können. So viel glaubte ich über die Hieroglyphen sagen zu müssen, um meinen Lesern den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem ich die Mittel betrachte, deren sich die ältesten Aegyptier bedienten, Begriffe verschiedener Art ihren Zeitgenoßen und der Nachwelt durch sichtbare Zeichen mitzutheilen. Ohne diese vorläufige Erörterung hätte sich, wie ich glaube, der Zustand der einzelnen Wissenschaften in dem alten Aegypten, zu dessen Schilderung ich mich nunmehr wende, nicht füglich beurtheilen lassen.

Ich fange mit einigen Betrachtungen über die ägyptische Philosophie an. Die Philosophie der ältesten Völker beschäftigte sich mehr mit Hypothesen und Muthmasungen über die Entstehung der Welt und über andre außerirdische Dinge, als mit Wahrheiten, welche auf das Wohl, auf Herz und Verstand der Menschen einen wohlthätigen Einfluß hätte haben können. Der Dichtungsgeist, die regellose Phantasie, welche im kindlichen Alter der Menschheit so mächtig herrscht, lebte und webte noch in allen Theilen dieser sogenannten Philosophie, welche, die wenigen moralischen Wahrheiten, die sie lehrte, abgerechnet, jenen Namen eigentlich gar nicht verdiente. Die Griechen, und unter diesen besonders Socrates, waren die ersten, welche den Weg der unfruchtbaren Spekulation verließen, und der Philosophie eine andre für die Menschheit nüzlichere Gestalt gaben. Aus diesem Grunde kann die Geschichte der ägyptischen Philosophie nicht anders als äußerst mager ausfallen, und uns weder Belehrung noch Unterhaltung gewähren. Die wenigen Bruchstücke der ägyptischen Philosophie, welche uns die ältern griechi-

schen Schriftsteller aufbehalten haben, sind übrigens so beschaffen, daß es noch sehr zweifelhaft bleibt, ob sie eine getreue Darstellung ägyptischer Ideen, oder vielmehr nur Ideen alter griechischer Philosophen in ägyptischem Gewand enthalten. So viel scheinet überhaupt sehr wahrscheinlich zu seyn, daß die alten Aegyptier zwey Urwesen, ein gutes und ein böses annahmen. Dieses war auch sehr natürlich, denn überall finden wir, daß diese Idee von zwey einander entgegengesezten Urwesen bei allen noch wenig kultivirten, und zum Theil auch selbst bey den aufgeklärtern Nationen älterer und neuerer Zeiten herrschte, und herrschen muste, weil sie in ihrer Lage und nach ihren Begriffen die Existenz des Uebels in der Welt mit der Existenz eines einzigen vollkommnen und wohlthätigen Wesens nicht zusammenräumen konten. Mit diesem Lehrsatz zugleich entsprang denn auch wahrscheinlicher Weise die mythische Darstellung desselben in der Geschichte des Osiris und des Typhon. Die Nachrichten der Griechen machen es auch wahrscheinlich, daß die Aegyptier die Ewigkeit der Materie oder des Chaos und die Entstehung der geformten Welt durch Einwirkung des ewigen Schöpfergeistes in die rohe Materie behauptet haben. Wählt man andre Ausdrücke für diesen Satz, so könte man auch behaupten, daß die Aegyptier alle erschaffne Dinge oder vielmehr ihre Eigenschaften und Formen für Emanationen der Gottheit oder der Weltseele gehalten hätten. — Die ägyptische Kosmogonie, welche wir beim Diodor finden, habe ich schon im ersten Bande dieses Werks S. 267 meinen Lesern vorgelegt, und zugleich die Aehnlichkeit derselben mit der Kosmogonie der Jonischen Schule bemerklich gemacht; und es ist daher nicht nöthig, daß ich mich hier weiter darüber ausbreite. Ob man aus dieser Meinung der Aegyptier über die Entstehung der geformten Welt, welche blos Diodors

Zeugniß

für sich hat, mit Recht schliesen könne, daß die ägyptischen Philosophen Atheisten gewesen, daran zweifle ich gar sehr; denn der Atheismus sezt eine unglückliche Fertigkeit in Erfindung metaphysischer Spizfindigkeiten voraus, die man den ältesten Aegyptiern schwerlich zutrauen kann, und welche ihnen nur diejenigen beimessen können, die so gern den Ursprung neuer Systeme und Meinungen in der entferntesten Vorwelt aufsuchen, und vom Manichaeismo ante Manichaeos, vom Spinozismo ante Spinozam u. s. w. so viel zu sagen wissen. — Was uns die Griechen von den Meinungen der Aegyptier in Ansehung der Unsterblichkeit der Seele, und der Seelenwanderung berichten, das habe ich ebenfalls schon im ersten Theile beigebracht.

Dies ists alles, was wir aus den ältern griechischen Schriftstellern von der spekulativen Philosophie der alten Aegyptier wissen — unzusammenhängende Bruchstücke, von welchen wir nicht einmal genau wissen, in wie weit sie wirklich ägyptischen Ursprungs sind. Mit Vorbedacht übergehe ich alles, was die sogenannten pythagoräischen oder neuplatonischen Schriftsteller von den philosophischen Lehrsätzen der Aegyptier erwähnen. Denn ob ich gleich nicht leugnen will, daß die ersten Stifter und Anhänger der neuplatonischen Schule, da viele derselben Aegyptier waren, manche von ihren vaterländischen Ideen in ihre Philosophie aufgenommen haben mögen, so ist es doch auch unleugbar, daß sie um ihren eigenen Vorstellungen und fanatischen Lehrsätzen Ansehen und Gewicht zu verschaffen, sehr oft die alten Aegyptier für Erfinder derselben ausgegeben, und dadurch die Verwirrung, welche überhaupt in der Geschichte des ägyptischen Religions- und Lehrbegriffs herrscht, noch um ein groſses vermehrt haben. — Was die Moralphilosophie der Aegyptier, und die mit selbiger zusammenhängende Gesetzgebungs- und Regierungs-

kunst

kunst anbelangt, so kann man selbige groſsentheils aus dem Inhalte der drei lezten Abschnitte des ersten Bandes beurtheilen. Man wird sich aus selbigen überzeugen können, daſs die Aegyptier nebst vielen guten moralischen und politischen Grundsätzen auch manche sehr fehlerhafte und tadelnswürdige hatten. Sie hielten, wie besonders die Geschichte ihrer Religionsgebräuche beweiset, sehr viel auf die verdienstliche Kraft der körperlichen Reinigungen, der Opfer, der Züchtigungen und Abtödungen des Fleisches, und in so fern sind sie gewiſsermasen Vorgänger aller derjenigen, welche glauben, die Gottheit finde Wohlgefallen an selbsterdachten Qualen der Menschen, und ihr Zorn lasse sich durch nichts leichter, als durch gedankenlose Andachtshandlungen abwenden.

Die Aegyptier gaben ihren Thot für den Erfinder aller Künste und Wissenschaften, und besonders auch der Geometrie aus. Allerdings ist es mehr als wahrscheinlich, daſs man in einem Lande, wie Aegypten, sehr frühzeitig die Anfangsgründe der Meſskunst erfunden haben müsse. Es war nothwendig, die jährliche Ueberschwemmung des Nils, von welcher der Wohlstand des ganzen Landes abhing, nach gewissen Maasen zu bestimmen, um in jedem Falle, die Ueberschwemmung mochte nun gerade zureichend, zu groſs oder zu gering seyn, im voraus die schiklichsten Maasregeln ergreifen zu können. Und da, ebenfalls wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes, die Einwohner Aegyptens gewiſs gleich bei der ersten Gründung des Staates bleibende Wohnplätze sich wählen muſten, und folglich eine genaue Bestimmung des Privateigenthums unentbehrlich nothwendig war, so muste man auf Mittel denken, die Ländereyen genau auszumessen, weil die jährliche Ueberschwemmung des Nils, in einem gröſsestentheils so flachen Lande, alle natürliche Merkzeichen unkentlich ma-

chen

chen muste, an welchen jeder Eigenthümer die Lage und Gränzen seines Grundstüks hätte erkennen können. — So weit giengen also ganz ungezweifelt die geometrischen Kentnisse der Aegyptier, und in diesem ihren ganzen Umfang waren sie die Frucht des Bedürfnisses. Ganz unrecht aber würde man thun, wenn man ihnen eine größere Ausdehnung geben wollte. Thales, der in Aegypten gewesen, und von den Priestern dieses Landes unterrichtet worden war, muste doch erst durch eignes Nachdenken den Satz erfinden, daß wenn zwo Linien einander durchschneiden, die gegenüberstehenden Winkel einander gleich sind. Pythagoras hatte sich ebenfalls in aller Weisheit der Aegyptier unterrichten lassen, und dennoch erfand er erst nach seiner Rückkunft den von ihm benannten Lehrsatz, daß das Quadrat der Hypotenuse den Quadraten der beiden übrigen Seiten des rechtwinklichen Dreiecks gleich sei; und diese Erfindung war ihm, dem Schüler der ägyptischen Weisen, so neu und unerwartet, daß er deswegen, wie man sagt, eine Hekatombe opferte. Was soll man also wohl von den geometrischen Kentnissen der Aegyptier denken, da sie nicht einmal jene Sätze kanten, die in unsern Tagen zu den allerersten Anfangsgründen der Geometrie gerechnet werden? Sie verstanden sich sogar nicht einmal darauf, die Höhe ihrer Pyramiden zu messen, und Thales, ihr eigener Schüler war es, wie Plutarch erzählt, der ihnen zuerst die Mittel dazu angab.

Wenn die Aegyptier in der Mathematik noch so weit zurück waren, so musten natürlicherweise auch ihre astronomischen Kentniße sehr eingeschränkt seyn. Wenn sie Sterne, Sternbilder und Planeten kanten, und nach ihrer Art zu benennen wusten, wenn sie ihren Auf- und Untergang beobachteten, wenn sie sogar, wie man vermuthen kann, Sternwarten erbaueten, so war das

alles

alles zwar sehr nüzlich, es war auch ein Anfang zur Kentniß des gestirnten Himmels, allein dadurch wird die hohe Meinung, die man sich so oft von den Verdiensten dieses Volks um die Astronomie gemacht hat, keinesweges gerechtfertigt. Die natürliche Beschaffenheit ihres Landes machte ihnen die Beobachtung der Sterne nothwendig, und der immer heitre Himmel, unter welchem sie lebten, erleichterte selbige; allein sie hatten hierin nichts vor den mesopotamischen und chaldäischen Hirten voraus, die ebenfalls Sterne kanten, benanten, und ihren Auf- und Untergang beobachteten, und demohngeachtet nichts weniger als große Astronomen genant werden können. Selbst der Umstand, daß die Aegyptier die wahre Dauer des Sonnenjahrs, wie es scheint, zuerst erfunden hatten, kann das Urtheil, welches ich hier von dem Zustande ihrer Astronomie gefällt habe, keinesweges abändern; denn diese Erfindung sezt wohl fleißige Beobachtung des Himmels, so wie auch vermuthlich viele vorhergegangene vergebliche Versuche, keinesweges aber den Besitz aller der Hülfsmittel, deren wir uns heut zu Tage zu solchen Berechnungen bedienen, voraus. Wenn die ägyptischen Priester beim Herodotus erzählen, daß die Sonne seit der Gründung ihres Staates zweimal an entgegengesezten Himmelsgegenden auf- und untergegangen sei, so stimmt dieses freilich sehr gut mit ihrer ganzen Zeitrechnung überein. Wir haben aber schon an einem andern Orte gezeigt, was von dieser Zeitrechnung zu halten sei, und man muß sich daher billig wundern, daß es noch in unsern Zeiten Gelehrte gegeben hat, welche aus jenem Vorgeben der Priester auf große astronomische Kentniße der Aegyptier haben schließen können. Die Priester dieser Nation musten wohl nicht einmal Sonnen- und Mondfinsterniße berechnen können, sonst würden sie dieses doch wohl auch den Thales, der ihr Schü-

ler gewesen war, gelehrt haben; und gleichwohl finden wir, daß dieser zuerst die Kunst, Verfinsterungen der Himmelskörper vorher zu sagen, und zwar durch eignes Nachdenken, erfunden habe. Wir müssen überdies auch bedenken, daß die Beobachtung des Himmels bei den ältesten Aegyptiern keinesweges auf die nüzlichen Endzwecke, zu welchen wir sie heut zu Tage benutzen, gerichtet war. Sie bedienten sich ihrer allenfalls nur, um die Geschäfte des Ackerbaues nach einer regelmäßigen Zeitordnung einzurichten, nicht aber auf Reisen zu Lande oder zur See; denn sie verließen ihr Land fast niemals, und hatten, wenigstens in den ältesten Zeiten, ehe sie in nähere Verbindung mit den Griechen traten, einen außerordentlichen Abscheu vor dem Meere. Die närrische Begierde, zukünftige Begebenheiten zu enträthseln, welche allen barbarischen und unwissenden Völkern in so vorzüglichem Grade eigen ist, diese war es vorzüglich, welche sie zu Beobachtung des gestirnten Himmels antrieb. Sie und die Babylonier waren die ersten, welche Tage wählten, und aus dem Laufe der Gestirne den guten oder schlimmen Erfolg bürgerlicher oder öffentlicher Geschäfte, glückliche und unglückliche Naturbegebenheiten, Wohlthaten und Strafgerichte der Gottheit vorherzuverkündigen sich anmaaßten. Mit einem Worte, ihre Astronomie verdiente im Grunde diesen Namen gar nicht, sie war eigentlich weiter nichts als Sterndeutekunst, und, wenn man weis, wie wenig sich diese Afterwissenschaft, diese Misgeburt menschlicher Thorheit und Eigendünkels mit ächter Sternkunde verträgt, so wird man schon hieraus leicht abnehmen können, was von den gepriesenen astronomischen Kentnißen der Aegyptier zu halten sei.

Da sich die Aegyptier die Erfindung aller Künste und Wissenschaften anmaßten, so darf man sich nicht

wundern

wundern, wenn sie dieses auch in Ansehung der Arzneiwissenschaft thaten. „Die Göttin Isis, sagt Diodor, soll nach dem Vorgeben der Aegyptier, sehr viese Arzneimittel erfunden, und große Erfahrung in der Heilkunde besessen haben. Deswegen wird sie als Vorsteherin der Gesundheit verehrt, und man versichert, sie offenbare den Kranken im Schlafe die Mittel, deren sie sich, um zu genesen, bedienen sollen. Sehr viele, welche von den Aerzten als unheilbar aufgegeben wurden, sollen durch Befolgung des Raths, den ihnen die Göttin ertheilte, auf wunderbare Art ihre Gesundheit wieder erhalten haben. Sie soll auch einen Trank der Unsterblichkeit erfunden, und durch selbigen ihren Sohn Horus, welchen die Titanen erschlagen hatten, nicht nur vom Tode auferweckt, sondern auch der Unsterblichkeit theilhaftig gemacht haben. Horus selbst wurde, wie man sagt, von seiner Mutter in der Arzneiwissenschaft und Wahrsagerkunst unterrichtet, und machte sich, nachdem er unter die Götter versezt worden, durch medizinische und andere Orakel um das ganze menschliche Geschlecht sehr verdient.“ — Daß man in Aegypten den Thot oder Hermes für den Erfinder der Heilkunde angesehen habe, ist eine fast allgemein herrschende Meinung; und gleichwohl beruht selbige im Grunde blos auf dem Umstand, daß Isis, welcher die ägyptischen Priester beim Diodor die Erfindung dieser Wissenschaft zueignen, eine Schülerin des Thot gewesen, und auf der Aussage des alexandrinischen Klemens, eines ziemlich späten Schriftstellers, welcher von sechs Büchern des Thot über die Arzneiwissenschaft Meldung thut, deren Aufbewahrung und Studium eine Amtspflicht der Pastophoren gewesen sei. Von diesen Büchern solte das erste die Anatomie, das zweite die Krankheitslehre, das dritte eine Beschreibung chirurgischer Werkzeuge, das vierte ein Verzeichniß von Arzneimitteln

teln und ihren Gebrauchsarten; das fünfte und sechste endlich die Lehre von den Krankheiten der Augen und von weiblichen Krankheiten enthalten haben. Hätte Thot wirklich diese Bücher geschrieben, so müste man gestehen, daß er, wo nicht der Erfinder der Arzneiwissenschaft, doch wenigstens der erste Erfinder eines medizinischen Systems gewesen sei. Aber es ist überhaupt, wie Conring *) sehr richtig bemerkt, noch gar nicht ausgemacht, daß jemals eine solche Person, wie der ägyptische Thot gewesen seyn soll, existirt habe; die ältern Schriftsteller, und selbst Diodor, melden von seinen medizinischen Erfindungen gar nichts; und wenn es auch je einen Thot gegeben hat, so sind doch gewiß die sechs und dreisig Bücher, und besonders die sechs medizinischen, für deren Verfasser ihn Klemens ausgiebt, lange nach seinem Tode erst geschrieben worden *). — Klemens schreibt aber auch in der That dem Thot gar nicht die Erfindung der Heilkunde zu, vielmehr sagt er an einem andern Orte, eben so wie sein Landsmann Cyrillus, der Erfinder dieser Wissenschaft sei nach dem Vorgeben der Aegyptier, ein gewisser Priester, Namens Apis, gewesen, der auch den griechischen Aeskulap unterrichtet habe. Dieser Apis aber soll wohl kein anderer als Osiris oder Serapis seyn, welcher leztere wegen seiner medizinischen Götterspräche allgemein berühmt war.

Man sieht, daß es lauter mythische Personen sind, welchen die Aegyptier die Erfindung der Arzneiwissenschaft zuschrieben, und da also keiner von allen diese Ehre

*) M. s. *Herm. Conring* de hermetica medicina. Helmst. 1669. p. 39 sqq.

**) Man sehe was ich im ersten B. S. 279 von den sogenannten hermetischen Schriften überhaupt gesagt habe.

Ehre zukommt, so würde es eine unnütze und vergebliche Bemühung seyn, wenn man sorgfältig die Ansprüche gegen einander abwägen wolte, welche Isis, Horus, Thot u. s. w. auf jene Erfindung machen können. Will man sich genau ausdrücken, so kann man überhaupt nicht sagen, daß irgend eine Wissenschaft eines Menschen Erfindung sei. Einzelne Grundsätze, einzelne Thatsachen werden nach und nach erfunden; auch die Anordnung vorhandener Erfahrungen und Wahrheiten, oder die Form der Wissenschaften ist oft Erfindung eines einzigen; aber das Ganze einer Wissenschaft, alle Wahrheiten und Sätze, aus welchen sie besteht, auf einmal zu erfinden, war nie die Sache eines einzigen, und kann es auch unmöglich jemals seyn. Eben so verhält es sich denn auch mit der Heilkunde. Von jeher, und unter allen Völkern, wurde der Mensch, auch wider seinen Willen, gezwungen, Erfahrungen von mancherlei Krankheiten zu machen, von jeher wurden durch Zufall, Instinkt, oder geflißentliches Nachdenken und Versuchen Arzneimittel entdekt. Elemente der Heilkunde existirten also von jeher unter allen Nationen; keine von allen aber ist im ausschließlichen Besitz, sie erfunden zu haben, und keine von allen erfand alle diese Elemente, diese Wahrheiten und Thatsachen auf einmal. Die Griechen haben das Verdienst, die Erfahrungen, welche sie vor sich fanden, in allgemeine Lehrsätze eingekleidet, und der Heilkunde eine wissenschaftliche philosophische Form gegeben zu haben. Davon aber wusten die Aegypter nichts, und auf die Erfindung der Arzneimittel und der Krankheiten überhaupt können sie nicht mehr und nicht weniger Anspruch als alle andre Nationen machen. Mit einem Worte, medizinische Erfahrungen und Beobachtungen, als die ersten Bestandtheile der Heilkunde, sind eben so alt als das

Men-

Menschengeschlecht, aber spät erst hat aus selbigen eine Wissenschaft, ein System entstehen können.

Es ist übrigens nicht zu verwundern, wenn die Aegyptier und alle andere alte Völker die Götter zu Erfindern der Arzneiwissenschaft machten. Krankheiten sind in den Augen des noch unausgebildeten und unwissenden Menschen, und selbst auch eines großen Theils solcher Nationen, die sich selbst für aufgeklärt halten, nichts anders als unmittelbare Strafgerichte erzürnter Gottheiten. Deswegen brauchen diese und jene allerlei Zaubereien, Anhängsel und Exorcismen gegen Krankheiten, und deswegen giebt es noch heut zu Tage viele Völker, bei welchen die Priester zugleich Aerzte und Zauberer sind. Hielt man aber in den ältesten Zeiten die Krankheiten für Strafen rächender Gottheiten, so war es sehr natürlich, daß man auch Hülfe gegen selbige bei den Göttern suchte, und diesen die Erfindung aller Heilmittel zueignete. So wurde die Pest, welche im Lager der Griechen vor Troja ausbrach, für ein Strafgericht des beleidigten Phöbus angesehen, und an diesen Gott und seinen Priester wendete man sich, um von dieser tödtlichen Plage befreiet zu werden. Eben so dachten auch die ältesten Aegyptier. Ihrer Meinung nach waren die meisten Krankheiten das Werk feindseliger Dämonen, und konten nur durch den Beistand und unter Anleitung wohlthätiger Gottheiten gehoben werden. Isis war die allgemeine Göttin und Wohlthäterin ihres Landes; ihr verdankten sie alles, was sie hatten und wusten; und kann es uns also wohl befremden, wenn sie auch in Krankheiten bei ihr Hülfe suchten, und sie als die Erfinderin aller Heilmittel und überhaupt der ganzen Heilkunde verehrten?

Die Aegyptier waren, wie Herodotus erzählt, eine sehr gesunde Nation, und sie sowohl als die Libyer

hatten,

hatten, wie dieser Schriftsteller glaubt, ihre dauerhafte Gesundheit dem beständigen Klima und der in allen Jahrszeiten fast immer gleichen Witterung zu verdanken. Er erwähnt nichts von dem Aussatz, der Pest, und der Augenentzündung; Krankheiten, die nach dem Urtheil der meisten Schriftsteller dort ursprünglich einheimisch seyn sollen. Was den Aussatz anbelangt, so muß man sich in der That wundern, daß Herodotus nichts von selbigem sagt. Diese Krankheit konte wenigstens zu seiner Zeit unmöglich ganz unbekant in Aegypten seyn, da sie Moses schon lange vorher zu den Plagen Aegyptens gerechnet hatte, welche den Juden als Strafe des Ungehorsams angedroht wurden *). — Man hat indessen bemerkt, daß der Aussatz zu den Krankheiten gehört, welche eine Zeitlang nur in gewissen Ländern herrschen, und dann wieder nach und nach verschwinden. Zwei bis dreimal hat er in Europa sich verbreitet, und eben so oft hat er unsern Welttheil wieder verlassen, so daß man jezt, die mittäglichen Küsten Frankreichs etwa ausgenommen, kaum noch irgend eine Spur vom Aussatz in Europa finden möchte. Solte er etwa eben so auch Aegypten nur zu gewissen Zeiten heimgesucht haben, und dann wieder, wie z. B. damals, als Herodotus dieses Land besuchte, verschwunden seyn? So viel ist gewiß, daß diese Krankheit nach Herodots Zeiten in Aegypten sehr gewöhnlich gewesen seyn muß, denn fast alle spätere griechische und lateinische Schriftsteller halten Aegypten für das Vaterland des Aussatzes. Ich will indessen nicht entscheiden, ob diese Krankheit in Aegypten ursprünglich einheimisch sey, oder vielmehr aus Aethiopien herstamme. Dieses leztere ist mir in in der That wahrscheinlicher. Man hat allerdings Ursache

*) M. s. 5 Mos. 28. v. 27.

sache zu glauben, daß der Aussatz zu gewissen Zeiten Aegypten ganz verlassen habe, und vielleicht ist auch wohl in Manethons Erzählung, die ich im 1sten Bande S. 145 angeführt habe, so fabelhaft und abgeschmakt sie auch übrigens ist, zum wenigsten der Umstand wahr, daß man irgend einmal, um des Aussatzes loszuwerden, gewaltsame Mittel ergriffen, und alle, die mit diesem Uebel behaftet waren, aus dem Lande vertrieben hat. Solte es sich wirklich so verhalten, und sollte es den Aegyptiern jemals gelungen seyn, sich ganz von dem Aussatze zu befreien, so ließe es sich nicht begreifen, wie diese Krankheit, welche nur durch ansteckende Berührung sich fortpflanzt, zu irgend einer Zeit wieder hätte unter ihnen einreißen können, wenn sie nicht von fremden Orten, und zwar aus einem Lande, wo sie beständig einheimisch blieb, aufs neue zu ihnen gebracht worden wäre. Man weis aber, daß die Aethiopier, so wie alle schwarze Völker, welche im heißen Erdgürtel von Afrika unter der Linie wohnen, mit mancherlei Hautkrankheiten behaftet sind; man weis, daß die Yaws, eine Krankheit, welche mit dem Aussatz einige Aehnlichkeit hat, und der Aussatz selbst, der in Westindien sehr gemein ist, ursprünglich von der Negerküste, wo die europäischen Pflanzer ihre schwarzen Sklaven einhandeln, abstammt, und es ist daher sehr glaublich, daß auch Aegypten den Aussatz zuerst über Aethiopien erhalten habe. Heut zu Tage trift man, wie Savary und andre Schriftsteller versichern, keine Spur vom Aussatz in Aegypten an.

Man hat auch vorgegeben, die Pest sey eigentlich in Aegypten zu Hause, und aus diesem Lande von Zeit zu Zeit in andre Länder übergegangen. Allein es kann nichts ungegründeter seyn, als diese Behauptung. Die Pest ist gar keine Krankheit, die irgendwo beständig herrschen, oder irgend einem Lande ursprünglich eigen

seyn

seyn könte. Sie ist ein höchstbösartiges Faulfieber, das in allen Ländern, auch ohne von fremden Orten eingeführt zu werden, entstehen kann, wenn nur Klima, Lebensart der Einwohner und schädliche Beschaffenheit der Luft die Entwickelung desselben begünstigen. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß Aegypten von jeher eine so verheerende Krankheit, als die Pest ist, Jahr aus Jahr ein in seinem Schooß hätte nähren, und doch dabei so bevölkert bleiben können, als es wirklich in den ältesten Zeiten gewesen seyn muß. Der alte Wahn, daß die Pest allemal, wenn sie in der Türkei einreißt, von Alexandrien nach Konstantinopel, und in andre Gegenden der Levante gebracht werde, ist in unsern Tagen hinlänglich widerlegt worden. „Die Nachrichten, sagt Savary, welche ich von den Landeseinwohnern, und verschiedenen fremden Aerzten, welche „seit 20 bis 30 Jahren in Aegypten praktiziren, eingezogen habe, überzeugen mich, daß die Pest unmöglich „aus Aegypten abstammen kann. Man hat mich durchgängig versichert, daß diese Seuche allezeit durch die „Türken ins Land gebracht werde. Folgendes ist das „Resultat meiner eigenen Erfahrungen. Im Jahr „1778 liefen die großherrlichen Karavellen im Hafen „von Damiat ein, und luden, wie gewöhnlich, die „aus Syrien mitgebrachten Seidenwaaren aus. Die „ganze Besatzung dieser Schiffe war mit der Pest behaftet. Man ließ sie ohne Weigerung ans Land gehen; es war aber grade im August, wo die Pest in „Aegypten aufzuhören pflegt, wenn sie daselbst grassirt, „und deswegen brach sie auch jezt nicht wieder aus, ohngeachtet das türkische Schiffsvolk frei herumging. Im „nächsten Sommer kamen wiederum Schiffe aus Konstantinopel nach Alexandrien, welche ihre Pestkranken „ans Land sezten, ohne daß die Seuche in Alexandrien „ausbrach. Seit der Zeit haben Schiffe von Smyrna

„zu

„zu Anfang des Winters die Pest nach Alexandrien ge-
„bracht, welche sich daselbst sogleich ausgebreitet, und
„einen großen Theil der Einwohner weggeraft hat.
„Ueberhaupt will man seit vielen Jahrhunderten bemerkt
„haben, daß die Pest, wenn sie im Junius, Julius
„oder August mit Waaren oder Menschen nach Aegyp-
„ten kömmt, daselbst von freien Stücken aufhört, so
„daß man auch alsdann gar keine Ansteckung besorgt.
„Ist sie aber zu andern Jahrszeiten nach Aegypten ge-
„kommen, so pflegt sie allemal in den obgedachten Mo-
„naten aufzuhören. Noch ein andrer Beweis, daß sie
„eigentlich ein Fremdling in diesem Reiche seyn muß,
„ist dieser, daß sie, Hungerjahre ausgenommen, zu
„Kairo und in andern Städten im Innern des Landes nie
„von freien Stücken ausbricht. Sie zeigt sich allemal
„zuerst in den Seestädten, wenn türkische Schiffe da-
„selbst landen; und von da verbreitet sie sich immer
„weiter, bis sie nach Kairo, und oft sogar bis Syene
„gekommen ist. Wenn sie in Kairo eine Zeitlang ge-
„herrscht hat, und dann wieder aus Oberägypten dort-
„hin gebracht wird, so erneuert sie sich oft mit doppel-
„ter Wuth, und nimmt zuweilen zwei- bis dreimal hun-
„dert tausend Menschen weg; allezeit aber hört sie im
„Junius auf, und diejenigen kommen meistens mit
„dem Leben davon, welche in dieser Jahrszeit angesteckt
„werden. Die große Hitze, der heilsame Nordwind,
„welcher im Sommer in diesem Lande weht, und der
„häufige Thau, können wohl insgesamt etwas zum
„Nachlassen der Pest beitragen. Auf alle Fälle scheint
„es, daß sich diese schreckliche Seuche, weder mit großer
„Hitze noch mit großer Kälte vertragen könne. Der
„Winter vertreibt sie in Konstantinopel, und der Som-
„mer in Aegypten. Sie verbreitet sich fast nie bis in
„die Länder, welche diesseits des Polarkreises liegen,
„und eben so wenig zeigt sie sich jemals zwischen den

„Wendezirkeln unter der Linie. Die Karavanen von „Kairo, Damaskus und Ispahan sind sehr oft mit der „Pest angesteckt, und dennoch bringen sie selbige nie „nach Mekka, und Jemen ist auf immer vor dieser „Plage gesichert.“ — Auch der Baron Tott beweist durch verschiedne Thatsachen, daß die Pest nicht aus Aegypten nach der Türkei, sondern vielmehr allezeit umgekehrt aus der Türkei nach Aegypten gebracht werde.

Wenn es aber sehr wahrscheinlich und einigermasen so gar gewiß ist, daß der Aussatz und die Pest in Aegypten nicht ursprünglich zu Hause und endemisch sind, so ist es auf der andern Seite doch nicht weniger wahrscheinlich, daß in diesem Lande, eben so wie in allen andern, gewisse Krankheiten vorzüglich gemein seyn müssen. Dahin gehören besonders die Augenkrankheiten, vornämlich die chronische Augenentzündung und der Staar. Verschiedne alte Schriftsteller nennen diese Uebel als solche, die man in Aegypten sehr häufig antreffe, und bemerken, daß es in diesem Lande sehr viel Blinde gebe. Hiemit stimmen auch die Nachrichten unsrer neuern Reisebeschreiber überein. Die Staubwolken, welche der Wind beständig aus den benachbarten afrikanischen Sandwüsten herbeiführt, die faulen Ausdünstungen der hin und wieder nach den Ueberschwemmungen des Nils zurückbleibenden Sümpfe, und endlich die Gewohnheit der Aegyptier im Sommer auf den Söllern ihrer Häuser in freier Luft zu schlafen; alles dieses sind Umstände, welche etwas dazu beitragen können, die Augenkrankheiten in Aegypten gemeiner als in andern Ländern zu machen. Ob die Brüche in dem alten Aegypten eben so gewöhnlich gewesen, als sie es daselbst nach dem Zeugniß der Reisebeschreiber heut zu Tage sind, kann ich wegen Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. Ueberhaupt aber läßt die Bemer-

kung

kung, welche fast alle Reisende gemacht haben, daß es in Aegypten heut zu Tage sehr wenig Krankheiten gebe, daß man daselbst fast gar nichts vom Seitenstechen, Schwindsucht, Gicht und andern verderblichen Uebeln, die in Europa so gemein sind, wisse, diese Bemerkung, sage ich, läßt vermuthen, daß die alten Aegyptier einer noch weit dauerhaftern Gesundheit genossen haben müssen.

Ich habe im vorigen Bande verschiedenes von der Lebensordnung der Aegyptier in Speisen, Getränken, Kleidungen ꝛc. erwähnt. Verschiedenes was sie in Ansehung dieser Dinge beobachteten, war ihnen als Religionspflicht geboten, z. B. die Enthaltung vom Schweinefleisch und Bohnen, die allgemein eingeführte Gewohnheit leinene Kleider zu tragen, die Beschneidung u. s. w. Noch mannichfaltiger und zahlreicher waren die Vorschriften, welche die Priester in Ansehung ihrer Lebensordnung befolgen musten. Ich will nicht leugnen, daß sich bei sehr vielen dieser Gebräuche kein vernünftiger Grund, warum sie ursprünglich angeordnet worden, entdecken läßt; sehr unrecht würde man indessen wohl thun, wenn man wähnen wolte, daß sie alle ohne Ausnahme, blos einer gedankenlosen Laune der ersten Stifter des ägyptischen Staats, ihre Einführung zu verdanken gehabt hätten. Viele derselben — und dieses ist schon von mehreren alten sowohl als neuern Schriftstellern anerkannt worden, — sind ohnstreitig im Grunde als diätetische Gesetze anzusehen, als Vorschriften, durch welche die Gesetzgeber die Gesundheit ihres Volkes in Sicherheit stellen, und die Krankheiten, welchen es seiner Lage nach am meisten ausgesetzt war, verhüten wolten. Wenn sie die Beobachtung dieser Vorschriften zur Religionspflicht machten, so war das allerdings eine Täuschung, die sie aber für heilsam und

nothwendig hielten. Sie musten unstreitig wissen, daß nichts einen Gesetze mehr Dauer und Geltung verschaffen kann, als wenn die Befolgung desselben zur Religionsangelegenheit gemacht wird; weil die meisten Menschen gewohnt sind, alles was Religion heißt, oder ihnen zu selbiger zu gehören scheint, unbedingt und ohne Prüfung anzunehmen und zu beobachten.

Nicht ohne Grund bemerkt Herr von Pauw *), daß die meisten diätetischen Religionsgesetze, welche in Aegypten, und besonders in der Priesterklasse eingeführt waren, die Verhütung des Aussatzes und einige geheime Krankheiten, zum Endzweck hatten. Diodor, Plutarch, Porphyr und andre alte Schriftsteller, haben schon diese Bemerkung gemacht. Man will in der That von jeher beobachtet haben, daß der häufige Genuß des Schweinefleisches und der Fische, besonders in heissen Ländern, die Säfte verderbe, und auf diese Art mancherlei Hautkrankheiten, vorzüglich aber den Aussatz verursache, oder doch die weitere Verbreitung derselben befördere. Den wollenen Kleidern macht man mit Grund den nämlichen Vorwurf, und man will behaupten, daß sich in den mittlern Jahrhunderten, zur Zeit der Kreuzzüge, der Aussatz nicht so allgemein über ganz Europa verbreitet haben würde, wenn damals leinene Wäsche weniger selten gewesen wäre. Wolte ich mich hier über den medizinischen Nutzen der Beschneidung in heissen Ländern erklären, so müste ich befürchten, in Weitläuftigkeiten zu verfallen, welche, da dieses Buch für verschiedene Klassen von Lesern bestimmt ist, vielen derselben nicht anders als ekelhaft seyn könten. — Ich begnüge mich im Allgemeinen, durch einige Beispiele bemerklich gemacht zu haben, daß verschiedne diäteti-

*) Recherches sur les Eg. & les Chin. T. I. p. 97. seqq.

tetische Religionsgesetze der alten Aegyptier wirklich nicht wenig dazu beitrugen, die Gesundheit der Einwohner dieses Landes zu erhalten, und vor mancherlei Krankheiten zu sichern.

Es kann ein Volk sehr gute diätetische Gesetze, und demohngeachtet eine höchst unvollkommne Medizinalverfassung und unwissende Aerzte haben; und dieses ist in der That sehr natürlich. Diätetische Grundsätze sind das Resultat gemeiner Erfahrung; denn es muß in jedem Lande sehr leicht in die Augen fallen, welche Speisen, Getränke, Kleidungsarten und Gewohnheiten, der Gesundheit seiner Einwohner zuträglich oder schädlich sind; besonders in einem Lande, wo man noch nicht verfeinert genug ist, um der Natur Trotz zu bieten, und lieber auf seine Gesundheit, als auf die Befriedigung regelloser Launen und Gelüste Verzicht zu thun. Daher finden wir, daß die Diät unkultivirter Nationen, auch ohne alle Anweisung und gesetzlichen Zwang, meistentheils mit dem Himmelsstrich, unter welchem sie wohnen, und mit der besondern Beschaffenheit ihrer Körper, sehr gut harmonirt. Die eigentliche Heilkunde hingegen gründet sich zum Theil auf weniger in die Sinne fallende, seltnere und mit dem täglichen Leben nicht so genau zusammenhändende Erfahrungen; sie setzt eine Bekantschaft mit den möglichen Krankheitsursachen, eine Kenntniß des menschlichen Körpers, eine Fertigkeit im Beobachten, und eine Fähigkeit zur Entdeckung kräftiger Heilmittel voraus, welche nach Verhältniß nur weniger Menschen Antheil ist.

Die diätetischen Grundsätze der Aegyptier, konten also leicht sehr gut, und dennoch ihre medizinischen Kentnisse unter dem Mittelmäsigen seyn. — Man hat oft behauptet, sie wären große Meister in der Zergliederungskunst, und gründliche Kenner aller Theile des

menschlichen Körpers gewesen. Eins von der heiligen Büchern des Thot, soll, wie ich schon oben berichtet habe, eine Beschreibung des menschlichen Körpers enthalten, und Athotis, ein alter ägyptischer König, soll, wie Manethon erzählt, ein eignes Werk über die Anatomie geschrieben haben. Plinius meldet, die ägyptischen Pharaonen hätten, um die Ursachen der Krankheiten zu erforschen, menschliche Leichname öfnen und zergliedern lassen. Alle diese Nachrichten hat man oft auf Treu und Glauben für wahr angenommen, da es doch nur eines mäsigen Nachdenkens bedurft hätte, um zu entdecken, daß die Quellen, aus welchen sie geschöpft worden, sehr unlauter und unzuverläßig sind. Wäre aber auch das alles wahr, was man uns von anatomischen Büchern und pathologischen Leichenöfnungen der ägyptischen Könige und Weltweisen erzählt, so könte doch in der That nichts seltsamer seyn, als die daher geleitete Folgerung, daß es in Aegypten große und einsichtsvolle Zergliederer gegeben habe. Mancher schreibt ja wohl noch in unsern Zeiten ein anatomisches Kompendium, der noch erst ein Kollegium über die Zergliedrungskunst höten könte, und mancher in Amt und Pflicht grau gewordne Physikus, kann keine Leichenöfnung, keinen Sektionsbericht machen, ohne seine Ignoranz vor Sanitätskollegien und Fakultäten auf die gröbste Art zu verrathen. Aus dem Verfahren, welches die Aegyptien beim Einbalsamiren der Leichen beobachteten, hat man ebenfalls schließen wollen, daß sie bei dieser Gelegenheit sehr viele anatomische Erfahrungen hätten sammeln müssen: allein ich glaube, daß die Nachricht, welche ich in dem folgenden Abschnitte von dem Einbalsamiren geben werde, meine Leser hinlänglich von der Unrichtigkeit jenes übereilten Schlusses überzeugen wird. — Die wenigen Bruchstücke, welche uns von den anatomischen Grundsätzen der Aegyptier übrig geblieben,

sind

sind auch fürwahr nicht sehr geschickt, eine vortheilhafte Meinung von ihrer Kentniß des menschlichen Körpers und seiner Wirkungen zu erregen. So wähnten sie z. B. es gehe von dem Goldfinger der linken Hand, ein sehr feiner und dünner Nerve zum Herzen, und deswegen pflegten sie diesen Finger, um das Herz zu stärken, mit wohlriechenden Salben zu bestreichen, und mit goldnen Ringen zu zieren, welche letztere Gewohnheit in der Folge auch von den Römern angenommen wurde. Eine sehr seltsame Meinung hatten sie, wie Varro und Plinius berichten, von dem Wachsthum des Herzens. Sie glaubten, es würde jährlich größer, uud nähme jedes Jahr bis zum funfzigsten um 2 Quentchen am Gewicht zu. Nach dem funfzigsten Jahre würde es wieder jährlich um 2 Quentchen leichter, und aus dieser Ursache könte kein Mensch über hundert Jahr alt werden. — Die ägyptischen Aerzte scheinen so wie alle ihre Landsleute, sehr viel mit geheimen Zahlen gespielt zu haben. So wähnten sie zum Beispiel, der ganze menschliche Körper bestehe aus sechs und dreisig Theilen, welche der Obhut eben so vieler Dämonen anvertrauet wären; eine lächerliche Meinung, welche übrigens doch mit ihrer Nativitätstellerei und Astrologie genau zusammenhängt, und deren Aehnlichkeit mit Helmonts Dichtungen von den Archäen sehr auffallend ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach, waren sie auch die Erfinder der sogenanten Stufenjahre, und der abgeschmackten und spielenden Vergleichung zwischen dem Mikrokosmus (oder dem Menschen), und dem Makrokosmus (oder dem Weltsystem), an welcher die Alchemisten, Böhmisten, Martinisten, und wie die Schwärmer alle heissen, noch jezt so vieses Wohlgefallen finden. Diese allein mögen den Urhebern dieser so köstlichen Erfindungen, tiefe Einsichten und große Weisheit zutrauen; wer aber nur ein klein wenig mehr als sie von der Na-

tur

tur des menschlichen Körpers weis, der wird die anatomischen und physiologischen Kenntnisse der Aegyptier, aus den Proben, die ich hier angeführt habe, nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wissen.

Wie Herodotus und Diodor erzählen, glaubten die ägyptischen Aerzte die Ursachen fast aller Krankheiten in der Ueberladung mit Speisen und in den Unreinigkeiten, welche nach Verdauung derselben übrig bleiben, zu finden. Daran hatten sie freilich nicht unrecht, daß sehr viele Krankheiten daher ihren Ursprung nehmen; und die Dämonen, welchen sie ebenfalls die Entstehung vieler Krankheiten zur Last legten, mochten wohl sehr oft in den Därmen hausen; wenigstens ist auch in unsern Zeiten mancher Teufel, der den Beschwörungen der Müller, der Gaßner, und aller Kapuzinerexorzisten nicht weichen wolte, durch eine gute Dosis Rhabarber abgeführt worden. Wenn aber die Aegyptier glaubten, daß Ueberladung und Unreinigkeit in den ersten Wegen die Ursache aller Krankheiten ohne Ausnahme, oder auch nur der allermeisten seyn könne, so muß man gestehen, daß sie sich hierin sehr irrten. Gleichwohl waren die Mittel, deren sie sich zu Verhütung und Heilung der Krankheiten bedienten, nach Herodots und Diodors Zeugniß, größtentheils Purganzen, Klystire und Brechmittel; und so unentbehrlich auch dergleichen Mittel in der ganzen Arzneikunst sind, so weis doch heut zu Tage jeder Arzt, daß es verschiedne Krankheiten giebt, in welchen sie nichts helfen, oder gar schädlich werden können. Ist es überdies wahr, was jene beiden Schriftsteller von dem prophylaktischen Gebrauch dieser Mittel in Aegypten melden, so muß man gestehen, daß der Misbrauch derselben sehr weit getrieben worden ist. Herodotus sagt, man habe in Aegypten alle Monate dreimal Purganzen und Klystire

ge=

gebraucht, und Diodor versichert gar, die Aegyptier hätten sich derselben entweder täglich, oder doch aller drei bis vier Tage bedient. Ich weis fürwahr nicht, wie die Aegyptier, deren Mäsigkeit man uns so sehr rühmt, zu diesem übermäsigen Gebrauch der Brechmittel und Purganzen veranlaßt worden seyn mögen, der heut zu Tage nur müßigen Prassern, besonders in reichen Stiftern und Klöstern, nothwendig geworden ist, deren ganze Lebenszeit zwischen Ueberfüllung, Schlaf und Ausleerung getheilt ist.

Erotianus, der Kommentator des Hippokrates, meldet, man habe in Aegypten vornehmlich den Rettigsaft mit Saltz, als Abführungsmittel gebraucht. Wahrscheinlicherweise hat man sich aber auch zu diesem Ende der Senna bedient, welche in Aegypten sehr häufig wächst und deren Erfindung sonst gemeiniglich den arabischen Aerzten zugeschrieben wird. — Ueberhaupt hatte Aegypten ehedem, so wie noch heut zu Tage, einen großen Ueberfluß an Arzneigewächsen, und war schon zu Homers Zeiten deswegen berühmt. Wahrscheinlicherweise lernten auch die Griechen verschiedne Arzneimittel und ihre Kräfte zuerst dnrch die Aegyptier kennen, und diesen leztern haben wir besonders auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Erfindung des Mohnsafts zu verdanken. Denn ganz gewiß war das aufheiternde sorgenvertreibende Nepenthes, welches Helena beim Homer von der ägyptischen Königinn Polydamna erhalten hatte, nichts anders als der Mohnsaft. Sehr wahrscheinlich ist es mir jedoch, daß sich die Aegyptier dieses Mittels nicht sowohl als einer Arznei, sondern vielmehr, so wie noch heut zu Tage die Morgenländer, um sich zu berauschen und aufzuheitern, bedient haben mögen. Vielleicht ist auch der Gebrauch der Meerzwiebel in der Wassersucht ägyptischen Ursprungs, wenn

die

die sinnreiche Vermuthung des Herrn von Pauw *) gegründet seyn solte, daß die Zwiebel, welche man zu Pelusium verehrte, eigentlich die Scilla gewesen sei, und daß sie sich durch ihre Heilkräfte, bei den mit Wasser- und Trommelsucht sehr häufig geplagten Einwohnern, jene vorzügliche Ehre erworben habe. Aus dem Theophrastus, Dioskorides und Plinius lernen wir noch verschiedne andre einfache Arzneimittel kennen, deren sich die Aegyptier zu bedienen pflegten, und man hat noch heut zu Tage einige alte Handschriften vom Dioskorides, in welchen die ägyptischen Namen der Arzneipflanzen beigeschrieben sind.

Die Aegyptier waren auch Erfinder einiger zusammengesetzten Arzneimittel, deren Mischung und Bestandtheile Galenus und einige andre griechische Aerzte beschreiben; allein sie sind von einer solchen Beschaffenheit, daß man sich keinen sonderlichen Begrif von der ägyptischen Apothekerkunst machen kann, und nicht die geringste Ursache findet, zu bedauern, daß die Anzahl ihrer Produkte und Zusammensetzungen, welche bis auf unsre Zeiten gekommen, so gering ist. Chemische Arzneimittel hatten die Aegyptier eben so wenig als sonst irgend ein andres altes Volk; man müste denn etwa mit Worten spielen und alle Dekokte, Tisanen, den Vitriol, den Ofenbruch (σποδιον) u. dergl. Dinge mehr, die vielleicht in Aegypten eben so wie in Griechenland, als Arzneimittel gebraucht worden, chemische Zubereitungen nennen wollen.

Ich habe schon gesagt, daß die Aegyptier einen starken Glauben an übernatürliche und Zauberkrankheiten hatten, und es ist daher kein Wunder, daß sie auch sehr

*) Rech. sur les Egypt. & les Chin. T. I. p. 124.

sehr viel auf die Heilung der Krankheiten durch Beschwörung und allerlei zauberische Operationen hielten. Ich müste einen sehr hohen Grad von Gedult besitzen, und bei meinen Lesern eine unermüdliche Nachsicht voraussetzen, wenn ich hier alle die abgeschmackten Dinge erwähnen wolte, welche die alten Magier, sowohl die chaldäischen als die ägyptischen, in verschiednen Krankheiten als geheime Heilmittel anpriesen. Wer Lust hat mehr davon zu wissen, der findet im dreisigsten Buche der Naturgeschichte des Plinius Stof genug, um seine Neugier bis zur Uebersättigung zu befriedigen.

Die Nachrichten, welche wir hin und wieder von den medizinischen Götterspruchen und Offenbarungen des Serapis lesen, sind eben nicht geschickt, uns einen groſsen Begriff von den Heilmethoden dieses Gottes beizubringen, ob sichs gleich von selbst versteht, daſs alle Kranke, die er seines Raths und seiner Erscheinungen würdigte, gesund werden musten. So rieth er z. B. als Vespasian in Aegypten war, einem Blinden, er solte den Kaiser bitten, daſs er ihm mit seinem Speichel die Wangen und die Augen salbte, und einem andern, dessen Hand gelähmt war, gab er den Rath, beim Vespasian um einen allergnädigsten Fuſstritt auf die kranke Hand Ansuchung zu thun. Der Kaiser willigte ein, sich zu diesen Kuren gebrauchen zu lassen, und siehe da, der Blinde erlangte sein Gesicht, und der Gelähmte den Gebrauch seiner Hand wieder. Einem Lungensüchtigen verordnete Serapis, Eselsfleisch zu essen, und von Stund an ward der Mann gesund. Man muſs indessen gestehen, daſs es der Epidaurische Aeskulap seinem Kollegen Serapis, in künstlichen Kuren um vieles zuvor that; wie schon folgende Probe beweisen kann. Eine Frau welche den Bandwurm hatte, reiſste nach Epidaurus um die Hülfe dieses Gottes zu erflehen. Aeskulap

lap war, als sie ankam, gerade nicht zugegen, und die Priester führten sie daher mittlerweile in das Zimmer, wo der Gott seine Patienten zu empfangen pflegte. Hier muste sie sich niederlegen; man gebot ihr sich ruhig zu verhalten, und die Priester fingen an die Vorbereitung zur Kur zu machen, welche darin bestand, daß einer von ihnen der Frau — den Kopf abschnitt, indessen ein andrer ihr den Bauch öfnete, und den Wurm herauszog. Nachdem dies geschehen war, wolten sie den Kopf wieder an den Rumpf ansetzen, allein sie konten nicht damit fertig werden. Endlich kam Aeskulap. Er schalt die Priester wegen ihres Vorwitzes, und hierauf setzte er der Frau ihren Kopf auf. Dieser vereinigte sich sogleich mit dem Rumpfe, die Frau wurde wieder lebendig, und verlies den Tempel munter und gesund. —

Wie man aus alle dem, was ich hier gesagt habe, schließen muß, waren die medizinischen Kentnisse der alten Aegyptier von sehr geringer Bedeutung, und wenn man die ganze Verfassung bedenkt, in welcher sich die ägyptischen Aerzte befanden, so sieht man auch sehr leicht die Ursachen ein, warum ihre Kunsterfahrenheit immer noch unter dem Mittelmäsigen bleiben muste. Die Priester, welche im Alleinbesitz aller Wissenschaften waren, hatten nicht ermangelt, sich auch das Studium und die Ausübung der Heilkunde ausschlieslich zuzueignen. Diese Einrichtung muste nothwendig alle die schädlichen Folgen haben, welche jede Einschränkung der Künste, Gewerbe und Wissenschaften auf gewisse Zünfte zu haben pflegt. Alle Gelegenheit zum Wetteifer gieng dabei verloren, aller Trieb, sich durch vorzüglichen Fleis und Geschicklichkeit hervorzuthun, erkaltete; es muste den ägyptischen Aeskulapen eben so gehen, wie es noch heut zu Tage manchem Arzte geht, der in

seinem Orte der einzige ist: sie musten in ihrem Schlendrian einrosten, und außer selbigem nichts weiter zu wissen verlangen. Ueberdies wurden sie, wenigstens die Feldärzte, vom Staate besoldet, durften aber von den Kranken kein Arztlohn nehmen, und folglich fiel bei ihnen, da sie ihr hinlängliches Auskommen hatten, auch selbst das leidige Impetum faciens vieler Aerzte, die Hofnung einer goldnen Praxis hinweg, welche sie etwa noch zu mehrerem Fleiße und sorgfältigerem Studium ihrer Kunst hätte antreiben können.

Die ägyptischen Gesezgeber hatten aber daran noch nicht genug gehabt, die Arzneikunst überhaupt zu einem zünftigen und erblichen Gewerbe zu machen; sie hatten auch noch überdies die Heilung einer jeden Art von Krankheiten einer gewissen Klasse von Aerzten ausschlieslich und erblich zugetheilt. Man hatte also eigne Aerzte für die Augen, noch andre für die Zähne, wieder andre für den Kopf, den Hals, die Leber u. s. w. Der Zahnarzt durfte dem Augenarzt, und dieser dem Leberarzt nicht ins Handwerk pfuschen, ohne nachdrücklich gestraft werden. — Es ist beinahe unbegreiflich, wie einige Schriftsteller sich durch den Hang alles, was ägyptisch ist, zu bewundern, so weit haben treiben lassen, daß sie sogar auch diese Einrichtung anpreisen konten, welche in den Augen eines jeden unpartheiischen, der nur ein wenig nachzudenken gewohnt ist, höchst abgeschmackt, und thöricht erscheinen muß. Es sind sehr wenig chirurgische Krankheitsklassen, deren Heilung einen eignen Mann dergestalt erforderte, daß selbiger ausser diesen Krankheiten von allen andern, und von der Behandlung derselben nichts zu wissen brauchte. Selbst unter den äusserlichen Krankheiten die doch am leichtesten durch die Sinne erkant werden, sind sehr viele, deren eigentlicher Sitz und Ursprung gerade nicht an dem

Orte,

Orte, wo wir den Schaden äusserlich sehen, zu suchen ist, und wo man also mit einer blos örtlichen Behandlung nimmermehr ausreicht. Noch vielmehr gilt dieses von innerlichen Krankheiten. Wer nur die geringste Kentniß von medizinischen Gegenständen hat, der weis, wie äusserst ungewiß hier oft der eigentliche Sitz des Uebels ist, und wie wenig man daraus, daß der Kranke hier oder da Schmerzen angiebt, und der Arzt hier oder da etwas widernatürliches findet, schließen kann, daß gerade auch da und sonst nirgends die Ursache des Uebels zu suchen sei. Man kann sich daher leicht vorstellen, welche sonderbare Szenen zuweilen in Aegypten bei den Krankenbetten vorgefallen seyn müssen; Szenen, welche einem europäischen Zuschauer, hätte er auch noch so viel Mitleiden mit dem armen Kranken gehabt, ein unwillkührliches Lachen abgedrungen haben würden. Mancher Arzt lauerte hier der Krankheit im Kopfe auf, die doch im Magen saß, oder bestürmte die Lungen nach der Kunst, indessen sich das Uebel in der Leber verschanzt hatte. War auch einmal einer, der etwas weiter sahe als seine Kollegen, so durfte er doch von seiner Kentniß nicht Gebrauch machen. Sahe gleich der Kopfarzt etwa, daß die Migraine von Unverdaulichkeit oder Vollblütigkeit herrührte, so war es ihm doch nicht erlaubt ein Abführungsmittel zu geben, oder eine Aderlaß zu verordnen, sondern er muste die Aerzte, die zum Departement des Unterleibes und der Blutgefäße gehörten, kommen lassen, und sie ersuchen, das nothwendige zu veranstalten *). Oft muste es auch wohl geschehen, daß

*) In solchen Fällen muste es einem kranken Aegyptier ohngefähr so gehen, wie jenem König von Spanien, der eines Tages am Kamin saß, in welchem man ein allzustarkes Feuer angemacht hatte. Der gute Herr wäre vor großer Hitze fast umgekommen, indessen erlaubte es seine Gra-

daß man über den Sitz einer Krankheit, und über den Namen des leidenden Theils, nicht einig werden konte; in diesem Falle stritten sich vielleicht drei, vier Aerzte, wem es von Rechtswegen gebühre, die Krankheit zu heben, und, wenn nun, wie es sehr natürlich war, keiner von allen diesen Herren nachgeben wolte, so muste der Patient mitten unter der Schaar der Aerzte, — wie Tantalus mitten im Wasser — hülflos verschmachten. Und nun stelle man sich erst vor, wie es dann aussehen muste, wenn eine Krankheit, die den ganzen Körper angreift, und sehr mannichfaltige Symptome mit sich führt, z. B. ein Fieber, zu behandeln war. Ein ganzes Heer von Aerzten muste sich hier um den Kranken versammeln. Dieser war bemüht das Kopfweh, jener das Erbrechen zu stillen; dieser empfol einen Umschlag gegen das Seitenstechen, indeß der andre Aderläße, der dritte ein Klystier und der vierte vielleicht einen Brechtrank verordnete. So viel Aerzte, so viel Mittel, und vielleicht noch obendrein jeden Tag ein neuer Arzt und ein neues Mittel, so wie sich ein neuer Zufall einstellte. Fürwahr die meisten Aegyptier, die nicht etwa das Glück hatten, ohne Beihülfe ihrer Aerzte gesund zu werden oder zu sterben, hätten sich mit dem besten Gewissen die Grabschrift wählen können: Turba medicorum perii *).

Man

Gravität nicht, von der Stelle zu gehen. Er rief einem Kammerherrn und befahl ihm das Feuer zu dämpfen; dieser aber entschuldigte sich, und erinnerte Se. katholische Majestät, daß ein gewisser Grand die Inspektion über die Kamine und die Heizung habe, und er diesem nicht ins Amt greifen dürfe. Dieser muste also gerufen werden, und ehe er kam, war der gute König halb gebraten.

*) *Plin.* Hist. Nat. L. XXIX. c. 1.

Man solte kaum denken, daß außer den bisher angeführten Medicinalanstalten noch irgend etwas nöthig gewesen wäre, das Aufkommen und die Vervollkommnung der Heilkunde in Aegypten zu hindern. Indessen waren die Gesetzgeber dieses Landes wirklich noch weiter gegangen. Zu allem Ueberfluß hatten sie auch noch ein Gesetz gegeben, daß alle Krankheiten in ganz Aegypten nach Anleitung und Vorschrift gewisser heiliger Bücher behandelt werden solten. Jeder Arzt muste sich aufs genaueste nach diesen symbolischen Schriften richten. That er das, und der Kranke starb, so wurder Arzt von aller Schuld freigesprochen, denn er hatte methodice kurirt, und der Patient war methodice gestorben. Behandelte der Arzt aber, ohne die heiligen Rezeptbücher nachzuschlagen, nach eigner Einsicht seinen Patienten, und dieser starb, so muste jener mit dem Leben dafür büßen.

Es giebt gewisse Dinge, sagt Sterne, die man nur nennen darf, um ihre Abgeschmacktheit einem jeden bemerklich zu machen, dessen Vorurtheile nicht mit seinem Verstande davon gelaufen sind. Zu dieser Klasse von Dingen gehört auch das ägyptische Gesetz, welches ich so eben erwähnt habe. Es läßt sich kein Zeitpunkt denken, in welchem menschliche Begriffe und Kentnisse ihre höchste Vollkommenheit erreicht hätten, und keiner weitern Vermehrung und Berichtigung fähig wären; und die Heilkunde macht hier gewiß keine Ausnahme. Nicht nur die Entdeckung neuer Krankheiten und Arzneimittel kann ihren Umfang erweitern: jede beträchtliche Veränderung in der Lebensart einer Nation, jeder Schritt zur genauen Kentniß des menschlichen Körpers und der Dinge, welche ohne Unterlaß auf ihn wirken, macht eine Abänderung oder Verbesserung der Heilmethoden von Zeit zu Zeit nothwendig.

Die

Die Aerzte auf ewige Zeiten zu unverbrüchlicher Befolgung gewisser Vorschriften verpflichten, heißt also eigentlich nichts anders, als ihnen gerade zu alle Erweiterung und Vervollkommnung ihrer Kentnisse untersagen. Doch ich vergesse, daß die medizinischen Gesetze der Aegyptier in heiligen Büchern enthalten waren, die also freilich in dieser Qualität, untrüglich und das non plus ultra medizinischer Weisheit seyn musten — wie dieses denn auch Olaus Borrichius und alle hermetische Aerzte mit den glaubwürdigsten Zeughissen erhärten! —

Die Aegyptier hatten, wie Aristoteles irgendwo erzählt, ein Gesetz, welches den Aerzten verbot, vor dem vierten Tage der Krankheit eine Purganz oder sonst ein Ausleerungsmittel zu verordnen. Wer vor dieser Zeit ein solches Mittel gab, der muste es auf seine Gefahr thun, und wurde, wenn es übel ausschlug, am Leben gestraft. Wie thöricht und verderblich dieses Gesetz gewesen sei, darf ich wohl keinem meiner Leser erst beweisen, der nur irgend einige Begriffe von hitzigen Krankheiten hat; so wie ich es auch nach allem, was hier gesagt worden, sehr unnöthig finde, meinen Lesern in Entscheidung der Frage vorzugreifen: ob die Heilkunde und Medizinalverfassung der Aegyptier wirklich so vortreflich und vollkommen gewesen sei, als einige ältere und neuere Schriftsteller sich eingebildet haben?

Ich muß endlich noch etwas über die chemischen Kentnisse der alten Aegyptier sagen, um mich nicht verdächtig zu machen, als hätte ich gestissentlich nichts von einem Fache der Wissenschaften gesagt, in welchem dieses Volk sich so vorzüglich ausgezeichnet haben soll. — Die Kunst, Metalle, und besonders das Eisen aus Erzen zu ziehen und zu bearbeiten, Glas zu machen, und allerlei Farbematerialien u. s. w. zuzubereiten,

ist allerdings sehr alt, und wolte man das Chemie nennen, so wäre allerdings nicht zu leugnen, daß die Aegyptier einige Erfahrung in dieser Wissenschaft gehabt, und vielleicht auch verschiedne dahin gehörige Entdeckungen zuerst gemacht hätten. Ich meines Orts, kann dieses alles nur Kunstfertigkeiten nennen, und als solche werde ich sie in dem folgenden Abschnitte von den Künsten und Gewerben der alten Aegyptier betrachten. Empirische Kentniß dieser oder jener Gegenstände, kann, meines Erachtens, noch nicht Wissenschaft heißen; erst durch Vereinigung mit der Theorie, durch Erfindung allgemeiner Grundsätze wird sie zu dem Range einer Wissenschaft erhoben. In dieser Rücksicht ist die Chemie erst seit Stahls Zeiten eine Wissenschaft geworden; vorher hatte man blos Erfahrungen — chemische, alchemische, metallurgische, technische Prozesse, höchstens hier und da einige Bruchstücke von Theorien, die aber noch immer kein Ganzes ausmachten. — Den Alten war selbst der Name der Chemie unbekannt. Julius Firmikus, ein Zeitgenosse Konstantin des Großen, ist der älteste Schriftsteller, bei welchem wir diesen Namen finden, und erst von dieser Zeit an, kömmt er bei den Schriftstellern der folgenden Jahrhunderte hin und wieder vor. Es waren auch nicht etwa nüzliche metallurgische, pharmazeutische und technische Versuche und Arbeiten, welche diese Schriftsteller als den Gegenstand der Chemie ansahen; vielmehr scheinen sie diese Benennung lediglich auf die Goldmacherkunst, eine der verderblichsten Chimären, welche je den menschlichen Verstand irre führten, eingeschränkt zu haben. Schon die Neuheit der Namen, Chemie oder Alchemie, welche wie gesagt, vor dem vierten Jahrhundert n. C. G. nirgends vorkommen, könte bei jedem unpartheischen den Verdacht erregen, daß die Sache selbst, welche dadurch bezeichnet wird, unmöglich sehr alt seyn könne. Gleichwohl

wohl hat es den Herren vom goldnen Geschlecht, und allen, welche ihren Vorspiegelungen Glauben beimessen, von jeher ganz besonders behagt, in dem Lichte der alten Aegyptier, (das leider nur sie hier erblickten) zu wandeln. Sie haben alle ihre Auslegungs- und Muthmasungskunst, alle ihre Belesenheit in ältern und jüngern, ächten und pseudonymischen Schriften daran gewendet, um uns zu beweisen, daß die alten Aegyptier, und besonders die Priester, große Meister in der Kunst, Metalle zu verwandeln, und eine Universalarznei zu bereiten, gewesen wären. Sie erzählen uns, Thot habe diese edle Kunst erfunden, und sie in geheimen Charakteren auf zwo Säulen in der seriadischen Provinz beschrieben: und gleichwohl melden uns hiervon die ältern Schriftsteller, die doch Thots angebliche Erfindungen umständlich nennen, ganz und gar nichts, und selbst der fabelhafte Manetho, aus welchem Eusebius die Nachricht von den Säulen entlehnt hat, sagt nicht ein Wort davon, daß sich der Inhalt ihrer Inschriften auf die Goldmacherkunst bezogen habe. — Weiter führen uns jene Herren die ungeheuern Reichthümer der alten ägyptischen Pharaonen, und die unermeßlichen Kosten, welche sie auf Pyramiden, Obelisken und Tempel wendeten, zu Gemüthe, welche nimmermehr hätten herbeigeschaft werden können, wenn nicht die Priester zu Thaben, Memphis und Heliopolis durch ihre alchemischen Arbeiten Rath geschaft hätten. Der Beweis ist vortreflich; nur aber ists schade, daß die ägyptischen Pharaonen, wie wir aus andern und ältern Nachrichten wissen, ihr Gold aus den äthiopischen und arabischen Bergwerken zogen, daß sich selbiges, weil überhaupt der Umlauf des Geldes damals weit eingeschränkter als heut zu Tage war, viel leichter anhäufen konnte, daß überhaupt sehr viel von den großen Summen, welche

Diodor angiebt *), abgerechnet werden muß, und daß endlich auch Herodotus, Plato, Diodor, Strabo und andre alte Schriftsteller, welche Aegypten besucht, und mit den Priester zur Memphis, Theben u. s. w. genaue Bekantschaft gemacht hatten, auch nicht das Mindeste von der Erfahrenheit dieser letztern in der Goldmacherkunst melden, da doch gar nicht zu vermuthen ist, daß diese Priester, welche so sorgfältig erzählten, wie oft sie badeten, in den Tempel gingen, fasteten und sich der Liebe enthielten, nur hier ihre Neigung zur Pralerei und Selbstlob verleugnet, und gegen ihre griechischen Gäste und Schüler, gar nichts von einer so großen und wichtigen Beschäftigung erwähnt haben sollten. — Man versichert uns sehr ernsthaft, Moses habe in Aegypten die Alchemie erlernt, und durch Hülfe dieser Kunst, das goldne Kalb zu einer im Wasser auflöslichen Asche verbranten; und gleichwohl ist es sehr möglich, daß dieses berüchtigte Kalb von bloßem Holz und nur vergoldet gewesen, oder, wenn es auch wirklich ganz golden war, daß sich, nach Stahls Vermuthung, Moses, ohne im geringsten Chemist oder Goldmacher zu seyn, einer Schwefelleber bedient hat, um das Gold in einen mit dem Wasser mischbaren Staub zu verwandeln. — Man beruft sich noch weiter auf die Geschicklichkeit der Aegyptier im Goldschmelzen, Färben, und Behandlung der Erze, um daraus den Schluß zu ziehen, daß sie — auch Gold gemacht haben müsten; ohne zu bedenken, daß auf solche Art die edle Kunst sehr profanirt wird, und Gefahr laufen kann heut oder morgen in der nächsten besten Schmiedeesse, Glashütte oder Schönfärberei gesucht zu werden! — Man beruft sich endlich auch auf die noch vorhandnen alten alchemistischen Schriften der Maria, Moses Schwe-

*) M. s. d. 1. B. S. 193.

Schwester, des Hermes Trismegistus, des Agathodämon, des Demokritus u. s. w. und wo ist auch wohl der Ungläubige, der an der Aechtheit dieser treflichen Urkunden zweifeln solte, wenn gleich verschiedne alte griechische und lateinische Schriftsteller versichern, daß man zu ihrer Zeit zwar viele untergeschobne Schriften unter dem Namen des Hermes, Demokritus u. s. w. aber auch nicht eine einzige ächte aufzuweisen gehabt habe? — Freilich ist hieraus die Folgerung gezogen worden, daß man heut zu Tage kein alchemistisches Werk habe, von welchem mit Zuverläßigkeit erwiesen wäre, daß es vor dem fünften Jahrhundert nach C. G. geschrieben worden sei; allein das ist eine Einwendung, welche unsre Adepten sehr leicht abzulehnen wissen, und ihr die Erzählung des Suidas entgegensetzen, welcher berichtet, daß der Kaiser Diokletian alle alchemistische Bücher aus ganz Aegypten habe zusammenbringen und verbrennen lassen, um dadurch den Einwohnern allen Zufluß von Reichthümern, durch welche sie sich so oft zu Rebellionen verleiten ließen, auf einmal gänzlich zu sperren. Es ist wahr, daß dieser Suidas erst im zwölften Jahrhundert, und also ganze achthundert Jahr nach Diokletians Zeiten geschrieben hat, und daß vor ihm niemand, nicht einmal der Biograph dieses Kaisers, irgend etwas von dieser wider die alchemistischen Bücher der Aegyptier verhängten Verfolgung gemeldet hat; allein daran kehren sich die Adepten sehr wenig, da sie schon einmal von jeher gewohnt sind, kein Zeugniß, das ihnen günstig ist, wäre es auch noch so verdächtig, zu verschmähen, und keinen Gegenbeweis, so sehr er auch in der Erfahrung, Vernunft und Geschichte gegründet seyn mag, zuzulassen.

So sehr auch die alten Aegyptier zur Schwärmerei und zum Wunderglauben geneigt waren, so kann ich ihnen und ihren Priestern doch kaum die Thorheit zu-

zutrauen, daß sie sich mit der Verwandlung der Metalle beschäftigt haben solten. Sie waren zu thätig und arbeitsam, als daß sie einer Chimäre, die nur in Müssiggangs ausgebrütet werden kann, nachgejagt haben könten. Indessen kann allerdings wohl Aegypten das Vaterland der Goldmacherkunst seyn, nur mit der Einschränkung, daß man vor dem dritten oder vierten Jahrhundert n. C. G. in diesem Lande eben so wenig als anderwärts an die Möglichkeit der Metallverwandlung gedacht hat. Der Verfall und die Schwäche des römischen Reichs, die immerwährenden bürgerlichen Unruhen, die unglücklichen Kriege mit den barbarischen Nationen, die immermehr einreissende Sittenlosigkeit, die lasterhafte und tyrannische Regierung der meisten Kaiser — alle diese und noch andre Zeitumstände waren Ursache, daß viele tausend Menschen aus den obern und mittlern Ständen den Entschluß faßten, allen weltlichen Geschäften zu entsagen und sich in die Einsamkeit zu ziehen. Einige wolten hier blos den Kriegsgefahren, und den Bedrückungen ihrer Tyrannen entgehen, andre entflohen dem Umgange mit verderbten Zeitgenossen, in deren Augen Rechtschaffenheit Verbrechen, und tugendhafte Handlungen ein Gegenstand des Spottes waren. In dieser Abgeschiedenheit von der Welt fing man an jene leidende Tugend, welche mehr im Dulden als im Handeln ihre Stärke sucht, lieb zu gewinnen, und da man die praktische Philosophie des Lebens nicht mehr in Ausübung bringen konte und wolte, so suchte man sich darüber durch Spekulationen über idealische und außerweltliche Gegenstände zu trösten. In diesem Zeitraum war es, daß die stoische und die neuplatonische Philosophie die meisten Anhänger fand. Man wolte den Feinden äußerlicher Ruhe und Sicherheit entgehen, und wurde nicht gewahr, daß man sich durch die Entfernung von der Welt, und durch die Wahl einer geschäft-

schäftlosen Lebensart, einem nicht minder gefährlichen Feinde, der Unthätigkeit und ihren gewöhnlichen Gefährten, den Verirrungen des Verstandes und der Einbildungskraft, blosstellte. — In Aegypten insonderheit kam hierzu noch der schwärmerische Charakter der Nation, und die Verfolgungen, welche daselbst ganz vorzüglich gegen die Juden und Christen verhängt wurden. Ein sehr großer Theil dieser letztern entfloh in die Wüsten von Thebais. Sie suchten sich für den Verlust ihres Vermögens, ihres Ranges und ihrer äußerlichen Ruhe, durch Befestigung ihrer Seelenruhe, durch heiße Andacht und anhaltende Spekulationen über religiöse und philosophische Gegenstände zu entschädigen. Dies war der erste Ursprung des Mönchs- und Einsiedlerlebens. Die allerwenigsten Menschen aber sind fähig eine solche Lebensart ohne Nachtheil für ihren Verstand und Phantasie lange auszuhalten. Der Geist strebt immerfort seine Ideen zu verkörpern und seine Thätigkeit an Gegenständen materieller Art zu üben. Es konte daher nicht fehlen, daß bei dieser Abgeschiedenheit von der Welt, und bei diesem nicht nur fortdaurenden, sondern selbst vermehrten Bedürfnisse, Verstand und Phantasie zu beschäftigen, mancherlei Chimären den ersten Anachoreten und Mönchen sich aufdrangen, mancherlei Wünsche bei ihnen Eingang fanden, und eine Neigung zu geheimen Künsten sich entwickelte, welche im Umgange mit der Welt, und bei einer wirklich thätigen Lebensart weit seltner ist. Bei ihnen muß man auch ganz gewiß den Ursprung der Alchemie suchen, einer Afterkunst, welcher es ein jeder, der seine Vernunft unpartheiisch gebrauchen will, ansehen muß, daß sie von Habsucht und Unwissenheit abstammt, und ihrer Pflegerinnen, der Mystik, und der gedankenlosen Trägheit vollkommen würdig ist. Nirgends wurde daher, und wird noch heut zu Tage die Al-

chemie mit größerm Eifer betrieben, als in Klöstern, diesen fruchtbaren Pflanzschulen alles Unsinns und aller Schwärmereien, die nunmehr beinahe seit vierzehn hundert Jahren der gesunden Vernunft Trotz bieten. — Aus Aegypten stammten die ältesten alchemistischen Schriftsteller des fünften und sechsten Jahrhunderts, Zosimus von Panopolis, Olympiodorus von Theben, Stephan und Synesius von Alexandrien ab, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, ihre sogenannte verborgne Weisheit in den Klöstern und Einsiedeleien der Nitrischen und Thebaischen Wüsten erlernt hatten. Noch heut zu Tage wird in den Koptischen Klöstern der Stein der Weisen sehr eifrig gesucht; wiewohl sich die dasigen Mönche von den europäischen Adepten dadurch sehr merklich unterscheiden, daß sie das große Werk nicht, so wie diese, mit chemischen Geräthschaften, nicht in Oefen und Schmelztiegeln, sondern in mystischer Unthätigkeit, mit Gebeten, geheimnißvollen Worten und Cerimonien betreiben. Zwar bleiben sie beständig in der äussersten Dürftigkeit, und müssen sichs noch dazu gefallen lassen, daß sie bei jeder Gelegenheit von den herumschweifenden Arabern, ihren geschwornen Feinden, ausgeplündert und gemißhandelt worden; dennoch ist ihre Gedult und ihre Hofnung unermüdlich, so wie sie es gemeiniglich auch in unsern Ländern bei allen denjenigen zu seyn pflegt, die sich einmal von der Alchemie haben verblenden lassen.

Die Schilderung, welche ich hier von dem Zustande der Wissenschaften in dem alten Aegypten entworfen habe, weicht vielleicht sehr merklich von dem Begriffe ab, den man sich gemeiniglich davon macht. Ich schmeichle mir indessen, daß man sie bei genauer Prüfung

fung ziemlich treffend finden, und sich überzeugen werde, daß die alten Aegyptier, ohngeachtet ihnen das Verdienst, verschiedne Entdeckungen gemacht, und einige Wissenschaften früher, als alle andre Völker, kultivirt zu haben, keinesweges abgesprochen werden kann, dennoch nichts weniger als Meister in allen menschlichen Kentnissen waren. So lange als sie ein freies und nur von einheimischen Königen abhängendes Volk waren, blieben sie immerfort auf der nämlichen, und zwar auf einer ziemlich niedrigen Stufe der wissenschaftlichen Kultur stehen. Die Ursache davon war theils Selbstdünkel und Indolenz, theils die in mancher Rücksicht fehlerhafte politische und gesetzliche Verfassung, theils endlich Mangel an Umgang mit auswärtigen Nationen, welcher letztere allen Antrieb zur Nacheiferung unmöglich macht. Erst von der Zeit an, wo Aegypten unter fremde Botmäsigkeit kam, gewann der Zustand der Wissenschaften in diesem Lande ein vortheilhafteres Ansehen. Die Griechen, welche vorhin die ersten Elemente der Wissenschaften aus Aegypten erhalten, und auf diesen Grund weiter fortgebaut hatten, wurden nun wiederum die Lehrer der Aegyptier, welche für sich allein gewiß nimmermehr weiter gekommen, sondern immer auf dem nämlichen Punkte, wo sie vor tausend Jahren gewesen, stehen geblieben wären. Die ersten Ptolemäer zeichneten sich durch ihre Liebe für die Wissenschaften ganz vorzüglich, und vielleicht weit mehr aus, als der größte Theil derjenigen, die man in spätern Zeiten mit dem stolzen Titel großer Beförderer und Gönner der Gelehrsamkeit beehrt hat. Der Ruf ausserordentlicher Weisheit, in welchem die Aegyptier von Alters her — freilich zum Theil unverdienter Weise — standen, mußte nothwendig viele lehrbegierige Griechen, seitdem sie nach Alexanders Eroberung, ungehinderten Zutritt und vorzügliche Begünstigung in Aegypten zu erwar-

erwarten hatten, einladen, dieses Land sehr häufig zu besuchen, und an der Quelle, von welcher sie anfangs ihre ersten wissenschaftlichen Begriffe geschöpft hatten, ihren Durst nach Weisheit zu löschen. Freilich fanden sie sich wohl mehrentheils in ihren großen Erwartungen getäuscht; allein ihr Vorurtheil wurde den Aegyptiern selbst sehr nüzlich, denn diese wurden nunmehr aus ihrer Indolenz herausgerissen, zur Nacheiferung angereizt, und, mochte sich gleich ihr Stolz, ihr Selbstdünkel und ihre Anhänglichkeit an der Weise ihrer Vorfahren, Anfangs noch so sehr gegen alle Belehrung, welche von Auswärtigen kam, sträuben, so musten sie doch nach und nach endlich etwas von dem feinen Geschmacke, und von der hellen Denkart der Griechen, mit welchen sie beständig als Gebietern und Mitbürgern umgingen, annehmen.

Ptolemäus Philadelphus, der zweite unter den Lagiden, wurde der Stifter des berühmten alexandrinischen Museum, welches man als die erste und älteste unter allen Akademien der Wissenschaften ansehen kann. Die Mitglieder derselben versammelten sich in einem großen und prächtigen Gebäude in Bruchium, einem Quartier von Alexandrien. Ptolemäus Philadelphus und seine nächsten Nachfolger in der Regierung wendeten große Summen auf die Unterhaltung dieser Akademie, und auf die Besoldung ihrer Mitglieder. Alle Gelehrte von allen Nationen, die nach Alexandrien kamen, wurden bei dem Museum aufgenommen und königlich unterhalten, um zur Vervollkommnung der philosophischen, mathematischen und medizinischen Wissenschaften zu arbeiten. Der Präsident des Museums führte den Titel ἱερεὺς (Priester) vermuthlich, weil man, dem alten Grundsatze der Aegyptier, daß die Aufsicht über die Wissenschaften dem Priester-

orden

orden zukomme, wenigstens dem Anschein und dem Namen nach, getreu bleiben wolte.

Ein neuerer französischer Schriftsteller vergleicht die gelehrten Akademien mit Fischhältern. Fische, sagt er, die man aus einem Fischhälter nimmt, sind weit weniger schmackhaft, als diejenigen, die man in grossen Strömen und Seen, wo sie frei herumschwimmen können, fängt, und eben so lehrt auch die Erfahrung, daß Gelehrte, welche einzeln für sich allein arbeiten, ungleich mehr Nutzen stiften, als wenn sie in eine Gesellschaft vereinigt sind. — Die Vergleichung mag an sich vielleicht etwas schief seyn; die Sache selbst aber ist, meines Erachtens, sehr wahr. Gelehrte Gesellschaften und Akademien haben in der That, als Korps betrachtet, bei weitem nicht so große Verdienste um die Wissenschaften, als man uns bisweilen bereden will. Die allermeisten wichtigen und nüzlichen Wahrheiten und Entdeckungen, haben wir nicht den gesellschaftlichen Bemühungen der Akademien, sondern dem Privatfleis einzelner Gelehrten zu verdanken; und mancher Gelehrter, der als Privatschriftsteller allgemeine Bewunderung verdient, hat als Verfasser akademischer Memoiren einen sehr mittelmäsigen Werth. Mit einem Worte: Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften sind brauchbar, um die Gelehrten mit einander bekant zu machen, ihren Privatfleis aufzumuntern, einzelne Beobachtungen und nüzliche Aufsätze, welche sonst vielleicht im Schreibepulte würden verschlossen geblieben seyn, zu sammeln, und besonders auch den Ruhm ihrer Stifter und Beschüzer zu erhalten; allein man fordert zu viel, wenn man von ihren gemeinschaftlichen Arbeiten beträchtliche Erweiterung und Vervollkommnung der Wissenschaften erwartet. Den Fürsten, welche Akademien der Wissenschaften errichten, ist es im Grunde auch nur selten darum zu thun, das Reich der Gelehr-

sam-

samkeit zu erweitern; sehr wenige denken hierin wie Peter der Große. Die meisten trachten nur nach dem Ruhme, Gönner und Schützer der Wissenschaften und Künste genannt zu werden; sie wissen es wohl, daß sie der Beihülfe derselben zu Erhaltung ihres Andenkens bei der Nachwelt — oft auch zur Austilgung ihrer unrühmlichen Handlungen aus den Jahrbüchern der Geschichte — bedürfen: und diesem Bedürfniß glauben sie vollkommen abhelfen zu können, wenn sie Akademien der Wissenschaften errichten — Ludwig der 14te stiftete die Akademie der Inschriften, damit sie Motto's für seine Denkmünzen, und Aufschriften für seine Bildsäulen erfinden solte. Er erneuerte die französische Akademie, damit sie seine Thaten beschreiben, und Lobreden auf ihn und auf den heiligen Ludwig halten solte. Vielleicht würde man beim Ptolemäus Philadelphus, der in der That ein ziemlich ehrgeitziger Fürst war, ähnliche geheime Absichten muthmasen können, wenn das Museum, welches er stiftete, eben die Einrichtung, wie die meisten Akademien unsrer Zeit gehabt hätte, und sein Verdienst um die Wissenschaften würde alsdann in der That ziemlich problematisch seyn. Allein das alexandrinische Museum, zeichnete sich dadurch sehr vortheilhaft vor seinen spätern Nachfolgern aus, daß damit zugleich eine Lehranstalt verbunden war. Diese wurde eine Pflanzschule nicht nur für Aegypten, sondern auch für alle kultivirte Länder jener Zeiten. In ihr bildeten sich viele der gelehrtesten Männer des Alterthums; Philosophen, Mathematiker, Erdbeschreiber, Naturforscher, Aerzte und Sternkundige, deren Schriften wir noch jezt zum Theil als unverwerfliche Zeugen der Kentnisse, zu welchen sie in Alexandrien den Grund gelegt hatten, besitzen.

Die=

Dieses Institut erhielt sich auch unter der Herrschaft der Römer lange Zeit hindurch bei großem Ansehen, und in dem blühendsten Zustande. Der Kaiser Klaudius, ein Fürst, der die Eitelkeit hatte, sich um den Ruhm großer Gelehrsamkeit, auf welchen er doch wenig Ansprüche machen konte, zu bewerben, stiftete neben dem Museum der Ptolemäer zu Alexandrien noch ein zweites; nicht um dadurch etwas zur Vervollkommnung und Erweiterung der Künste und Wissenschaften beizutragen, sondern um sein eignes Andenken im Reiche der Gelehrsamkeit zu verewigen: denn den Mitgliedern des Museums wurde bei dessen Stiftung die Pflicht aufgelegt, Jahr aus Jahr ein bei ihren täglichen Versammlungen, die griechisch geschriebne hetrurische und karthaginensische Geschichte des Kaisers Klaudius vorzulesen. Ich weis nicht, wie lange sich dieses Klaudianische Museum erhalten haben mag; aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist es lange vor dem ältern Alexandrinischen eingegangen. Dieses leztere gerieth im dritten Jahrhunderte nach C. G. ziemlich in Verfall, dauerte aber doch noch, auch unter den griechischen Kaisern, obgleich ziemlich kraftlos fort, bis es endlich im siebenten Jahrhundert, bei der Eroberung Ägyptens, durch die Araber, seinen gänzlichen Untergang erreichte.

Mit dem Museum der Ptolemäer war besonders auch eine Bibliothek, die größeste und berühmteste, unter allen, die jemals existirt haben, verbunden. Ptolemäus Philadelphus hatte sie mit ungeheuern Kosten angelegt. Nach dem Zengniß des Plinius und des Gellius, soll sie auf siebenmal hundert tausend Bücher aus allen Fächern der Gelehrsamkeit enthalten haben. Allen Mitgliedern des Museum, und überhaupt allen Gelehrten, die sich in Alexandrien aufhielten, war der freie Gebrauch dieser Büchersammlung verstattet. In

dem

dem ersten alexandrinischen Kriege, wurde ein Theil derselben, welcher sich in dem sogenannten Serapeum befand, wider Cäsars Willen, durch Feuer zerstört. Ein andrer sehr beträchtlicher Theil wurde ein Opfer des Religionshasses, welcher unter der Regierung des grossen Theodosius, eine wütende Verfolgung gegen die heidnischen Verehrer des Serapis anstiftete. Dennoch aber blieb die alexandrinische Bibliothek immer noch die zahlreichste und berühmteste in den damaligen Zeiten, bis sie endlich durch die Araber ganz vernichtet wurde. Amrou, der Feldherr des Khaliphen Omar erstaunte, nachdem er Alexandrien eingenommen hatte, über den Reichthum und die Größe dieser Stadt, besonders aber auch über die zahllose Menge von Büchern, die er in der Bibliothek antraf. Er fragte bei dem Khaliphen an, was er mit dieser Büchersammlnng thun solte. „Verbrenne sie," antwortete Omar; „denn wenn der „Inhalt dieser Bücher mit dem, was im Koran steht, „übereinstimmt, so sind sie unnütz und überflüsig; ent„halten sie aber etwas anders, so sind sie schädlich und „verdammenswürdig." Amrou muste diesem Befehle unverzüglich gehorchen, und viele Tage hindurch wurden die sämtlichen Badstuben von Alexandrien mit den Büchern geheizt, an welchen man seit länger als acht hundert Jahren mit unermeßlichem Aufwand gesammelt hatte.

Die Gelehrten hören nicht auf diese Zerstörung der Alexandrinischen Bibliothek mit lauten Klagen zu bejammern. Daß Omars Befehl im höchsten Grade barbarisch, und des unwissenden Fanatismus vollkommen würdig war, wird wohl niemand bezweifeln, daß aber die Folgen desselben für uns so beklagenswürdig sind, als man vorgegeben hat, getraue ich mich nicht zu behaupten. Wahr ists, daß dieser Brand uns ganz gewiß

wiß sehr viele historische Nachrichten von alten Ländern und Völkern entrissen, daß er eine große Lücke in unsrer Literargeschichte, und in unsern Kentnissen von dem Fortgang des menschlichen Geistes in Künsten und Wissenschaften veranlaßt, vielleicht auch sogar, wenn ich recht viel einräumen will, den gänzlichen Verlust mancher nüßlichen Erfahrungen und Sachkentnisse des Alterthums, nach sich gezogen hat; allein die Frage bleibt immer noch, ob dieser Verlust so überwiegend groß sey? Solte jemand im Ernste glauben können, daß alle 700000 Bände, welche die alexandrinische Bibliothek in sich schloß, der Verewigung, der Aufbewahrung bis auf die spätesten Nachkommen würdig gewesen wären, der gehe hin, und lasse sich von einsichtsvollen und unpartheiischen Kunstrichtern über das Verhältniß, welches sich zwischen den verschiednen Klassen unsrer heutigen Schriftstellerprodukte findet, belehren. Sie werden ihm sagen, daß sich die Anzahl der schlechten, unnüßen, mittelmäsigen, sitten- und zeitverderblichen Schriften, der Bücher die nur für kurze Zeit, nur für eine einzige Generation bestimmten Werth haben, der geschmacklosen Kompilationen u. s. w. zu der Summe der wirklichen Meisterstücke, der wichtigen, allgemein nüzlichen und zu bleibendem Ruhme berechtigen Schriften, fast wie 100 zu 1 verhalte. Mit vollkommnen Rechte können wir diesen Maasstab auch auf die gelehrten Produkte des Alterthums anwenden. Denn wie viele von den uns übriggebliebnen Werken der alten Griechen und Römer, sind nicht, die wir heut zu Tage keines Anblicks würdigen, geschweige denn für ihre weitere Vererbung auf die Nachwelt bedacht seyn würden, wenn sie nicht das alle Mängel bedeckende Vorurtheil des Alterthums für sich hätten? Man kann also diesemnach schon den reinen Verlust, welchen die Gelehrsamkeit durch die Verbrennung der Alexandrinischen

Bibli-

Bibliothek erlitten hat, füglich auf den hundertsten Theil ihrer ganzen Bücherzahl herabsetzen, und den Verlust aller übrigen Bücher, wenn ihr Inhalt ganz entbehrlich war, oder wenn sie Unsinn, Irrthum und unnütze Dinge enthielten, eher als baaren Gewinn in Anschlag bringen *). Zieht man nun noch überdies, nach einer wahrscheinlichen Berechnung, alle Doubletten, alle verschiedne Ausgaben von einerlei Werken **), welche in der alexandrinischen Bibliothek vorhanden seyn mochten, endlich alle diejenigen Bücher ab, deren wesentlichen Inhalt griechische und römische Schriftsteller in ihre noch vorhandne Werke übergetragen haben, oder die uns aus andern Sammlungen übrig geblieben sind, so möchte man die ganze Summe des wirklichen Verlustes, den uns Omars Autodafe' zugezogen hat, kaum tau-

*) Man kann einwenden, und ich gebe es auch gern zu, daß kein Buch so schlecht sei, daß es nicht etwas gutes enthalten solte. Wie selten kann aber dieses wenige gute etwas frommen, wenn seine Wirkung durch das überwiegende schlechte, unnütze und falsche, gleichsam im Keime erstickt wird; und läßt sich auch der Nutzen, den selbst schlechte Bücher durch einzelne Wahrheiten stiften können, mit dem Schaden, den sie in Köpfen und Herzen anrichten, nur im geringsten vergleichen? Welcher Freund der Menschheit, des gesunden Menschenverstandes und guten Sitten, wolte nicht wünschen, daß das Syksteme de la nature, das berüchtigte Buch des erreurs & de la verité, die schlüpfrigen Romane des jüngern Crebillon u. dergl. ewig ungeschrieben geblieben wären, ohngeachtet alle diese Bücher einige Wahrheiten enthalten und Vorzüge der Schreibart und des Witzes besitzen können?

**) Auch die Alten hatten von manchen Büchern verschiedene Ausgaben. Ich wundre mich, wie noch neuerlich ein gewisser Schriftsteller dieses hat leugnen können. Man wird sich ja wohl an die verschiedenen Ausgaben oder Rezensionen des Homer, des Hippokrates u. s. w. erinnern, deren schon die Alten gedenken.

tausend berechnen können. Tausend nützliche und in ihrer Art meisterhaft geschriebene Werke, sind immer ein sehr beträchtlicher Verlust für die Wissenschaften; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sie diesen Verlust auch ohne Omars Schuld erlitten haben würden. Der schwärmerische Religionseifer der Priester unter den ersten christlichen Kaisern, und die Barbarei der Gothen und andrer nordischen Völker, welche das römische Reich im fünften Jahrhunderte überschwemmten, hat wenigstens eben so viel, und der größesten Wahrscheinlichkeit nach, weit mehr Bücher von der Erde vertilgt, als die Sarazenen jemals in Alexandrien fanden. Durch jene wurden die großen Büchersammlungen zerstört, welche Fürsten und Privatpersonen, in verschiednen Städten Italiens, und in den Provinzen des abend- und morgenländischen Kaiserthums angelegt hatten; und wahrscheinlicherweise würde auch von der alexandrinischen Bibliothek sehr wenig, vielleicht gar nichts, auf unsre Zeiten gekommen seyn, wenn es auch nie Sarazenen und einen Omar gegeben hätte.

Bedenkt man überdies das Schicksal, welches die wirklich übrig gebliebenen Schriften der Alten in den Händen der Neuern betroffen hat, so muß auch dadurch die Vorstellung von der Größe des Verlusts, welchen die Gelehrsamkeit durch Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek erlitten hat, nicht wenig herabgestimmt werden. Viele Jahrhunderte hindurch waren die Ueberbleibsel der griechischen und römischen Gelehrsamkeit, größtentheils in den Mauern der Klöster eingesperrt. Ihre Besitzer waren Mönche, welche von diesen Schätzen Gebrauch zu machen, selten Fähigkeit genug, und noch seltner Lust hatten, und um die Erhaltung derselben höchstens nur dieses Verdienst sich erwarben, daß sie fehlerhafte Abschriften davon machten. Als endlich nach der

Wiederherstellung der Wissenschaften in den Abendländern, die Schriften der alten Griechen und Römer aus den Staube hervorgezogen, und durch die kürzlich erfundne Buchdruckerkunst gemeinnützig gemacht wurden, so war man noch immer weit entfernt, einen wahrhaft nützlichen Gebrauch von ihnen zu machen. Anstatt Sachkenntnisse aus ihnen zu schöpfen, blieb man blos bei der Sprache stehen, und glaubte im Besitz aller menschlichen Weisheit zu seyn, wenn man emendiren, Varianten sammeln, Citate auf Citate häufen, und über die unbedeutendsten Gegenstände der Alterthumskunde mit mühsamen Fleiße kommentiren konte. Anstatt auf dem Grunde, welchen die Alten in ihren Schriften gelegt hatten, weiter fortzubauen, glaubten die meisten Gelehrten, in den wissenschaftlichen Grundsätzen derselben ein vollständiges System aller menschlichen Kentnisse, ein ganz vollendetes Gebäude zu erblicken, welches sie als ein Heiligthum, das keiner Ausbesserung, keiner Erweiterung bedürfe, mit abergläubischer Ehrfurcht anstaunten. So vergingen ein paar Jahrhunderte, ehe man nur anfing, von den Schriften der Griechen und Römer denjenigen Gebrauch zu machen, welcher allein als der beste und vortheilhafteste angesehen werden muß. Wenn wir daher den Alten, in vieler Rücksicht, und besonders in sofern, als ihre besten Werke die sicherste Anleitung zur Bildung des guten Geschmacks geben, Dank und Ehrfuncht schuldig sind, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß der ehemalige Misbrauch und das verkehrte Studium derselben, ohne alle ihre Schuld, der ächten Gelehrsamkeit unsäglich viel Schaden gethan, und der Vervollkommnung reeller Kentnisse ausserordentlich viel Hindernisse in den Weg gelegt hat, wäre es auch nur in sofern, als dadurch den Wissenschaften, die den meisten Einfluß auf das Wohl der Menschheit haben, eine Menge gu-

ter Köpfe entzogen, und bei der alten, auch noch jetzt in Schulen gewöhnlichen Lehrart, unzählig viel Jünglinge mit Vernachlässigung ihres Verstandes und ihrer Ausbildung für die Welt, ihre besten Jahre blos der Wortgelehrsamkeit aufzuopfern gezwungen wurden. — Alles dieses würde gewiß auch eben so erfolgt seyn, wenn die Bücher, welche die alexandrinische Bibliothek in sich faßte, bis auf unsre Zeiten gekommen wären. Da in diesem Falle, jene unächte Art der Gelehrsamkeit, welche sich mit Worten beschäftigt, ohne auf Sachen und guten Geschmack sonderlich Rücksicht zu nehmen, und Kleinigkeiten zum Gegenstande großer mühseliger Arbeiten macht, viel mehr Nahrung und ein ungleich weitläuftigeres Feld zu bearbeiten gefunden hätte, so würde man vielleicht noch weit später, als wirklich geschehen ist, einsehen gelernt haben, daß Sprachkunde bei weitem nicht der einzige noch der größeste Vortheil ist, welchen man aus der Lektur der Alten ziehen kann; die Gelehrten würden vielleicht noch später selbst und unabhängig von den Alten zu denken und zu erfinden angefangen haben, und noch länger bey dem Wahne, daß ihre Vorgänger schon den ganzen Umfang des menschlichen Wissens ausgemessen hätten, stehen geblieben seyn. — Wenn ich alles dieses bedenke, und Gewinn gegen Gewinn, Verlust gegen Verlust abwäge, so kann ich unmöglich in die Klagen derjenigen mit einstimmen, welche die Zerstörung der alexandrinische Bibliothek für einen Verlust halten, den die Gelehrsamkeit in Ewigkeit nicht verschmerzen könne. —

Was den Zustand der Wissenschaften in dem neuern Aegypten anbelangt, so kennt man selbigen vollkommen, wenn man überhaupt von der Verfassung der Wissenschaften unter den Muselmännern unterrichtet ist. Das einzige Studium der Gelehrten unter ihnen

ist der Koran; er ist die Quelle ihrer Theologie, Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit, der Sittenlehre und aller spekulativen Wissenschaften. Die Ueberzeugung, daß dieses Buch ihres Propheten, der vollkommenste Inbegrif alles desjenigen sei, was Menschen wissen sollen und können, ist Glaubenspflicht für sie, und man darf sich also nicht wundern, daß sie immer auf der nämlichen, und zwar auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Erkenntniß, stehen bleiben. — Was sie überhaupt Gelehrsamkeit nennen, ist also eigentlich nichts als Belesenheit im Koran, und Fertigkeit ihn auslegen und erklären zu können. — Ihre Astronomie ist weiter nichts, als Sterndeutekunst, auf welche sie, so wie alle unwissende Nationen, sehr viel halten. Ihre Heilkunde ist blos empirische Kentniß einiger Arzneimittel, die sie aufs Gerathewohl oder höchstens nach den Vorschriften der alten arabischen Aerzte anwenden. Es ist auch nicht wohl möglich, daß sie es in dieser Wissenschaft zu einiger Vollkommenheit bringen könten, da nach ihrem Gesetz die Eröfnung und Zergliederung menschlicher Leichname, ein Greuel ist, und sie folglich der sichersten Führerin zu gründlicher Kentniß des menschlichen Körpers, der Anatomie, gänzlich entbehren müssen. — Die christlichen Kopten, als die eigentlichen Nachkommen der alten Aegyptier, sind, weit entfernt, den kleinen wissenschaftlichen Vorrath ihrer Väter zu vermehren und zu benutzen, noch weit unwissender als diese waren. Sie sind ein überzeugendes Beispiel, wie sehr eine Nation unter dem Drucke des Despotismus ausarten, und wie ihr ganzer Charakter umgekehrt werden könne. Nicht einmal die Begierde, für weise und einsichtsvoll angesehen zu werden, hat auf sie fortgeerbt. Ihre Priester machen einigen Anspruch auf Gelehrsamkeit; allein diese besteht höchstens darin, daß sie ihre in der alten Landessprache geschriebene Bücher

noth-

nothdürftig lesen können, und ihre Liturgien und Legenden auswendig wissen. Die koptischen Mönche sollen sich, wie ich schon oben gesagt habe, mit der Alchemie abgeben, und den Stein der Weisen durch Gebet und Kasteiungen zu überkommen suchen. Bedarf es wohl eines andern Beweises, daß sie im höchsten Grade unwissend und von aller Aufklärung weit entfernt seyn müssen? — Und dies ist das Volk, zu welchem noch vor wenigen Jahren ein gewisser französischer Herzog reiste, um Schätze verborgner Weisheit aufzusuchen!

Von

Von dem Zustande der Gewerbe und Künste im alten und neuen Aegypten.

Die alten Aegyptier waren, wie ich schon mehrmals, besonders im ersten Theil, zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, ein unermüdet thätiges und arbeitsames Volk. Die Beschaffenheit des Landes, welches sie bewohnten, machte es ihnen zur Nothwendigkeit, frühzeitig auf Mittel zu denken, durch welche sie die Natur bemeistern und ihr die Bedürfnisse des Lebens gleichsam abzwingen könten. Dadurch wurde aller Wahrscheinlichkeit nach, ihre Geschicklichkeit und Neigung zu kolossalischen Kunstwerken hervorgebracht und genährt. Alle ihre Arbeiten, welche wir theils aus Beschreibungen alter Schriftsteller, theils aus noch dauernden Ueberbleibseln kennen, tragen das unverkennbare Gepräge des mühsamen Fleißes, welcher der Natur selbst zu trotzen kühn genug ist, aber auch oft auf weitschweifigen Umwegen einen Endzweck verfolgt, der eben so sicher auf dem kürzern geraden Wege hätte erreicht werden können. Die ausführlichere Schilderung des Zustandes einzelner Gewerbe und Künste in dem alten Aegypten, wird, wie ich glaube, dieses Urtheil genugsam bestätigen.

Die Aegyptier rühmten sich den Ackerbau erfunden, oder vielmehr, wie sie sich ausdrückten, die erste Anleitung zu selbigem von ihren alten Königen und Göttern, Isis und Osiris erhalten zu haben *). Ihr Anspruch auf diese wichtigste unter allen Erfindungen, war vielleicht nicht so ganz grundlos, als man etwa glau-

*) M. s. den ersten Band S. 275. 280.

glauben möchte. Wenigstens hätten sie ihn wohl eher durchsetzen können, als die Griechen und einige andre Nationen, welche sich die Ehre, des Ackerbaues erste Erfinder zu seyn, in ältern und neuern Zeiten haben anmaßen wollen. In solchen Ländern, die, wie Aegypten, der periodischen Ueberschwemmung großer Ströme unterworfen sind, ist der Ackerbau nothwendiger als sonst irgendwo. Die Ueberschwemmung ist natürlicherweise ein mächtiges Hinderniß der herumschweifenden nomadischen Lebensart: sie macht es den Einwohnern unmöglich, von der Jagd und Viehzucht sich zu nähren; sie sind also genöthigt, sich in Gesellschaften zu vereinigen, und zu Gewinnung ihres Lebensunterhaltes künstliche Wege zu eröfnen. Schon in dieser Rücksicht also, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Aegypten, wo nicht das eigentliche Mutterland des Ackerbaues, doch eins der ersten Länder, wo er eingeführt wurde, gewesen sey.

Wenn die natürliche Beschaffenheit des Landes und die jährliche Ueberschwemmung des Nils, zur Erfindung oder Einführung des Ackerbaues Gelegenheit gab, so ist es nicht weniger gewiß, daß eben diese natürlichen Ursachen den Anbau des Landes theils befördern theils erschweren musten. Befördern, indem der Boden durch das austretende Nilwasser angefeuchtet und durch den abgesetzten Nilschlamm fruchtbar gemacht wurde: erschweren, in sofern die Ueberschwemmung an einigen Orten zu lange dauerte und zu groß war, andre Gegenden aber gar nicht betraf, welche daher wegen gänzlichen Mangels an Bewässerung, in einem so regenarmen Lande als Aegypten ist, an sich selbst ganz unfruchtbar bleiben musten.

Die

Die Aegyptier fanden Mittel, die natürliche Beschaffenheit ihres Landes, und besonders die Ueberschwemmungen des Nils, zu ihrem Vortheil zu benutzen, und den nachtheiligen Folgen, welche damit verknüpft waren, auszubeugen. Jemehr die Bevölkerung zunahm, desto mehr mußte sich nothwendig auch der Anbau des Landes ausbreiten. Diejenigen Gegenden des Nilthals, welche der Strom periodisch überschwemmte und dann wieder eben so regelmäsig verließ, wurden ihren Bewohnern zu enge, und gleichwohl war das ganze übrige Land theils Morast, wo das Wasser immer stehen blieb, theils ausserhalb den Gränzen der Ueberschwemmung gelegen und also dürre und unfruchtbar. Die Noth lehrte daher die Aegyptier, Schleußen, Dämme und Kanäle anzulegen, deren Ueberbleibsel noch heut zu Tage Erstaunen und Bewunderung erregen. Hieher gehört besonders der See Möris; unstreitig eins der größten Werke, die je durch Menschenhände ausgeführt worden sind.

Ich habe bereits im ersten Theile erwähnt, daß sich das Nilthal oberhalb Memphis erweitere, indem das westliche Gebirg daselbst eine große Ausbeugung gegen die libysche Wüste hin macht. Weil der Nil vor alten Zeiten bei großen Ueberschwemmungen in dieser Gegend durchbrach, und sich in die Sandebenen verlief, so wurde dadurch, wie Herodot erzählt, der erste ägyptische König, Menes, veranlaßt, einen Damm aufzuführen, wodurch der Nil von den libyschen Wüsten abgeleitet, und genöthigt wurde, seinen Weg zwischen den Gebirgen nach dem Delta hin zu nehmen. Eben diese Beschaffenheit des Nilthals war es aber auch vermuthlich, welche in der Folge den König Möris, (ohngefähr 900 Jahr vor Herodots Zeiten) auf den kühnen Gedanken brachte, in eben dieser

Bucht

Bucht des Nilthals einen Landsee ausgraben zu lassen, der von seinem Urheber benannt wurde. Er hing mit dem Nil durch einen achtzig Stadien (beinahe 3 teutsche Meilen) langen und 280 Fuß breiten Kanal zusammen. Sein Umfang betrug 3600 Stadien (ohngefähr 48 teutsche Meilen) und seine Tiefe, da, wo sie am größten war, funfzig Orgyen, oder 280 Fuß. Daß dieser See durch Menschenhände ausgegraben worden, bewiesen zwo Pyramiden, welche in der Mitte desselben errichtet waren. Sie standen 50 Orgyen tief unterm Wasser, und eben so hoch ragten sie über das Wasser hervor, so, daß ihre ganze Höhe von Grund an 560 Fuß betrug. Die Spitze einer jeden von diesen Pyramiden trug eine marmorne sitzende Bildsäule von kolossalischer Größe. — Alles Wasser dieses Sees kam aus dem Nil; denn er befand sich in einer übrigens ganz dürren und wasserarmen Gegend. Sechs Monate lang floß das Wasser aus dem Nil in den See, in den übrigen sechs Monaten floß es aus dem See wieder in das Nilbett, durch einen andern Kanal, welcher nahe bei Memphis mit dem Nil Gemeinschaft hatte. Noch ein dritter Kanal war westwärts gegen das Gebirge hin geführt, und durch diesen wurde das überflüßige Wasser in die libyschen Wüsten abgeleitet. Die Einkünfte der Fischerei aus diesem See betrugen, nach Herodots Erzählung, in den sechs Monaten, wo das Wasser aus dem Nil eintrat, täglich ein Talent Silbers, (gegen 900 Rthlr.) und in den übrigen sechs Monaten täglich 20 Minen oder 400 Rthlr. Diese Einkünfte waren, wie Diodor vorgiebt, den ägyptischen Königinnen zum Nadelgeld angewiesen: wahrscheinlicher weise aber haben die alten Schriftsteller den Betrag derselben zu hoch angegeben.

Um den Nutzen, welchen der See Möris für den Ackerbau in Aegypten hatte, richtig schätzen zu können, muß man sich folgende Vorstellung davon machen. Zu der Zeit, wo der Nil groß wurde, öfnete man den südlichen Kanal, welcher von Oberägypten her nach dem See führte, und so muste das Wasser in diesen eintreten. Die nördlichen Kanäle, welche aus dem See gegen Memphis hin bis zum Nile führten, wurden zu gleicher Zeit durch Schleußen und Dämme verschloßen, folglich muste sich das Wasser in dem See anhäufen, und bis zu der Höhe, welche der Nil bei der größesten Ueberschwemmung hatte, nämlich bis auf dreißig Fuß steigen. Wenn der Nil wieder abnahm, so verdämmte man den südlichen Kanal, und wenn der Strom endlich ganz niedrig und seicht geworden war, so wurden die nördlichen Kanäle geöfnet. Dadurch bewirkte man eine zweite Ueberschwemmung, indem das Wasser des Sees, welches alsdann dreißig Fuß höher als das Wasser in dem Fluße stand, nunmehr theils in das Nilbett zurück kehrte, und daselbst die Schiffahrt in den trocknen Monaten beförderte, theils durch viele kleine Seitenkanäle in die umliegende Gegend sich verbreitete, und die Saatfelder überall bewäfferte. Auf diese Art muste der See Möris für Aegypten mehr als einen Nutzen haben. In den Jahren, wo der Nil nicht hoch genug stieg, sammelte sich in ihm ein großer Theil des Wassers, welches sich sonst unbenuzt ins Meer ergoßen haben würde, und man konte durch eine zweite künstliche Ueberschwemmung den Mangel der natürlichen ersetzen. War hingegen in andern Jahren das Wachsthum des Stroms übermäßig groß, so nahm der See das überflüßige Wasser, welches dem Feldbau nur hinderlich gewesen wäre, in sich auf. Um zu verhindern, daß dieses künstliche Meer nicht die Dämme, von welchen es umgeben war, durchrisse, und die

umliegende Gegend durch gewaltsame Ueberschwemmung verwüstete, hatte man mitten durchs westliche Gebirge den oben erwähnten Kanal geführt, welcher dem überflüßigen Wasser einen Abfluß in die libyschen Sandwüsten verschafte. — Diodor versichert, die Eröfnung und Verschließung der zum See Möris gehörigen Schleußen und Dämme habe jedesmal auf 50 Talente (wenigstens 45000 Rthlr.) gekostet.

Strabo vergleicht den See Möris mit einem Meere. Zu dieses Schriftstellers Zeiten wurde er nebst den Kanälen noch sorgfältig unterhalten, ob gleich schon damals die mitten im See befindlich Pyramiden nicht mehr vorhanden gewesen zu seyn scheinen, weil Strabo nichts von ihnen meldet. Heut zu Tage führt dieser See den Namen Birket-Caroun, ist aber, so wie viele andre nüzliche Anlagen der alten Pharaonen, unter der sorglosen Herrschaft der Sarazenen und Türken so vernachläßigt worden, daß er jezt, nach Savary's Angabe, kaum noch 50 Stunden oder 25 deutsche Meilen im Umkreis hat. Der südliche Kanal, welcher jezt Bahr-Jussuf heißt, ist zwar noch vorhanden, aber sehr seicht, und die beiden nördlichen Kanäle, welche von den Oertern, wo sie sich in den Nil endigen, Tamieh und Bouch, ihre Beinamen haben, sind jezt so wenig zu ihrer ehemaligen Bestimmung geschickt, daß das Nilwasser durch sie in den See, aber nicht wieder aus diesem in das Nilbett fließen kann. Man dürfte nur die alten Dämme und Schleußen wieder herstellen, und das Bette des Bahr-Jussuf und der Kanäle von Tamieh und Bouch, tiefer ausgraben, um dem See Möris, diesem eben so großen als nüzlichen Werke der alten Pharaonen, seinen ehemaligen Umfang, und dadurch dem Lande alle Vortheile, welche es ehemals von ihm hatte, wieder zu verschaffen.

Auf-

Außer dem See Möris trugen auch die häufigen Kanäle, welche ganz Aegypten nach mannichfaltigen Richtungen durchschnitten, zur Fruchtbarkeit des Landes und zur Beförderung des Ackerbaues sehr viel bei. Sie dienten sowohl die vom Nil weiter entlegenen Gegenden zu bewässern, als auch, in Jahren, wo die Ueberschwemmung allzugroß war, das überflüßige Wasser abzuleiten, und die inländische Schiffahrt und das Verkehr zwischen den verschiednen Städten und Provinzen des Reichs zu erhalten. Ich habe schon im ersten Band S. 29. die wichtigsten von diesen Kanälen, und die Namen ihrer Urheber angeführt, zugleich aber auch erinnert, daß die meisten von ihnen heut zu Tage unbrauchbar geworden sind. — Bei dem Ausgraben dieser Kanäle, gewann man Erde, welche theils zu künstlichen Hügeln, theils zu Aufführung der Nildämme verwendet wurde. Wenn aber die Aegyptier dem Herodotus erzählten, daß man die Erde, welche bei Anlegung des Mörissees ausgegraben worden, in den Nil geschüttet habe, um sie so ins Meer hinab führen zu lassen, so ist das, wie mich dünkt, ziemlich unwahrscheinlich, denn eine so große Menge Erde würde wohl den Nil, dessen Fallen ohnehin in Niederägypten ziemlich sanft ist, eher verschlemmt haben, als mit dem Wasser bis zum Meere hingekommen seyn.

Durch die Nilkanäle und den Mörissee war für die Bewässerung der niedrigen Gegenden in Aegypten hinlänglich gesorgt; allein man muste auch den höher liegenden Oertern Wasser zu verschaffen suchen. Dieses geschahe durch besondre hydraulische Maschinen, welche noch heut zu Tage in Aegypten sowohl, als in andern Morgenländern gewöhnlich sind. Es sind dieses Schöpfräder, welche man durch Treten mit den Füßen umdreht und auf diese Art das Wasser aus dem Flusse

in

in die Höhe bringt. Liegt die Gegend, welche man wässern will, sehr hoch, so wird das Wasser, welches die Räder aus dem Flusse schöpfen, in einen über denselben befindlichen Behälter ausgegossen, und aus diesem wieder durch ein oder mehrere Schöpfwerke, stufenweis in die Höhe gebracht. — Wir finden auch Nachrichten, daß sich die Aegyptier, um hochliegende Felder zu wässern, der hydraulischen Maschine, welche man nachher Archimeds Wasserschraube genennt hat, bedient haben.

Man sieht, daß es den alten Aegyptier viel Mühe, Vorarbeit und Aufwand gekostet hat, um ihr Land zum Ackerbau hinlänglich benutzen, und von den jährlichen Ueberschwemmungen des Nils allen möglichen Vortheil ziehen zu können. Die Bestellung ihrer Felder selbst aber machte ihnen nur wenig Mühe. Hatte der Nil einmal das Land bewässert und durch den Schlamm, den er absetzte, gedüngt, so bedurfte es weder des Pflügens noch des Düngens weiter. Man hatte weiter nichts zu thun, als daß man, wenn sich das Wasser nach der Ueberschwemmung verlaufen hatte, den Samen (besonders Gerste, Waizen und Zea) auf den zurückgelassnen Nilschlamm ausstreute. Hierauf trieb man Schweine oder auch andres Vieh auf die Aecker, um durch sie den Samen eintreten zu lassen. Von der Aussaat bis zur Aernte vergingen etwa vier bis fünf Monate. Man sammelte alsdann das Getraide ein, und ließ es durch Vieh ausdreschen. — Man sieht indessen aus der Beschreibung, welche Diodor von dem Ackerbau der alten Aegyptier giebt, daß ihnen auch der Pflug nicht ganz unbekant war. Weil aber das Erdreich sehr locker und feucht war, so hatten sie auch nur ganz leichte (vielleicht hölzerne) Pflüge, deren sie sich vermuthlich blos bei einer zweiten Aussaat bedienten,

um

um die obenauf liegende ausgetrocknete Erdrinde unter- und dagegen eine feuchte Erdschicht herauf zu bringen. — Noch heut zu Tage pflegen die Einwohner von Aegypten ihr Feld fast eben so wie ihre Vorfahren zu bestellen, nur mit dem Unterschied, daß sie, um sich die Mühe der künstlichen Bewässerung so viel als möglich zu ersparen, fast nur die Ufer des Nils anbauen, außer, wo etwa noch Ueberbleibsel von den alten Kanälen vorhanden sind, welche die vom Ufer entferntern Gegenden nothwendig bewässern. Uebrigens wird jezt der Pflug (Muhhrah) sowohl im Delta als Oberägypten häufiger als ehemals gebraucht. Man ackert aber nicht tief, und daher ist es in einigen Gegenden nothwendig, den Boden nach dem Pflügen noch mit der Hacke durchzuarbeiten. Wenn das Feld auf diese Art bestellt und der Samen ausgestreuet ist, so fährt man mit der Egge drüber hin; und das ists alles, was man in diesem Lande zu thun nöthig hat. Die Aernte ist ordentlicher weise sehr ergiebig, es müste denn die Ueberschwemmung zu klein gewesen seyn. Wenn das Getraide reif ist, so schneidet man es mit der Sichel, und breitet es auf dem Felde aus, um es auszudreschen. Zu dieser letztern Arbeit bedient man sich eines kleinen Wagens mit scharfen Rädern, welcher mit Ochsen bespannt, und über das Getraide hingeführt wird. Das Stroh wird hierauf von den Körnern durch Worfeln oder Schwingen abgesondert. Die Körner des ägyptischen Waizen sind gelb, fett, und von vorzüglicher Güte: die Einwohner verstehen sich aber nicht drauf, ein gutes Mehl daraus zu bereiten, weil sie keine Wasser- noch Windmühlen, sondern blos Handmühlen haben. Ihr Brod ist daher sehr schlecht, grob und selten recht ausgebacken. — Der Reisbau ist mit mehrerer Mühe verknüpft. Die Reisfelder müssen sorgfältig gejätet und vermittelst der Schöpfräder, fast täglich gewässert werden. Wenn

der

der Reis reif ist, so schneidet man ihn, und drischt ihn eben so wie den Waizen aus. Ein Scheffel Aussaat giebt in der Aernte meistens achtzig Scheffel. — Die Saatzeit ist nach der verschiedenen Lage der Provinzen verschieden. Bei Syene säet man im Oktober und ärntet im Jänner. Bei Girge fällt die Aernte in den Februar und bei Kairo in den März. In Niederägypten säet und ärntet man fast das ganze Jahr hindurch, und überhaupt hat man in allen Gegenden, welche der Nil bei der Ueberschwemmung wässern kann, jährlich drei Aernten. Demohngeachtet ist der Ackerbau heut zu Tage in Aegypten bei weitem nicht so blühend, als er bei der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes seyn könte. Nicht nur sind durch Vernachlässigung der alten Wasserleitungen ganze Landschaften, welche ehedem die fruchtbarsten waren, in dürre Sandwüsten verwandelt worden, sondern es ist auch die ganze gegenwärtige Verfassung des Landes der Kultur desselben hinderlich. Alle Grundstücken sind Eigenthum der Beys und Scheiks, welche selbige an den Landmann verkaufen. Nach dem Tode des Inhabers fällt jedes Grundstück dem Fiskus anheim. Der Sohn des Verstorbnen muß aufs neue darum handeln, ist aber nie gewiß das Lehn wieder zu erhalten, weil alles an den Meistbietenden verkauft wird. Bei so bewandten Umständen darf man sich nicht wundern, daß niemand auf die Verbesserung seines Grundstücks bedacht ist, die nach seinem Tode vielleicht nur Fremden nicht aber seinen Kindern zu gute kömmt. Jedermann sucht daher nur den nothdürftigsten Unterhalt von seinem Acker zu ziehen, bestellt nur so viel Feld, als für ihn und seine Familie nöthig ist, und läßt das übrige brach liegen. Hiezu kommen noch die ungeheuern Bedrückungen, welche die Beamten der Pforte ausüben. Sie erheben Grundsteuern und andre Abgaben ganz nach eignen Belieben, und

der

der Landmann muß oft, um selbige nur entrichten zu können, sein nothwendigstes Ackergeräthe verkaufen, und mitten im Besitz des fruchtbarsten Grundstücks darben. Die innerlichen Unruhen, die Verwüstungen, welche die streitenden Partheyen immerfort, um einander zu schaden, anrichten, der öftere Wechsel der Regierungen, haben ebenfalls an dem gegenwärtigen Verfall des Ackerbaues in Aegypten sehr viel Antheil. Die Zeit muß lehren, ob die neuen Einrichtungen, welche der berühmte Kaputhan-Bassa, Hassan, nach Besiegung der aufrührischen Bays, Ibrahim und Murat, kürzlich in Aegypten getroffen haben soll, jenen Uebeln wirklich abhelfen werden.

Die alten Aegyptier trieben auch Viehzucht, und die Hirten machten bei ihnen besondre Volksklassen aus. Wir finden indessen bei den alten Schriftstellern nichts besonders über diesen Gegenstand angemerkt. Desto bekanter hingegen machten sich die Aegyptier durch die künstliche Ausbrütung und Wartung des Federviehs. Vermuthlich verfuhr man dabei vor alten Zeiten eben so, wie noch heut zu Tage nach Nordens, Niebuhrs und Savary's Nachrichten verfahren wird. Kairo, Mansur, Bermeh und Semennud, sind, wegen der künstlichen Geflügelbrut, am berühmtesten. Man bedient sich dazu besondrer Brutöfen, und diese bestehen aus zwo übereinander befindlichen Abtheilungen oder Stockwerken, wovon das unterste in die Erde eingemauert ist, und das oberste nur wenig über den Boden hervorragt. Beide Stockwerke sind durch eine in der Mitte befindliche Gallerie der Länge nach in zwo gleiche Hälften abgetheilt. Auf beiden Seiten befinden sich kleine Zellen oder Kammern, in welche man die Eyer legt. Das obere Stockwerk ist gewölbt, und hat oben eine Oefnung, so wie eine andre im Fußboden,

durch

durch welche die Hitze abwärts geleitet wird. Die Thüre, welche zu beiden Abtheilungen führt, ist sehr niedrig. — Will man nun Eier in diesen Gebäuden ausbrüten, so legt man sie in das untere Stockwerk auf Stroh, und macht hinten in der obern Abtheilung früh und Abends ein gelindes Feuer an, wozu man sich des getrockneten Kuhmistes bedient. Das Feuer wird jedesmal eine Stunde lang unterhalten. Auf diese Art fährt man acht Tage lang fort, und besieht alsdann die Eier, um die unfruchtbaren und verdorbnen wegzuwerfen. Wenn nunmehr das ganze Gebäude hinlänglich durchhizt ist, so verstopft man alle Oefnungen, und bringt die Eier aus der untern Abtheilung in die obere. Die Wärme muß alsdann bis zum 21sten Tage immerfort gleichförmig erhalten werden, und nie die gewöhnliche Badhitze übertreffen. Die Eier werden des Tags zweimal und bei Nacht viermal umgewendet. Am ein und zwanzigsten Tage schlüpfen insgemein alle Hühnchen aus. Sie müssen sodann alle dicht zusammengedrängt, und in die viereckigen Plätze, die sich in der Gallerie der untern Abtheilung befinden, gebracht werden. Zugleich wird alsdann die Hitze gemäsigt, so, daß den Hühnchen nur so viel Wärme bleibt, als sie bei ihrer Mutter gefunden haben würden. — In Kairo gehören die Hühnerbrutöfen dem Bassa, und werden nur im Winter gebraucht. Privatpersonen lassen daselbst ihre Eier für ein gewisses Geld ausbrüten, und schreiben ihre Namen drauf, damit kein Unterschleif vorgehe, und man ihnen nicht zu viel Eier als verdorben anrechne. — Niebuhr erinnert, es würden auf diese Art, nach Verhältniß, doch nur wenig Hühnchen ausgebrütet, und die allerwenigsten würden groß. Savary widerspricht ihm aber hierin, und versichert, einen französischen Koch gekant zu haben, der alle Jahre eine

Menge junge Hühnchen aus den Brutöfen zu Kairo kaufte, und sie fett und groß fütterte.

Die alten Aegyptier scheinen sich auch mit der Bienenzucht abgegeben zu haben. Doch könte man vermuthen, daß dieselbe bei ihnen später als bei den Einwohnern von Palästina in Aufnahme gekommen seyn müsse, denn unter den Geschenken, welche Jacobs Söhne dem Joseph überbringen mußten, befand sich auch Honig, welcher also damals wohl, so wie übrigen palästinischen Landesprodukte, die sie mit sich brachten, in Aegypten noch etwas seltnes gewesen seyn muß. Daß aber dennoch die Bienenzucht in Aegypten ziemlich frühzeitig bekant geworden seyn muß, kann man unter andern auch daraus schließen, daß Virgil die Aegyptier als Erfinder der von ihm beschriebnen fabelhaften Erzeugung der Bienen aus faulem Rindfleisch angiebt. — Die Bienenwirthschaft der neuern Aegyptier hat viel besondres. Weil die Erde in Oberägypten nur vier bis fünf Monate hindurch grün bleibt, und Feldfrüchte sowohl als Blumen daselbst ungleich früher als in den übrigen Gegenden des Landes zu ihrer Vollkommenheit gelangen, so machen sich die Einwohner von Niederägypten diese Zeit zu Nutze, um ihren Honigvorrath zu vermehren. Man bringt die Bienenstöcke aus verschiednen Dorfschaften auf große Kähne zusammen: jeder Eigenthümer bezeichnet die seinigen, und giebt dem Schiffer für den Platz auf dem Kahne und für die Verpflegung der Bienen ein gewisses Miethgeld. Wenn die Kähne genug Bienenstöcke geladen haben, so fahren sie langsam den Strom hinauf, und halten unterwegs überall, wo sie frisches Grün und Blumen finden. Die Bienen läßt man dann den Tag über ausfliegen, und sie ermangeln nicht mit Honig belastet zu ihren Stöcken zurückzukehren. Nach drei Monaten bringt man

sie

sie ihren Eigenthümern nach Niederägypten zurück, wo sie nunmehr neue Blumen und frisches Grün finden. Honig und Wachs werden auf diese Art in Aegypten sehr häufig erzeugt, und sind von vorzüglicher Güte.

Mit der Jagd scheinen sich die Aegyptier niemals sehr abgegeben zu haben; sie konten das auch nicht, da ihr Land, wie schon Herodotus bemerkt, an wilden Thieren sehr arm, und die jährliche Ueberschwemmung des Nils der Jagd hinderlich ist. Der Fischfang hingegen ist zu allen Zeiten, so wie noch heut zu Tage, ein sehr beträchtlicher Nahrungszweig für die Aegyptier gewesen.

Die Erfindung und Betreibung der meisten Künste und Handwerke, hängt von Entdeckung und Bearbeitung der Metalle ab. Diese Betrachtung mag mich entschuldigen, wenn ich auf die Geschichte der Landwirthschaft in Aegypten, die Beschreibung des dasigen Bergbaues in den alten Zeiten unmittelbar folgen lasse, welche theils aus einem von Photius aufbehaltenen Fragment des Agatharchides von Knidus, theils aus dem Abschreiber dieses letztern, dem Diodor, geschöpft ist. Osiris und Isis, die großen Wohlthäter der Aegyptier, solten nach der Behauptung derselben, auch die Kunst edle Metalle bergmännisch zu gewinnen und zu verarbeiten, erfunden haben. Auf alle Fälle scheint sich der Ursprung des Bergbaues in Aegypten, im frühsten Alterthum zu verlieren. Auch hier hat man wahrscheinlich, so wie bei allen andern Völkern, die vollkommnern Metalle, Gold und Silber, zuerst kennen gelernt und verarbeitet, und viel später erst Kupfer, Eisen und Blei zu brauchen angefangen. Dieses ist auch ganz natürlich und dem gewöhnlichen Gange menschlicher Kentnisse nnd Erfindungen vollkommen angemessen, da Gold und Silber so häufig gediegen, und nahe

an der Oberfläche der Erde gefunden werden, und keiner weitläuftigen Bearbeitung bedürfen, da hingegen die übrigen unedlen Metalle, besonders das Eisen, immer nur vererzt, verkalcht und in mancherlei Bergarten versteckt, in der Natur vorkommen, und ihre Ausscheidung und Ausschmelzung, sehr mannichfaltige und verwickelte Arbeiten erfordert, und vielerlei Vorkenntnisse und Erfahrungen voraussetzt, von welchen die ersten Erfinder der Metalle schlechterdings nichts wissen konten. Es ist daher nicht so unwahrscheinlich, als man vielleicht anfangs glauben möchte, wenn uns die alten Schriftsteller von Nationen erzählen, welche sich des Goldes und Silbers zu den gemeinsten Dingen bedient hätten, und es ist ja bekant, daß die ersten Entdecker von Amerika, eben dieses auch von den Peruanern und Mexikanern bemerkt haben. Daher ist auch Diodors Erzählung an sich sich selbst nicht unwahrscheinlich, daß man in Aegypten die ersten Waffen, Acker- und Jagdgeräthe aus Gold verfertigt habe.

Ich habe schon an einem andern Orte (B. I. S. 194) erinnert, daß die alten Schriftsteller den Ertrag der ägyptischen Goldgruben vermuthlich viel zu hoch angegeben haben, und daß man überhaupt diese Bergwerke gar nicht in dem eigentlichen Aegypten suchen dürfe. Dieses letztere erhellt auch aus der ganzen Beschreibung, welche Diodor von dem Bergbau der Aegyptier giebt. „An der äußersten Gränze von Aegypten, sagt dieser Schriftsteller, ist zwischen Arabien und Aethiopien ein goldreiches Gebirg, welches mit großen Kosten und Mühe bearbeitet wird. Die Bergart desselben ist ganz schwarz und mit Gängen und Klüften von einem blendend weißen glänzenden Gestein (μάρμαρος, vermuthlich Kalk = oder Schwerspat) durchsezt. Aus diesem Gestein gewinnt man das Gold.

Die

Die Anzahl der Bergarbeiter ist außerordentlich groß, denn die Könige pflegen sowohl Missethäter und Staatsverbrecher, als Kriegsgefangne, oft auch wohl unschuldig verurtheilte, und diese nicht nur allein, sondern oft auch ihre ganzen Familien samt Weibern und Kindern, in die Bergwerke zu schicken. Diese Elenden müssen gefesselt, Tag und Nacht hindurch, ohne auszuruhen, arbeiten, und werden beständig durch Schläge angetrieben. Weder Krankheit noch Alter, noch Geschlecht, nur der Tod, der letzte Tröster der Unglücklichen, kann sie von der harten Arbeit befreien. Sich loszumachen, oder ihre Wächter zum Mitleid zu bewegen, ist ihnen unmöglich, denn man trägt Sorge, sie nur von Fremden, deren Sprache sie nicht verstehen, bewachen zu lassen, welche für ihre Untergebnen haften müssen. Das goldhaltige Gestein ist außerordentlich hart; und man pflegt es daher, ehe es ausgehauen wird, durch Feuersetzen mürbe zu machen; das mürbere Gestein aber wird gerade zu mit Feusteln und Schlägeln gewältiget. Ueber das Ganze ist ein Aufseher gesetzt, der den Leuten ihre Arbeit anweißt. Zu Hauern, deren Anzahl sich auf viele Tausend beläuft, wählt man die stärksten Männer. Diese müssen mit ihren Werkzeugen die Gruben nach der Richtung der Erzadern, welche sehr krum und schräg durchs Gestein setzen, forttreiben, und tragen, um in der Tiefe sehen zu können, Grubenlichter auf dem Kopf. Das ausgehauene Erz schütten sie in die Tiefe, wo es von Kindern aufgelesen, und bis zum Mundloch des Schachtes oder des Stollen gebracht wird. Hier nehmen es junge Männer von etwa dreisig Jahren in Empfang, welche das Erz in steinernen Mörsern mit eisernen Keulen zu groben Körnern, von der Größe einer Erbse, pochen. Dieser gepochte Erzsand wird von Weibern und alten Männern in Handmühlen, wo bei jeder zwei bis drei Arbeiter an-

gestellt sind, zu feinem Mehle gemahlen, und sodann den Erzwäschern oder Schlämmern übergeben. Zum Ausschlämmen bedient man sich schrägliegender hölzerner Tafeln, auf welche der Erzsand ausgebreitet und Wasser zugegossen wird. Dieses führt die tauben erdigen Theile, welche die leichtesten sind, mit sich fort, und der schwere edle Erzschlich bleibt auf der Tafel liegen. Diese Arbeit wird öfters wiederholt, indem man zugleich die Masse mit den Händen durchreibt, und mit einem Schwamme den tauben Sand wegwischt, bis endlich der Goldschlich ganz rein zurückbleibt. Dieser wird nunmehr von den Schmelzern beschickt, welche ihn zuerst abwägen, und dann mit gleich viel Blei, Zinn, Salz und Gerstenkleien vermischen. Diese Mischung wird zulezt in irdnen Gefäßen mit genau verklebten Deckeln in ein starkes Feuer gesezt, welches man fünf Tage und Nächte unaufhörlich unterhält. Man läßt sodann die Gefäße erkalten, zerschlägt sie, und findet das lautere Gold, ohne merklichen Abgang, zusammengeschmolzen. — Diese Behandlung der Golderze ist sehr alt, und eine Erfindung der ersten ägyptischen Könige."

Diese Nachricht von dem Bergbau der Aegyptier stellt uns denselben zwar ziemlich unvollkommen vor; indessen kann man doch die auffallende Aehnlichkeit der Handgriffe, deren sich jenes alte Volk zur Gewinnung und Bearbeitung der edlen Metalle bediente, mit dem, was man zu unsern Zeiten thut, unmöglich verkennen. Wie es aber möglich gewesen ist, daraus, daß die Aegyptier Gold ausschmelzen konten, zu schliessen, daß sie sich auch auf die edle Goldmacherkunst verstanden hätten, das mögen, wenn sie können, diejenigen erklären, die solche Schlüsse zu machen gewohnt sind. —

Die

Die Erzählung Diodors von dem ganzen Prozeß des Goldschmelzens bei den Aegyptiern, giebt so, wie viele andre Stellen der alten Geschichtschreiber, genugsam zu erkennen, daß man in Aegypten schon in alten Zeiten Blei, Zinn, Eisen, und andre Metalle gekant, gebraucht und zu verarbeiten gewust habe. Ob und wie man aber diese Metalle in ägyptischen Bergwerken gewonnen, oder ob man sie von Fremden erhalten habe, das bleibt, aus Mangel an Nachrichten, unentschieden, doch ist es mir sehr wahrscheinlich, daß man sie in Aegypten selbst gefunden habe, weil dieses Land in den ältesten Zeiten fast gar keinen Verkehr mit auswärtigen Nationen hatte.

Aus den Erzählungen der alten Schriftsteller sowohl, als aus den Ueberbleibseln ägyptischer Kunst, welche sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben, muß man schließen, daß man sich in Aegypten ehedem auch auf die Gewinnung und Benutzung vieler andrer Produkte des Mineralreichs, sehr gut verstanden habe. Man hatte daselbst viel Farbematerialien, von welchen ich weiterhin mehr sagen werde, man hatte mancherlei Thonarten, welche zu Töpfer- und Porzellanwaaren verarbeitet wurden; man gewann Stein- und Quellsalz und Natrum, oder mineralisches Laugensalz. Auch viel Alaun wurde in Aegypten zubereitet, wie schon Herodots Erzählung beweißt, daß der Pharao Amasis den Delphiern für tausend Talente (900,000 Thlr.) Alaun geschenkt habe, welches gewiß, nach dem heutigen Preise dieses Materials zu urtheilen, eine ungeheure Menge gewesen seyn müste.

Heut zu Tage weis man in Aegypten vom Bergbau gar nichts, man müste denn die Gewinnung des Kochsalzes und Natrums hieher rechnen, welche beide Produkte noch jezt, und zwar jenes an der Seeküste, dieses

aus

aus einigen Sümpfen in der Nitrischen Wüste, gewonnen werden.

Man darf nur die Beschreibungen lesen, welche ältere sowohl als neuere Schriftsteller von den massivsteinernen Gebäuden der Aegyptier machen, um sich zu überzeugen, daß diese Nation in der Kunst, Steinbrüche zu bearbeiten, einen außerordentlich hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte. Man erhielt die ungeheuern Porphyr- und Granitmassen, welche zur Aufführung der Tempel, Pyramiden und Obelisken gebraucht wurden, theils aus dem östlichen Gebirge am arabischen Meerbusen, theils aus den Bergen an der äußersten Gränze von Oberägypten bei Elephantine und Syene- Ob gleich neuere Reisende Ueberbleibsel von alten Steinbrüchen gefunden haben, so entsprechen doch diese bei weitem nicht der Größe der Steinmassen, welche die Aegyptier wirklich ausgebrochen und in alle Gegenden ihres Landes verführt haben, und man muß daher schliessen, daß die Gegend, wo die wichtigsten Steinbrüche angelegt waren, noch nicht entdeckt worden sei. Schon Diodor erzählt, daß man zu seiner Zeit von den Steinbrüchen, aus welchen die Werkstücke für die Pyramiden geholt worden, keine Spur mehr gefunden habe. Uebrigens wird nirgends beschrieben, wie man eigentlich beim Ausbrechen und Behauen der Steine zu Werke gegangen sei. Bedenkt man aber die außerordentliche Härte der antiken Porphyr- und Granitarten, und vergleicht man damit die Größe, die regelmäßige Behauung und feine Politur der Werkstücke an den Säulen, Portalen und Obelisken, so wie auch die an selbigen angebrachten Verzierungen und Bildwerke, so wird die Vermuthung mehr als wahrscheinlich, daß die alten Aegyptier sehr vollkommne Werkzeuge zu diesem allen gebraucht und sich besonders auch auf die Zubereitung des Stahls, welcher allein zu Bearbei-

arbeitung solcher harter Steine tauglich ist, verstanden haben müssen.

In keiner Kunst haben wohl die Aegyptier mehr geleistet und bewundernswürdigere Werke hervorgebracht, als in der Baukunst; und man würde sagen können, daß sie in selbiger den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hätten, wenn unzerstörbare Festigkeit und kolossalische Größe den Begriff architektonischer Vortreflichkeit erschöpften. Die Aegyptier wurden, so lange sie ein unabhängiges Volk waren und eigne Könige hatten, nie müde, ungeheuere Gebäude und Denkmale zu errichten. Ihre ersten Pharaonen hatten Tempel, Kapellen und Obelisken aus massiven Granitmassen aufgeführt, und dieser Geschmack am Bauen erhielt sich unverändert bis auf den Amasis, ja noch weiter herab, bis auf den Nectanebus, und hätten nicht die persischen und griechischen Eroberungen dem ganzen Lande und der Nation, eine andre Form gegeben, so hätte man vielleicht eher alle Gebirge und Steinbrüche Oberägyptens ausgeplündert, als den alten eingewurzelten Hang zum Bauen aufgegeben.

Aegypten ist ein sehr holzarmes Land; Steine, Kalk und Lehm waren daher fast die einzigen Materialien, deren man sich daselbst zum Bauen bedienen konte. Man hatte überdies nicht einmal immer die Wahl zwischen weichern und harten Steinen. Jene, besonders die Kalksteine, waren nicht so häufig, als es das Bedürfniß eines stark bevölkerten Landes erforderte; man war also genöthigt, die harten Granit- und Porphyrarten des oberägyptischen Gebirges und der Steinbrüche am arabischen Meerbusen zum Bauen zu verwenden. Daher kommt es, daß unter den Ueberbleibseln der alten ägyptischen Gebäude, die Trümmer einiger Pyramiden ausgenommen, äußerst wenige aus Marmor und Kalkstein bestehen.

stehen. Demohngeachtet wusten die alten Aegyptier alle diese Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre der Zeit trotzende Denkmäler, die wahrscheinlicherweise noch nach mehreren Jahrtausenden stehen werden, wenn die berühmtesten Werke der Europäer im Schutte begraben liegen, vertreten die Stelle des vollständigsten Kommentars über Horazens Worte:

Nil mortalibus arduum est.

Man darf indessen nicht glauben, daß alle und jede Gebäude der alten Aegyptier so unverwüstlich fest aus den härtesten Steinen aufgeführt worden seien. Es hat vielmehr das Ansehen, als ob man sich zu den Gebäuden der Privatpersonen und selbst zu den Pallästen der meisten Könige, leichterer Baumaterialien, und zwar hauptsächlich wohl der Ziegel und des Thons bedient habe. Wäre dieses nicht, so könte man nicht begreifen, warum sich auch nicht die mindesten Ruinen von alten ägyptischen Pripathäusern, und selbst von den Pallästen der Pharaonen, bis auf unsre Zeiten erhalten haben. Theben mit hundert Thoren war vielleicht die größeste unter allen Städten des Erdbodens. Alle Häuser der Privatleute hatten daselbst, wenn Diodors Erzählung wahr ist, vier bis fünf Stockwerke. Memphis, die zweite Residenz der ägyptischen Könige, gab seiner Vorgängerinn an Größe und Bevölkerung nicht viel nach. Und was ist von diesen beiden so berühmten Städten übrig geblieben? Pyramiden und Obelisken, Ruinen von Tempeln und Mausoleen, lauter Werke der Könige, aber nichts, gar nichts, auch nicht ein Ziegelstein, welcher den Reisenden erinnerte, daß hier ehedem auch Bürger und Hausväter wohnten. Fürwahr, Aegypten ist in seinen Ruinen das Ebenbild der Geschichte, welche, so wie sie immer bearbeitet worden ist, nicht sowohl Geschichte der Menschheit und der Nationen,

nen, als Geschichte der Fürsten, genannt zu werden verdient. Sie bewahrt sorgfältig das Andenken der Könige und Großen der Erde, auch der namenlosen, die nie etwas ruhmwürdiges verrichteten, auch solcher, die Schandflecke der Menschheit waren, für die Nachwelt auf, sie hält Buch und Register über Eroberungen, mörderische Schlachten und Uebelthaten; aber wie selten gedenkt sie des edlen Privatmanns, der in seinem kleinen Kreise ohne Eigennutz, ohne Anspruch auf Nachruhm, groß durch Tugend und Menschlichkeit war, und Wohlthun, so weit er reichen konnte, verbreitete? Oft ist es leichter aus der Geschichte zu erfahren, wie viel Maitressen ein König gehabt, und wie viel feierliche Parforcejagden er in seinen Leben gehalten habe, als den Namen dessen zu finden, der eine wichtige, für Zeitgenossen und Nachwelt wichtige Kunst erfand! —

Wir kennen also die Bauart der alten Aegyptier nur aus den Ueberresten ihrer Tempel und andrer öffentlicher Gebäude, und die Betrachtung derselben ist hinlänglich, uns zu überzeugen, daß jenes alte Volk in der Baukunst eben sowohl wie in den meisten andern Dingen original war, und sich von allen übrigen Völkern der Erde merklich unterschied. Die öffentlichen Gebäude der Griechen hatten, wie Vitruv erinnert, eine ländliche Hütte zum Modell oder Archetyp, weil die ersten Bewohner Griechenlands durch das Klima und die ganze Beschaffenheit ihres Landes frühzeitig genöthigt worden waren, Hütten von Baumstämmen, Zweigen und Stroh zu errichten, und ihnen also nothwendig die Form derselben nachher bei weitern Fortschritten in der Baukunst immer vorschweben muste. In der ganzen Anlage der ägyptischen Gebäude finden wir nichts, was auf ein ähnliches Urmodell zurück wiese. Ihre Säulen

len sind nicht Nachbildung von Baumstämmen *), wie die griechischen, das Dach ihrer Gebäude hat nur selten eine Wölbung, die man für Kopie zusammengeneigter Baumwipfel halten könte, man sieht nichts, was für eine Nachahmung hervorragender Köpfe vom Queergebälke gelten könte. Mir ist daher Pauws Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß das Modell oder Urbild der ältesten ägyptischen Baukunst, eine Berghöle oder Grotte gewesen sei, und es ist auch allerdings sehr natürlich, daß die ältesten Einwohner in Aegypten, da es ihnen an Holz und Waldung fehlte, so lange als sie die zu Bearbeitung der Steine nöthigen Werkzeuge noch nicht erfunden hatten, Troglodyten gewesen seyn und in Grotten gewohnt haben müssen; zumal da sie, der Nilüberschwemmungen wegen, zuerst in Thebais sich niederlassen, und die gebirgigen Gegenden zu ihren Aufenthalt wählen musten. — Eben daher mag es auch wohl kommen, daß ihre großen Gebäude so schwerfällig, so dunkel, und mit Säulen, welche gleichsam Bergfesten waren, so sehr überladen waren.

Die Mauern der alten ägyptischen Tempel und andrer Gebäude, waren außerordentlich dick. Viele Reisebeschreiber versichern, 20 bis 24 Fuß dicke Mauern gefunden zu haben.

Die Verhältnisse der ägyptischen Säulen sind sehr verschieden. Pocok hat Säulen gesehen, deren Durchmesser sich wie 1 zu 3, wie 1 zu 4, wie 1 zu 6 verhielt. Ueberhaupt aber ist ihre Dicke, in Vergleichung der Höhe, immer sehr beträchtlich. Viele haben im Umfang 20, 24 und noch mehr Fuß. Sie stehen immer sehr nahe

*) Nur in spätern Zeiten scheint man in Aegypten den Palmbaum zum Muster der Säulen gewählt zu haben.

nahe beisammen, so, daß die Säulenweite oft nur anderthalb, zween, oder drei Fuß beträgt. Die meisten sind rund, viele auch acht- bis sechzehnseitig, sehr wenige viereckig. Der Durchmesser ist bei den meisten in ihrer ganzen Höhe derselbige, man findet aber auch solche, die in der Mitte oder im untersten Drittel bauchig sind, z. B. unter den Ruinen des Memnontempels zu Medinet-Habou, und eines andern Tempels zu Esnay, dem ehemaligen Latopolis. Sehr viele von diesen Säulen sind ganz aus einem Stücke, andre aus drei und mehrern auf einander gesezten Stücken gearbeitet. Der Kitt, welcher sie zusammen hält, ist außerordentlich fest, und dem Steine selbst an Härte gleich. Die alten Aegyptier sollen besonders solche Säulen, die aus abwechselnd schwarzen und weißen Steinen, aufgeführt waren, sehr geliebt haben; sonderbar aber ist es, daß die neuern Reisebeschreiber unter der Menge von Ruinen keine einzige Säule dieser Art gefunden haben. Die Oberfläche der Säulen ist bald glatt, bald kannelirt, oder mit hieroglyphischen Basreliefs bedeckt. Die kannelirten sind bald schmal bald breit, bald abwechselnd enger und breiter gerieft. Bei einigen wechseln auch die der Länge nach aufwärts laufenden Kanneluren mit Quecrreifen ab.

Die ältesten ägyptischen Säulen scheinen keine Säulenstüle gehabt zu haben. Von dieser Art finden sich viele unter den Ruinen von Theben. Andre haben runde oder vieleckige, sehr wenige aber würfelförmige Säulenstüle.

Die Gestalt der ägyptischen Säulenknäufe ist sehr mannichfaltig. Pocok hat deren sehr viele abgezeichnet und beschrieben. Die älteste Art scheint diejenige zu seyn, welche aus einfachen viereckigen Steinen besteht. Dieser kommen wohl die glockenförmigen Kapitäle der

Aegyp-

nächsten. Man glaubt, daß die glockenförmigen Kapitäle der Aegyptier die erste Idee zu den korinthischen Säulenknäufen hergegeben haben, zumal da das Ganze dieser letztern von den Baukünstlern Campana genannt wird. Das erste Urbild der glockenförmigen Knäufe war aber wohl ohne Zweifel die Lotusblume. — Von neuerer Arbeit sind vermuthlich alle künstlicher verzierte ägyptische Säulenknäufe, die Verzierung mag nun in Laubwerk, Isisköpfen oder andern Basreliefs bestehen.

Was ich von den Säulenknäufen gesagt habe, das gilt auch von den Säulengebälken. Je mehr sie verziert sind, desto neuer scheint auch die Arbeit daran zu seyn, wobei man sich doch immer erinnern muß, daß auch die neuesten von allen ächt ägyptischen Gebäuden gegen dritthalbtausend Jahr alt sind. — Man findet an den ägyptischen Säulengebälken, Stäbe, Kavettos, Laubwerk, Triglyphen und die mannichfaltigsten Basreliefs. Ueberhaupt sind sie immer ziemlich breit und hoch, weil man sie gern mit häufigen Hieroglyphen verzierte. Diese sind auch fast an allen Mauern und Portalen der ägyptischen Tempel etagenweise, oder in mehrern Feldern über einander stehend, angebracht.

Die alten Aegyptier waren in der Kunst, Gebäude zu wölben, nicht ganz unerfahren, und Pocock hat einige Bogen, welche den gothischen ziemlich gleichen, unter den Ruinen gefunden. Demohngeachtet sind diese sehr selten. In den allermeisten altägyptischen Gebäuden ist die Decke ganz flach, und besteht aus großen massiven Werkstücken, welche queerüber von einer Säule zur andern gelegt sind. Auf diesen ruhen wieder andre, welche die erstern rechtwinklich kreuzen. Bei dieser Bauart ist es auch ganz begreiflich, warum man so viele und so enge beisammen stehende Säulen haben muste.

Ich habe schon in dem ersten Theile einige der berühmtesten Gebäude und Ruinen ägyptischer Städte, besonders von Theben, beschrieben. Hier aber ist es der Ort mich etwas umständlicher hierüber auszubreiten, und mit Uebergehung der schon beschriebnen, einige Nachrichten von andern merkwürdigen Denkmalen der ägyptischen Baukunst, besonders von den Tempeln, dem Labyrinth, den Pyramiden und den Obelisken zu geben.

Strabo macht uns von der Bauart der ägyptischen Tempel folgende allgemeine Beschreibung. „Zum Eingange in den Tempel führt ein gepflasterter Weg, der insgemein 100 Fuß breit und drei bis vier hundert Fuß lang ist. Auf jeder Seite desselben steht eine Reihe von Sphinxen, jeder dreißig und mehrere Fuß von dem andern entfernt. Am Ende dieses Weges kömmt man in einen großen Vorhof, und durch diesen in einen zweiten, welchem auch wohl noch ein dritter folgt. Weder die Anzahl der Vorhöfe, noch der Sphinxe ist bestimmt, sondern richtet sich nur nach der Länge und Breite des Weges vor dem Tempel. Durch die Vorhöfe kömmt man zu dem Tempel selbst. Die Theile desselben sind der Vortempel (πρόναος) und der innere Tempel, dessen Innerstes (σηκὸς) verhältnißmäsig groß, und ohne alle Bildsäulen und menschliche Figuren, blos mit Thierbildern ausgeziert ist. Das Portal des Vortempels hat auf beiden Seiten Flügel oder Seitenmauern, die zwar so hoch als der Tempel aber unten etwas breiter sind, und über die Breite des Tempels hinaus ragen, und aufwärts sich bis auf 75 bis 90 Fuß gegen einander neigen. Auf diesen Seitenmauern sind sind große Figuren eingehauen, welche viel Aehnlichkeit mit denjenigen haben, die man auf den Kunstwerken der Hetrusker und ältesten Griechen findet.“

Neue-

Neuere Reisebeschreiber haben diese allgemeine Schilderung des Strabo vollkommen treffend gefunden. Es wird vielleicht meinen Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen hier ein Verzeichniß der merkwürdigsten Tempelruinen, die man noch in Aegypten findet, vorlege.

1) Zu Achmounein, welches das alte Hermopolis ist, findet man eine Säulenlaube, welche zu einem alten Tempel gehört hat. Sie ist zweihundert Fuß lang, fünf und zwanzig Fuß breit, und besteht aus 12 Säulen, die statt der Knäufe blos einfache Stäbe haben. Jede Säule ist sechzig Fuß hoch, hat im Umfang ein und zwanzig Fuß, und besteht aus drei Granitblöcken, wovon die beiden obersten kannelirt sind, der unterste aber mit Hieroglyphen verziert ist. Die Säulenweite beträgt zehn Fuß, ausgenommen in der Mitte, wo der Eingang ist, und die Säulen funfzehn Fuß aus einander stehen. Die ganze Säulenlaube ist mit zehn ungeheuern Werkstücken, und diese wieder mit einer zweiten Reihe von Steinen gedeckt. Die beiden mittelsten sind höher als die übrigen, und bilden eine Art von Fronton. Die Frise, welche über den Säulen ringsherum läuft, ist mit unzähligen Hieroglyphen verziert. Die ganze Säulenlaube war sonst roth und blau ausgemahlt, diese Farben sind aber größtentheils verwischt. Hingegen hat das Säulengebälke seine glänzende Goldfarbe behalten. Auch der Plafond, welcher blau und mit goldnen Sternen geziert ist, hat noch ein so frisches Ansehen, als ob er erst vor kurzem gemahlt wäre.

2) Zu Kau Elkebire, einem schlechten Flecken, welcher auf der Stelle des ehemaligen Anteopolis erbauet ist, sieht man einen Portikus und einzelne Säulen, Ueberreste eines Tempels, welchen die Aegyptier

an

an diesem Orte, nach Diodors Bericht, dem Antäus zu Ehren erbauet haben sollen.

3) Zu Akmin, (vor Alters Chemmis oder Panopolis) zerstreute Ruinen, meistens nur große Steine, mit Hieroglyphen verziert. Einer derselben ist besonders merkwürdig. Man sieht darauf vier konzentrische Kreise in einem Viereck eingeschlossen. In dem mittelsten Kreise ist eine Sonne abgebildet, die beiden folgenden Kreise sind zwölffach getheilt, und enthalten, der eine zwölf Figuren von Vögeln, und der andre zwölf Figuren vierfüßiger Thiere. In dem äußersten Kreise, der ohne Abtheilungen ist, sieht man zwölf menschliche Figuren. An den Winkeln des Vierecks sieht man die vier Jahrzeiten abgebildet, und zur Seite desselben, eine geflügelte Kugel. — Die Säulen dieses alten Tempels sind übrigens von den Türken theils in eine Moschee nach Akmin gebracht, theils zerschnitten und in Mühlsteine verwandelt worden.

4) Girge' oder Tschirsche', ist jezt die Hauptstadt von Oberägypten, und soll auf der Stelle des alten Abydus stehen. Eine Stunde weit von da findet man beträchtliche Ruinen, die man für Ueberbleibsel eines vom Ismandes oder Memnon gebauten Osiristempels hält, welcher, nach Strabos Bericht das besondre hatte, daß kein Sänger noch Musikant ihn betreten durfte. Man kommt zuerst an einen ohngefähr sechzig Fuß hohen Säulengang, welcher aus einer doppelten Reihe dicker und von oben bis unten mit Hieroglyphen bedeckter Säulen besteht. Dieser Portikus führt zu einem Tempel, welcher dreihundert Fuß lang und hundert und vierzig Fuß breit ist. Die erste Abtheilung desselben ruht auf acht und zwanzig Säulen, deren Höhe sechzig, und der Umfang unten neunzehn Fuß beträgt. Sie stehen zwölf Fuß weit aus einander, und

sind mit großen dicht an einander gefügten Steinplatten gedeckt, welche nur eine einzige Masse auszumachen scheinen. Die Mauern sind ringsherum ganz mit Hieroglyphen bedeckt. Unter diesen erblickt man eine Menge verschiedner Thiere und Vögel, Priester mit spitzigen Mützen und hoch geschürzten Gewändern, Opfernde, säugende Frauen, u. s. w. und in der Mitte drei Figuren, welche drei Gottheiten zu seyn scheinen. — Aus dieser ersten Abtheilung des Tempels, kommt man in eine zweite, welche sechs und vierzig Fuß lang, und zwei und zwanzig breit ist, und auf sechs viereckigen Pfeilern ruht. Man sieht an den vier Ecken dieses Saals, eben so viel Thüren zu Seitengemächern, in welche man aber, des Schuttes wegen, nicht kommen kann. Der Tempel hat noch eine dritte Abtheilung, welche vier und sechzig Fuß lang und vier und zwanzig breit ist. In dieser sind Treppen, welche in unterirdische Gemächer führen. Der Schutt, welchen die Araber daselbst, indem sie nach Schätzen gegraben, zusammen gehäuft haben, und die schädlichen Dünste erlauben es nicht, diese Souterrains genau zu besichtigen. Man sieht nur, daß sie ebenfalls mit Hieroglyphen an den Wänden verziert sind. Die Eingebornen versichern, daß die Vertheilung der Gemächer und die Höhe der Säulen unter der Erde, die nämliche, wie in dem obern Tempel sei. Auswendig am Tempel sind auf beiden Seiten sechs Löwenköpfe angebracht, die ehedem zur Verzierung des Gerinnes gedient haben. An der Mauer führt eine freistehende Treppe zum Gipfel des Gebäudes. Das Ganze ist sehr gut erhalten. Alle Figuren an der Mauer sind vertieft eingegraben, nur die Säulenknäufe sind mit kolossalischen Köpfen in Basrelief versehen.

5) Zu Dandera, dem alten Tentyra, zween Tempel. Der größere ist zweihundert Fuß lang, und hundert und vierzig breit, oben über den Säulen rings herum mit einer doppelten Frise eingefaßt. Sein Inneres besteht aus vielen hohen Gemächern, deren Mauern in verschiednen Fächern übereinander mit Hieroglyphen versehen sind. Die Säulen sind sehr dick, ihre Knäufe viereckig, mit halberhabnen Isisköpfen. Die Ecken dieses Tempels sind mit kolossalischen Figuren besetzt, und eine Treppe führt auf sein Dach. — Der andre Tempel ist kleiner. Das Säulengebälke und das Feld über dem Eingang ist mit Habichten, deren Flügel ausgebreitet sind, verziert, so wie die Mauer mit hieroglyphischen Figuren von Thieren und Menschen. Die Kapitäle der Säulen bestehen blos aus doppelten viereckigen Steinen.

6) Von den Ruinen des großen Tempels zu Theben, des Denkmals des Osymandyas und der Gräber der Könige bei Theben, die man noch in der Gegend von Luxor und Carnack sieht, habe ich schon im ersten Bande S. 57. ff. das vorzüglichste gemeldet. Man findet bei Luxor noch einen andern, aber mehr beschädigten Tempel, der durchaus von Granit aufgebauet ist und auf mehr als vierzig Fuß hohen Säulen ruhet. An den pyramidenförmigen Thoren dieses Tempels und an seinen Seitenmauern sind unzählige Hieroglyphen eingegraben. Zu den Thoren führt ein Weg, auf dessen beiden Seiten vierzig Fuß hohe Bildsäulen stehen. Zween Obelisken, welche, den verschütteten untersten Theil mit eingerechnet, vielleicht neunzig Fuß hoch sind, und im Umfang unten zwei und dreißig Fuß messen, stehen an der Fronte dieses Eingangs.

7) Arment, das alte Hermunthis, hat noch zween Tempel aufzuweisen. Der eine ist oben an der Frise ringsherum mit Habichtfiguren, und an allen Wänden mit Hieroglyphen geziert. Auswendig sieht man in vier und inwendig in fünf Feldern lauter menschliche Figuren über einander stehen. Der ganze Tempel besteht aus mehreren Zimmern. In dem ersten sieht man an der Decke fünf Habichte mit ausgebreiteten Flügeln: in dem zweiten, dessen Plafond blau mit goldnen Sternen ist, stehen zween gegen einander gekehrte Widder, und am äußersten Ende des Saals zween Stiere. An den Mauern befinden sich weibliche Figuren mit säugenden Kindern. Vor dem Tempel sieht man die Ruinen eines großen Vorhofs, und hinter demselben einen großen massivsteinernen Wasserbehälter. Der andre Tempel dient jezt den Kopten zur Kirche, welche seine Hieroglyphen mit Kalch überworfen, und Kruzifixe und Heilige darauf gemahlt haben.

8) Esnay, das alte Latopolis, hat Ruinen von zween Tempeln. Der eine hat auf beiden Seiten schmale Gänge, und an der Vorderseite sechs große kannelirte Säulen, deren Kapitäle mit Palmlaub geziert, und den korinthischen nicht unähnlich sind. Achtzehn Säulen tragen den übrigen Theil des Tempels. Die Kapitäle derselben sind verschiedentlich ausgeziert. An den Mauern sieht man drei Reihen von Hieroglyphen übereinander, größtentheils menschliche Figuren in Hautrelief, drei Fuß hoch. Pocock bemerkte darunter eine menschliche Figur mit einem Isiskopf, eine andre Figur in einem Kahne mit einem Zirkel umgeben, einen Widder mit einem Kreuze auf dem Kopfe, Käfer, Skorpionen u. s. w. Dieser Tempel wird von den Kopten zum Gottesdienst gebraucht. Der andre Tempel befindet sich Esnay gegen Norden. Seine Säulen

sind ebenfalls verschiedentlich gestaltet, aber auch den korinthischen ziemlich ähnlich. An den Wänden sind sehr viel Hieroglyphen angebracht, worunter Pocock menschliche Figuren mit Ziegen- und Krokodilsköpfen sah.

9) Zu Edfou, dem alten Apollinopolis, sieht man Ueberbleibsel eines alten Tempels, aus welchem die Türken eine Citadelle gemacht haben. Ringsumher ist ein Mauerband in halben Zirkeln, und an der Vorderseite drei Felder mit hieroglyphischen Menschenfiguren. Ueber dem Portal sieht man eine geflügelte Kugel. Es befinden sich bei Edfou andre Ruinen, welche zu dem ehemaligen Tempel des Apollo oder Horus zu gehören scheinen, aber größtentheils verschüttet sind.

10) Bei Essouan finden sich einige Ueberreste des alten Syene, Säulen von Granit, mit vielen Hieroglyphen, und einige kleine ebenfalls mit Hieroglyphen verzierte Kapellen, welche in den Felsen ausgehauen sind.

11) Essouan gegenüber ist die Insel Elfag, ehemals Elephantine. Sie hat noch Ruinen von dem ehemaligen Tempel des Kneph; nämlich ein viereckiges Gebäude, welches ohngefähr hundert Fuß lang und viersig breit ist, und auf lauter Säulen ruhet. In der Mitte desselben steht eine einzelne Säule, und zwo Thüren einander gegenüber, durch welche man doch des Schuttes wegen nicht kommen kann. An den Mauern sind überall Hieroglyphen eingegraben. Vor dem Tempel steht eine ohngefähr acht Fuß hohe sitzende Bildsäule, mit kreuzweis übereinander geschlagnen Händen, wovon jede einen Haken (das Attribut der großen ägyptischen Gottheiten) hält. — Neben diesem Tempel steht eine Mauer mit einer griechischen Inschrift, welche zur Zeit des Kaisers Diocletian abgefaßt zu seyn,

und

und sich auf einen mit den Einwohnern von Elephantine geschloßnen Vertrag zu beziehen scheint. Mitten auf der Insel sind Ueberbleibsel eines großen Thors aus rothem Granit, das mit feingearbeiteten hieroglyphischen Figuren geziert ist. An der Ostseite der Insel stehen dicht am Wasser, Ruinen einer hohen Mauer, und in den Granit sind Maase eingehauen, daher es wahrscheinlich ist, daß hier der ehemalige Nilmesser von Elephantine gestanden habe.

12) Oberhalb Elephantine liegt die Nilinsel Philae, jezt El-Heif genannt. Sie hat sehr viele und schöne Ueberbleibsel des Alterthums aufzuweisen, besonders zween große Tempel, welche Muster der feinsten und prächtigsten ägyptischen Bauart sind. Der eine hat am Eingange eine lange Säulenlaube, zween Obelisken, und ein pyramidenförmiges überall mit Hieroglyphen verziertes Thor, an welchem kolossalische Bildsäulen stehen. Inwendig sind viele schön verzierte Gemächer. Diesem Tempel gegen über steht ein kleinerer, der rings herum offen ist, und sich besonders durch die treffliche Arbeit an den Säulenknäufen auszeichnet. Wahrscheinlicherweise ist einer von diesen Tempeln derjenige, in welchem der heilige Habicht verehrt wurde, dessen Figur auch, hin und wieder, an der die ganze Insel umgebenden Mauer ausgehauen ist. Die alten Aegyptier glaubten, Osiris sei auf der Insel Philae begraben, und diese war daher so heilig, daß nur die Priester sie betreten durften, und der Eidschwur bei den Heiligthümern, welche sie in sich faßte, als der unverbrüchlichste und feierlichste angesehen wurde.

Ich könnte dieses Verzeichniß von Ueberbleibseln ägyptischer Tempel sehr leicht noch um ein beträchtliches vergrößern, wenn ich alles, was sich über diesen Gegenstand in Maillets, Paul Lucas, Pococks, Nordens

dens und Savarys Reisebeschreibungen findet, ausziehen wollte. Weil aber fast alle ägyptische Tempel nach einerlei Art gebauet waren, und also auch ihre Ruinen einander überall sehr ähnlich sind, so breche ich hier ab, um meine Leser nicht durch Wiederholungen zu ermüden. — Da schon alte Schriftsteller von Aegypten sagten, es sei leichter daselbst einen Gott als einen Menschen zu finden, so darf man sich nicht wundern, wenn dieses Land noch heut zu Tage von der Religiosität seiner ehemaligen Einwohner so außerordentlich viele Denkmäler aufzuweisen hat, deren Festigkeit und massiver kolossalischer Bau, der Zeit und selbst der alles verwüstenden Barbarei der Perser, der christlichen Mönche, der Sarazenen und Türken seit vielen Jahrhunderten getrozt hat, und noch trozt. Aller Wahrscheinlichkeit nach, würde man noch weit mehrere, beträchtlichere und vielleicht für die alte Landesgeschichte belehrendere Ueberbleibsel von Tempeln und andern Gebäude kennen lernen, wenn sich jemand fände, der eine Untersuchungsreise anstellte, um die Plätze, wo Butis, Bubastis, Tanis, Sais, Naucratis und andre ehemals sehr berühmte, jezt aber in Sümpfen oder Sandwüsten verlorne Städte gestanden haben, und die ebenfalls heut zu Tage ganz unbekannt gewordenen Oasis in der libyschen Wüste zu entdecken.

Das ägyptische Labyrinth ist zu berühmt, als daß ich es nicht ausführlich beschreiben sollte. Ich wähle hierzu Herodots Worte, dessen Nachricht unter allen die älteste, und von vielen nachfolgenden Geschichtschreibern blos kopirt worden ist. —

„Die zwölf Fürsten, sagt er, wolten ihres Na-
„mens Gedächtniß durch ein gemeinschaftlich errichtetes
„Denkmal verewigen. In dieser Absicht bauten sie
„das Labyrinth oberhalb des Sees Möris, nicht weit

„von

„von der Krokodilstadt. Ich habe es gesehen, und so „hoch auch meine Erwartung davon gespannt war, so „wurde sie doch durch den Anblick selbst übertroffen. „Denn auch die treflichsten Gebäude der Griechen, die „berühmten Tempel von Samos und Ephesus, ja die „Pyramiden selbst, müssen dem Labyrinth nachstehen. „Es enthält zwölf Palläste unter einem gemeinschaftli„chen Dache (κατάστεγοι), deren Thore einander ge„genüber, nämlich sechs gegen Mitternacht, und sechs „gegen Mittag angebracht sind. Eine gemeinschaftli„che Mauer umfaßt diese Palläste. Die Anzahl aller „Zimmer in diesen Gebäuden beläuft sich auf dreitau„send, davon sind funzehnhundert über, und eben so „viele unter der Erde. Die erstern habe ich selbst be„sehen; die unterirdischen Gemächer aber kenne ich nur „vom Hörensagen: denn die Aufseher des Labyrinths „wolten sie mir nicht zeigen, und sagten blos, es wür„den daselbst die Särge der Erbauer des Labyrinths „und der heiligen Krokodile aufbewahrt. Die obern „Zimmer übertreffen an Kunst und Pracht alle andre „menschliche Werke. Die Ausgänge durch die Dä„cher, die unzählig mannichfaltigen verschlungnen We„ge, die durch die Palläste führen, setzen in Erstaunen. „Man kommt immer aus einem Pallaste in die Gemä„cher des andern, aus diesen in Seitenzimmer, und „wieder aus diesen auf andre Dächer, und in andre Pa„läste. Die Decken und Mauern des ganzes Gebäu„des, sind durchaus von Stein, und mit künstlich ein„gegrabnen hieroglyphischen Figuren verziert. Die „Säle ruhen rings herum auf Säulen, welche größ„tentheils von weißem Marmor sind. Am äußersten „Ende des Labyrinths steht eine vierzig Klafter hohe „und mit Hieroglyphen ganz bedeckte Pyramide, in wel„che ein unterirdischer Weg führt *)."

Stra-

*) Herodot, B. II. Kap. 148.

Strabo's Beschreibung des Labyrinths, stimmt mit derjenigen, welche Herodotus giebt, in den meisten Stücken überein, nur giebt er statt der zwölf Palläste sieben und zwanzig an, nach der Zahl der Provinzen, in welche Aegypten abgetheilt war *).

Plinius kante das Labyrinth, wie man aus seiner Erzählung merkt, nur durch Hörensagen, und seine Beschreibung hat daher auch viel mehr Wunderbares als die kunstlosere des Herodotus. „Alle Steine an „diesem Gebäude, sagt er, sind polirt, alle Zimmer „gewölbt. Es hat sechzehn große Abtheilungen, wel„che die Namen der Provinzen führen, und enthält „Tempel aller ägyptischen Gottheiten. Amasis hat in „dem Bezirk des Labyrinths überdies noch funfzehn „sechsseitige Pyramiden, jede vierzig Ellen hoch, er„bauen lassen. Wenn man vom Herumgehen in die„sem ungeheuern Gebäude schon müde ist, so kommt „man erst in die eigentlichen Irrgänge. Man steigt „neunzig Stufen hoch in große Säle und Gallerien hin„auf, welche auf Säulen von Porphyr ruhen, und „Statuen von Göttern, Königen und allerlei Unge„heuern enthalten. Die Thüren einiger Gemächer sind „so eingerichtet, daß sich, wenn man sie öffnet, inwen„dig ein fürchterliches, dem Donner ähnliches Getöse „hören läßt. Die meisten Gallerien sind ganz dun„kel. Es sind überdies noch verschiedne große Seiten„gebäude an das Labyrinth angebaut, und viele Ge„mächer befinden sich unter der Erde **)."

In den neuern Reisebeschreibern findet man sehr wenig Nachrichten von diesem außerordentlichen Gebäude. Shaw, Norden, Pocock und Savary, haben

die

*) Strabo im 17ten Buche.

**) *Plin.* Hist. not. Lib. XXXVI. c. 6.

die Ruinen desselben entweder verfehlt, oder gar nicht aufgesucht. Sie müssen, wie man aus Herodots Beschreibung sieht, in der Landschaft Fejume, dem See Möris gegen Südwesten, in der Nachbarschaft eines Ortes, den die Araber Balad-Caroun nennen, zu finden seyn. Der einzige Paul Lucas hat eine, freilich unvollständige Nachricht davon gegeben. Er nahm, um sich nicht zu verirren, über 2000 Klafter Bindfaden und gehacktes Stroh, um den Weg damit zu bestreuen, mit sich, konte aber nur in hundert und funfzig Zimmer, mit großer Mühe, oft kriechend, kommen: weiter einzudringen, erlaubte ihm der Schutt und die Finsterniß nicht. Auf der Ostseite des Gebäudes fand er eine breite bedeckte Gallerie, welche auf vier Granitsäulen ruhte. Die mittelste Thür hatte sehr starke Schwellen und Gesimse; auf jeder Seite derselben stand ein Anubis mit Hieroglyphen bedeckt, und über der Thür ein geflügelter und geschleierter Kopf mit hieroglyphischer Unterschrift. Ueber diesem Thor sahe der Reisende noch Ueberbleibsel von andern, aber ganz verfallnen Thüren. Durch die vorhin gedachte Gallerie und Thüre kam er in einen großen Saal, welcher über vierzig Fuß hoch, fünf und zwanzig Fuß breit, sechs und dreißig lang und mit zwölf großen Granitplatten gedeckt war. An dem Ende dieses Saals gegen Westen, der ersten Thüre gegenüber, befand sich eine zweite bedeckte Gallerie, welche zu einem zweiten kleinern Saal, so wie dieser in einen noch kleinern Säulengang und Saal führte. Am Ende des dritten Saals war noch eine vierte Gallerie, welche sich an der Mauer endigte. Alle diese Säle hatten verschiedne Thüren an der Seite und am Fußboden, welche theils in unterirdische, theils in Seitenzimmer führen.

Ob gleich Herodotus die zwölf Fürsten als Erbauer des Labyrinths ausdrücklich nennet, so sind doch die meisten alten Schriftsteller hierin andrer Meinung. Strabo sagt, der Pharao Ismandes habe das Labyrinth angelegt und liege in der dabei befindlichen Pyramide begraben. Diodor schreibt an einem Orte dem Herodotus nach, und an einem andern Orte erzählt er, der Pharao Mendes habe das Labyrinth zum Begräbniß für sich erbaut. Plinius endlich giebt vor, es sei 3600 Jahr vor seiner Zeit vom Petosuchis oder Tithoes aufgeführt worden, wiewohl auch andre behaupten wolten, Motheruth oder Möris sei der Erbauer desselben gewesen. — Schwerlich möchte man wohl diese verschiednen Meinungen mit einander vereinigen können, allerdings aber ist es wahrscheinlich, daß das Labyrinth älter sei, als Herodotus es macht.

Die Irrgänge des Labyrinths können kaum so mannichfaltig und verwickelt gewesen seyn, als es die Hypothesen sind, die man über die Bestimmung desselben erdacht hat. Dem Herodotus gab man, wie aus seinen Worten zu schließen ist, zu verstehen, daß das Labyrinth eigentlich nur zum Begräbnißort für die Könige und für einige heilige Thiere bestimmt sei. Dieser Geschichtschreiber sowohl, als verschiedne spätere, blieben bei dieser Meinung stehen. Andre hielten das Labyrinth für eine Art von Pantheon, wo man allen ägyptischen Göttern geopfert habe, oder für ein Schatzhaus, oder für ein Gebäude, welches den vornehmsten Staatsbeamten zu ihren Versammlungen und Berathschlagungen angewiesen worden sei. In neuern Zeiten hat es Leute gegeben, welche das Labyrinth bald für den Ort, wo die ägyptischen Mysterien gefeiert und gelehrt wurden, bald für ein astronomisches Observatorium, bald wohl gar für ein Laboratorium, in welchem die

ägyp-

ägyptischen Priester den Stein der Weisen gesucht, und Gold gemacht hätten, ausgegeben haben. — Sehr scharfsinnig ist die Erklärung, welche Herr Gatterer neuerlich von der innern Einrichtung des Labyrinths zu geben versucht hat *). Sie verdient, daß ich sie meinen Lesern hier mittheile.

„Das Labyrinth, sagt Herr Gatterer, konte kein Tempel seyn: denn die ägyptischen Tempel sahen ganz anders aus. Auch ein königlicher Pallast war es nicht; Könige residirten nicht darin, auch hatte es weder die bequeme Einrichtung, noch die schickliche Lage zu einer Residenz. Ein Grabmal war es auch nicht; was Herodot von den Begräbnissen der zwölf Könige und der heiligen Krokodile sagt, das hat er nur vom Hörensagen: auch sollen diese Begräbnisse nur unter der Erde gewesen seyn: wozu aber nun die zwölf Palläste, und die funfzehnhundert oberirdischen Gemächer? Noch viel weniger hat man das so prächtige, so kostbare Labyrinth darum gebaut, um dann und wann den Spas zu haben, daß Leute, zumal Ausländer, die man hineinführte, sich darin, wie in einem kurzweiligen Irrgarten verirren möchten. Die Aegyptier waren eben nicht die Leute, welche gern spaßten. Aber was solte denn sonst das Labyrinth seyn? Plinius kann auf die Spur der Wahrheit helfen: er sagt, die Meinungen über die Absicht des Labyrinthes seyen verschieden, aber die meisten halten es für ein der Sonne geheiligtes Gebäude, und das sei auch das glaubwürdigste. Wir wollen diesen Glauben vorerst als Hypothese annehmen, und mit den Beschreibungen sowohl der Neuern als der Alten, zumal Herodots, vergleichen; da es sich denn zu-

*) M. s. dessen Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange: I. Th. S. 504 ff.

zuletzt ergeben wird, ob und wie die ganze Einrichtung des Gebäudes selbst mit dieser Hypothese übereinstimme. Also ein Gebäude für die Sonne soll das Labyrinth seyn. Erstlich, zwölf Palläste sind darin. Palläste heißen in der alten und neuern astrologischen Astronomie die zwölf himmlischen Zeichen: in diesen wohnen die zwölf Götter. (Götterbilder, Königsbilder, monströse Bilder, aber alle aus den schönsten Steinen gehauen, stehen in den Pallästen und in den übrigen Zimmern des Labyrinths, sagt Plinius.) Krumme Gänge von der größten Mannichfaltigkeit, durchkreuzen diese Palläste: diese Gänge führen durch allerlei Gemächer bis auf das Dach hinaus, und dann durch andre Gemächer wieder herunter in andre Palläste ꝛc. (Zu den hohen Gemächern und bedeckten Gängen, steigt man neunzig Stufen hinauf, und zu den unterirdischen Gemächern führen auch Gänge, sagt Plinius.) Die eine Hälfte der Gemächer steht über der Erde, (über dem Horizont), und die andre unter der Erde (unter dem Horizoni.) Da beide Hälften einander gleich, und in der obern wie in der untern, funfzehnhundert Zimmer gewesen sind, so wird man wohl nicht blos in der oberirdischen Hälfte neunzig Stufen auf und nieder, sondern auch in der unterirdischen gleichfalls neunzig Stufen in die Tiefe hinunter und eben so viele wieder herauf zu steigen gehabt haben. Wenn nun unter diesen Stufen Grade angedeutet worden sind, so kommen gerade vier Quadranten heraus, zween unter, und zween über dem Horizont: also ein vollkommner Zirkel von 360 Graden. Alles bisherige zusammen genommen, leitet ganz natürlich auf den Gedanken, daß das Labyrinth eine architektonisch-symbolische Vorstellung des Thierkreises und des Laufs der Sonne, mit den übrigen Planeten durch denselben gewesen sei. Aber warum waren denn der Zimmer, die mit den zwölf Pallästen

in

in Verbindung standen, gerade dreitausend, und nicht mehr noch weniger? Hat diese Zahl auch etwas zu bedeuten, oder ist sie nur Sache des Zufalls? Diese Frage zu beantworten, muß man sich erstlich erinnern, daß die Aegyptier nicht nach tropischen Sonnenjahen, sondern nach siderischen oder Sternjahren gerechnet haben. Unter allen Sternen wählten sie hierzu den hellesten Fixstern am ganzen Himmel: den Hundsstern oder Sirius, welchen sie Thot (auch Suthis) nannten. Nun ist zweitens bekant, daß das tropische Sonnenjahr um etwas kleiner, als das siderische ist, welches von dem sogenannten Vorrücken der Nachtgleichen herrührt. Die ältesten ägyptischen Astronomen haben, wie wir aus den Angaben ihrer Schüler, der ältesten griechischen Astronomen, wissen, den Unterschied zwischen dem siderischen und tropischen Sonnenjahr, aus leicht begreiflicher Unkunde des wahren Unterschieds, zu klein angenommen: denn sie glaubten, daß das Vorrücken der Nachtgleichen alle hundert Jahr einen Grad, folglich in dreitausend Jahren dreißig Grade, das ist, ein ganzes himmlisches Zeichen betrüge. Heut zu Tage schätzt man das Vorrücken der Nachtgleichen auf 1 Grad 23′, 10″ für jedes Jahrhundert: wiewohl auch diese Angabe nicht vollig richtig ist; und da sich hierin selbst Newton noch verrechnet hat, so kann man wohl den Erfindern der Astronomie ihren Fehler zu gute halten. Wie, wenn nun die dreitausend Zimmer des Labyrinths dazu gedient hätten, das Vorrücken der Nachtgleichen für jedes himmlische Zeichen (oder, wie die Astrologen es ausdrücken, das Verändern der Wohnungen, das Fortrücken der Götter in den Pallästen) symbolisch darzustellen, so daß jedes Zimmer den Fortschritt eines Jahrs abgebildet hätte? Noch ist merkwürdig, was Herodot sagt, daß die Seelenwanderung gerade auch einen Zeitraum von dreitausend

send Jahren begriffen habe. Diese wichtige Stelle lautet so: „„Die Aegyptier waren die ersten, welche be„„haupteten, daß die Seele des Menschen unsterblich „„sei; wenn der Körper in Verwesung gehe, so wandre „„die Seele in ein andres lebendiges Geschöpf, das eben „„geboren würde: und wenn sie nun auf diese Weise „„bei allen Arten von Erd = Wasser = und fliegenden „„Thieren herumgewandert sei, so gehe sie wieder in „„einen neugebornen Menschen: dieser Umlauf geschehe „„in dreitausend Jahren.““ — Das Labyrinth konte also durch seine dreitausend Zimmer, und durch die darin befindlichen Thierbilder aller Art, auch die wichtige Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, als einer Wandrung der Seele durch alle Arten der Thierkörper binnen dreitausend Jahren, wie vor Augen mahlen. Da zu allen Zeiten, selbst auch im christlichen Europa, bis in die neuern Jahrhunderte, die Astronomie unzertrennlich mit der Astrologie verbunden war, ja allem Ansehen nach die erstere nur um der leztern willen mit so unermüdetem Fleiße getrieben wurde: das Labyrinth aber nicht nur für astrologische Wahrsager, politische Zeichendeuter und Nativitätsteller, alle Bequemlichkeit (und noch mehr als der goldne Ring beim Grabmal des Osymandyas) hatte, sondern auch in seiner Einrichtung viel Aehnlichkeit mit den Abbildungen, die sich die spätern Sterndeuter zum Behuf ihrer Wahrsagereien machten, gehabt zu haben scheint; so ist es wohl auch zu astrologischen Wahrsagungen bestimmt gewesen: und vielleicht bestand hierin gar die Absicht des ganzen Gebäudes. Natürlich kann man heut zu Tage nicht mehr genau bestimmen, wie im Labyrinth alles im Einzelnen zusammenhängen, und wie jeder Theil zur Erreichung der dabei im Ganzen gehabten Absichten benuzt wurde; denn, wir haben aus den Zeiten, wo dieses Gebäude noch ganz vorhanden war, weder eine kunstmäsige Abbildung

oder Beschreibung von einem Bauverständigen, noch eine deutliche und verständige Nachricht von einem Sternkundigen: die Alten, welche das Labyrinth in Augenschein genommen haben, begnügten sich meistens damit, es als ein Gebäude von außerordentlicher Größe, Pracht und Kunst anzustaunen. Was wäre darum zu geben, wenn, neben einem Herodot, auch ein Pythagoras die Nachwelt davon unterrichtet hätte!"

So weit Herr Gatterer. Seine Hypothese von der Bestimmung des Labyrinths ist in der That, wie meine Leser mit mir gestehen werden, sehr scharfsinnig ausgedacht und scheint in vielen Stücken mit dem, was uns die Alten von der innern Einrichtung jenes Gebäudes melden, in einer auffallenden Uebereinstimmung zu stehen; indessen kann man allerdings den Gründen, auf welche sich ihr Urheber stützt, einige nicht unwichtige Zweifel entgegensetzen. Denn erstlich hat Herr Gatterer Erzählungen verschiedner alter Schriftsteller, welche einander zum Theil widersprechen, bei seiner Hypothese zum Grunde gelegt. Er nimmt zum Beispiel aus dem Herodotus an, daß sich die Anzahl der Palläste oder Abtheilungen des Labyrinths auf zwölf belaufen habe, da dieselbe doch von andern Schriftstellern ganz anders angegeben wird, indem Strabo, wie ich oben angeführt habe, sieben und zwanzig und Plinius sechzehn Palläste rechnet; er beruft sich ferner auf die neunzig Stufen, welche nach dem Bericht des Plinius zu den höchsten Gemächern führten, and von diesen weis Herodotus nichts. Zweitens scheint Herr Gatterer auch bei seiner ganzen Erklärung, besonders in dem was er von der symbolischen Vorstellung des Vorrückens der Nachtgleichen sagt, einen größern Reichthum astronomischer Kentnisse bei den Aegyptiern vorauszusetzen, als sie wirklich besaßen. Drittens, endlich

scheint

scheint auch überhaupt der Gedanke, daß man blos auf eine sinnbildliche Vorstellung des Gestirn- und Sonnenlaufs so ungeheure Kosten und Arbeit verwendet haben, nicht mehr innere Wahrscheinlichkeit zu haben, als die gewöhnliche Meinung, daß das ganze Labyrinth zu Wohnungen oder zu Begräbnissen der Könige bestimmt gewesen sei. Daß Despoten und Priester (andere Beherrscher hatte aber Aegypten in den ältesten Zeiten nicht) sich selbst und den Gegenständen ihres Aberglaubens, auf Unkosten und von dem Schweiß ihres Volks Denkmale stiften, daß sie, wenn es auf ihr eignes Selbst ankommt, auch die unnützeste Verschwendung nicht achten, das ist etwas sehr gewöhnliches; aber unerhört und ohne Beispiel wäre es, wenn Despoten und Priester auf Wissenschaften, oder gar nur auf die anschauliche Darstellung einzelner wissenschaftlicher Lehrsätze so unermeßliche Summen und so vieler Jahre Arbeit, als das Labyrinth gekostet haben muß, verwendeten. Und hätte dieses Gebäude einen solchen wissenschaftlichen Endzweck gehabt, was könte denn wohl die ägyptischen Priester, die sich sonst bei jeder Gelegenheit ihres Vielwissens so gern rühmten, veranlaßt haben, dem Herodotus die Bestimmung dessen was er sah, zu verschweigen? Ich will indessen keinesweges behaupten, das Herodots Nachricht von dem Endzweck des Labyrinths, die wahrste und wahrscheinlichste sei; eben so wenig, als ich irgend einer andern Hypothese über diesen Gegenstand den Vorzug gebe. Ich glaube vielmehr, daß man über die eigentliche Bestimmung des Labyrinths gar nichts mit Gewißheit bestimmen könne; daß keine von allen bisher unternommenen Erklärungen ganz befriedigend sei, und daß man daher nichts bessers thun könne, als völlig unentschieden zu bleiben, bis etwa künftige Entdeckungen reisender Gelehrten, ein neues, und vielleicht ganz unerwartetes Licht aufstecken. Uebri-

gens verkenne ich den Unterschied keinesweges, den man zwischen den Graden des Werthes und der Wahrscheinlichkeit jener verschiedener Hypothesen machen muß, denn welcher Vernünftige sollte nicht den unendlichen Abstand zwischen der scharfsinnigen Muthmaßung eines Gatterers und den grundlosen Träumen derjenigen, welche das Labyrinth für ein Laboratorium ägyptischer Goldmacher ausgegeben haben, bemerken?

Ich wende mich nun zu den Pyramiden, deren Beschreibung meine Leser vielleicht schon lange erwartet haben: Gebäude, welche unstreitig das größeste und erstaunungswürdigste sind, was Menschenhände je hervorgebracht haben, aber zu gleicher Zeit auch wohl in vieler Rücksicht als die unnützesten Produkte eines erzwungnen Kunstfleißes, und als traurige Denkmäler der niedergebeugten, durch Tyrannei und Despotismus gemißbrauchten Menschheit angesehen werden müssen.

Man zählt noch heut zu Tage über vierzig Pyramiden in Aegypten. Es ist sonderbar, daß sich diese Art von Gebäuden nur in einer einzigen Gegend des Landes, nämlich nur in der Landschaft Fajoume, zwischen Kairo und Medun auf der westlichen Seite des Nils, und sonst nirgends in ganz Aegypten findet. Der ganze Strich Landes, in dessen Bezirk die Pyramiden stehen, ist nicht über zehn teutsche Meilen lang, und liegt zwischen dem 29sten und 30sten Grade nördlicher Breite und unterm 49sten Grad der Länge. Uebrigens sind die Pyramiden insgesammt nicht auf der Ebene, sondern auf einer Anhöhe, ohngefähr 100 Fuß über der Wasserfläche des Nils, erbaut.

Nicht alle Pyramiden, deren die alten Schriftsteller gedenken, sind heut zu Tage noch vorhanden. Kein Reisender hat noch diejenigen, welche nach Hero-

dot,

dots Zeugniß, im See Möris standen, noch auch die Pyramiden, welche eben dieser Schriftsteller, Diodor und Plinius zum Labyrinth rechnen, entdecken können. Dagegen aber sind auch nicht alle Pyramiden, welche neuere Reisende in Aegypten gefunden haben, von den Alten angezeigt und beschrieben worden.

Obelisken findet man in ganz Aegypten, von Alexandrien bis Syene, und die Neigung, solche Säulen zu errichten, scheint so lange, als Aegypten eigne Beherrscher hatte, unausgesetzt dieselbige geblieben zu seyn. Anders verhält sichs mit den Pyramiden. So wie diese nur einem kleinen Distrikt von Aegypten eigen sind, so scheint auch nur ein gewisser Zeitraum in der ägyptischen Geschichte sich durch den Hang der Könige zum Pyramidenbau auszuzeichnen. So viel ist wohl ziemlich gewiß, daß die Pharaonen alle, welchen die Erbauung der Pyramiden zugeschrieben wird, unmittelbar nach einander in einer Zeit von ohngefähr 150 bis 200 Jahren regiert haben. Genau läßt sich aber nicht bestimmen, von welchem ägyptischen Könige und zu welcher Zeit jede Pyramide eigentlich aufgeführt worden sei; weil die Nachrichten der Alten in diesem Stücke sehr von einander abweichen. Diese Abweichungen und Widersprüche sind so beträchtlich, daß es fast nicht möglich ist, aus den Erzählungen der Alten Schriftsteller ein Ganzes zu machen. Ich werde daher zwar bei meiner Beschreibung der Pyramiden, Herodots Nachricht zum Grunde legen, aber auch dasjenige, was andre spätere Griechen und Römer insbesondre noch hinzugefügt, und worin sie dem Herodotus widersprochen haben, anführen, und alsdann erst einen zusammenhängenden Auszug aus den Bemerkungen neuerer Reisebeschreiber folgen lassen.

Herodotus zählt in allem acht Pyramiden. Von diesen gehörten, wie er meldet, zwo zu dem See Möris und eine zum Labyrinth; und diese drei habe ich schon oben angeführt. Von den übrigen fünf Pyramiden erzählt er folgendes *).

„Nach dem Rhampsinit wurde Cheops König von „Aegypten, ein ruchloser und tyrannischer Fürst. Er „ließ alle Tempel verschließen, und alle Opfer abstel„len, und befahl, daß alle Aegyptier nur für ihn ar„beiten solten. Ein Theil des Volks muste in den „Steinbrüchen der arabischen Gebirge Steine aushauen, „und bis an den Nil schaffen, wo sie auf Schiffe gelegt, „und sodann von andern Arbeitern bis ans libysche Ge„birge jenseit des Flusses gebracht wurden. Zu dieser „Arbeit wurden hundert tausend Menschen gebraucht, „wovon immer zehn tausend aller drei Monat ein„ander ablösten. Von der ganzen Zeit, wo das Volk „diese Frohndienste verrichten muste, verstrichen zehn „Jahr blos mit der Anlegung eines Dammes, über wel„chen die Steine bis zu der Anhöhe, wo die Pyramide er„bauet werden solte, gebracht wurden. Dieser Damm „kostete nicht viel weniger Arbeit, als die Pyramide „selbst; denn er war fünf Stadien (wenn olympische Sta„dien hier gemeint sind, 2835 Pariser Fuß) lang, sech„zig Fuß breit, und in seiner höchsten Gegend acht und „vierzig Fuß hoch, und mit polirten Steinen eingefaßt, „worauf hieroglyphische Figuren eingegraben waren. „Noch andre zehn Jahr soll man zugebracht haben, um „theils in dem Hügel, worauf die Pyramiden stehen, „theils unter der Erde Gemächer auszuhauen, und auf „einer unterirdischen Insel, welche durch einen aus dem „Nil herbeigeleiteten Kanal gebildet wurde, das Be„gräb-

*) B. II. Kap. 124. 128. 134. 136.

„gräbniß für den König zuzurichten. Zwanzig Jahr
„wurden auf den Bau der Pyramide selbst verwendet,
„welche eine viereckige Gestalt erhielt. Sie ist an der
„Grundfläche auf jeder ihrer vier Seiten acht Plethra
„(800 griechische Fuß,) breit, und eben so viel beträgt
„auch ihre Höhe. Die Steine, aus welchen sie (aus-
„wendig wenigstens,) erbauet ist, sind polirt, und aufs
„genaueste zusammengefügt: keiner derselben ist weni-
„ger als dreißig Fuß lang. Die ganze Pyramide wur-
„de stufen- oder absatzweise gebauet. — Die Steine,
„womit man sie überkleiden wolte, wurden, vermittelst
„gewisser Hebewerkzeuge aus kurzen Hölzern von der
„Erde am Fuß der Pyramide, zuerst auf die unterste
„Stufe, sodann vermittelst andrer Werkzeuge in die
„Höhe gebracht. Doch hat man mich auch versichern
„wollen, es sei nur ein einziges Hebewerk gebraucht
„worden, welches man leicht von der Stelle, und so
„wie man einen Stein höher hinauf ziehen wollen, auf
„eine höhere Stufe habe bringen können. Der Gipfel
„der Pyramide wurde zu allererst und die untersten Stu-
„fen derselben zulezt vollendet und mit polirten Steinen
„überkleidet. An der Spitze der Pyramide befindet
„sich eine Inschrift mit ägyptischen Buchstaben, welche
„anzeigt, wie hoch sich der Aufwand zur Beköstigung
„der Arbeiter mit Rettichen, Knoblauch und Zwiebeln
„belaufen habe. Der Dollmetscher, der mir diese In-
„schrift erklärte, versicherte mich, daß dieses (wenn
„ich mich recht erinnere) eine Summe von sechzehn hun-
„dert silbernen Talenten, (nach unserm Gelde wenigstens
„1,350,000 Thaler betrage *). Wenn sich das wirklich
„so

*) Diese Summe klingt sehr groß; aber sie wird beinahe lächerlich klein, wenn man annimmt, daß alle Umstände in Herodots Erzählung wörtlich wahr seien. Hatte der Pharao, der diesen unsinnigen Bau unternahm, hun-

„so verhält, wie viel müssen erst die übrigen Speisen „nebst den Kleidern für die Arbeiter, und die eisernen „Werkzeuge gekostet haben! — — Cheops soll seine „Ruchlosigkeit soweit getrieben haben, daß er, als es „ihm an Gelde gebrach, seine Tochter gezwungen eine „öffentliche Buhlerin zu werden, um von dem Preise „ihrer Schande den Pyramidenbau vollends zu bestrei„ten. Man sagt auch, sie habe nicht nur den Willen „ihres Vaters befolgt, sondern auch sich selbst ein Denk„mal zu errichten unternommen. Zu dem Ende habe „sie sich von jedem, der bei ihr zugesprochen, einen Stein „geben lassen, und von diesen gesammelten Steinen die „Pyramide erbauet, welche fast in der Mitte der drei „Pyramiden, gerade vor der Großen, steht. Diese „Pyramide, welche des Cheops Tochter erbaut haben „soll, ist an der Grundfläche auf jeder Seite 150 Fuß „breit.“

„Dem Cheops folgte in der Regierung sein Bru„der Chephren, dessen Charakter und Verhalten nicht „minder tyrannisch war. Er hat ebenfalls eine Pyra„mide erbauet, welche aber die Größe der ersten nicht „erreicht und auch weder unterirdische Gemächer noch „einen in sie aus dem Nil geleiteten Kanal hat. Sie „ist vierzig Fuß niedriger als die Pyramide des Cheops, „und am Gipfel mit buntfärbigen äthiopischen Steinen „bekleidet.“

„My-

hundert tausend Arbeiter vierzig Jahr hindurch tagtäglich mit Rettich, Knoblauch und Zwiebeln zu beköstigen, so kostete ihn jährlich jeder ohngefähr acht Groschen und täglich etwa $\frac{1}{4}$ Pfennig. Waren aber (weil doch etwas von dreimonatlicher Ablösung gesagt wird,) Tag für Tag nur 10000 Arbeiter zu versorgen, so betrug die Beköstigung jedes Einzelnen jährlich 3 Rthlr. 9 Gr. täglich also $2\frac{2}{3}$ Pfennig.

„Mycerinus des Cheops Sohn, hat ebenfalls ei„ne Pyramide erbauet, welche aber viel kleiner als die „seiner Vorfahren ist. Ihre Breite beträgt nur drei „hundert Fuß. Sie ist ebenfalls vierseitig und zur „Hälfte mit äthiopischen Steinen überzogen. Mit Un„recht hat man sie für ein Werk der griechischen Buhl„schwester Rhodopis ausgegeben.“

„Asychis, der Nachfolger des Mycerinus, wol„te es, wie man mir erzählt hat, seinen Vorfahren zu„vorthun, und erbaute in dieser Absicht eine Pyrami„de von Ziegelsteinen, welche folgende Inschrift haben „soll: Verachte mich nicht in Vergleichung mit den „steinernen Pyramiden, denn ich verdiene diesen „eben so sehr, als Zevs den übrigen Göttern, vorge„zogen zu werden. Die Arbeiter stießen einen „Stab in den Sumpf, sammelten den Schlamm „der an dem Stabe hängen blieb, und verfertigten „Ziegel daraus: und aus diesen bin ich erbauet „worden.“

Strabo beschreibt hauptsächlich die drei großen Pyramiden in der Nachbarschaft von Memphis, und zwar im ganzen eben so wie Herodotus, nur daß er auch des vorgeblichen Brunnen in der großen Pyramide Meldung thut, und die Muthmaßung äußert, daß sich an jeder Pyramide ein Stein finden müsse, den man herausnehmen und auf diese Art zu dem verborgnen Eingange in das Innere des Gebäudes gelangen könne*).

Dia-

*) Strabo, B. XVII. Kap. 67. 68.

Diodor *) beschreibt ebenfalls acht Pyramiden, nämlich die zwo im See Möris befindlichen, die drei großen in der Nachbarschaft von Memphis, und dann noch drei, von welchen Herodotus nichts zu wissen scheint. Den Erbauer der größesten Pyramide nennt er Chemmis, und giebt dieser eine Grundfläche von 700 Fuß ins Gevierte, eine Höhe von 600 Fuß und auf dem Gipfel eine Fläche von 6 Ellen ins Gevierte. Nach seinem Bericht sollen 360000 Arbeiter zwanzig Jahr daran gearbeitet haben. Die Pyramide des Chephren soll nach seiner Angabe auf jeder Seite an der Grundfläche ein Stadium in der Breite haben. Die Grundfläche der Pyramide des Mycerinus schätzt er auf 300 Fuß ins Gevierte, und setzt hinzu, sie sei bis zur Höhe von 15 Stufen aus schwarzem äthiopischen Stein, übrigens aber aus eben solchen Steinen wie die übrigen Pyramiden erbaut, und auf der Nordseite sei der Name ihres Erbauers eingegraben. Endlich nennt Diodor noch drei Pyramiden, von welchen Herodotus nichts meldet. Sie sollen von den Erbauern der drei großen Pyramiden, ihren Gemalinnen zu Liebe aufgeführt worden seyn, und eine Grundfläche von 200 Fuß ins Gevierte gehabt haben. Uebrigens berichtet eben dieser Schriftsteller, daß die Erbauer der großen Pyramiden von einigen anders, nämlich Armäus, Amasis und Maron genennt würden.

Auch Plinius zählt acht Pyramiden; nämlich die drei großen, die zwo im See Möris, eine im Arsinoitischen Nomus, (vermuthlich die im Labyrinth befindliche) und zwo im Memphitischen Nomus nicht weit vom Labyrinth, (vermuthlich die von Dagschur).

„Die

*) B. I. Kap. 63. 64.

„Die drei großen Pyramiden, sagt er, stehen auf „einem dürren nackten Felsen, zwischen dem Delta und „Memphis, viertausend Schritt weit vom Nil, und „sechstausend Schritte von Memphis, nahe bei Busi„ris, einem kleinen Orte, wo man Leute antrift, die „im Erklettern der Pyramiden geübt sind. Vor den „Pyramiden steht der Sphinx, welcher in dem Felsen „selbst ausgehauen ist, und den Leichnam des Königs „Amasis in sich halten soll. Der Kopf desselben mißt „im Umfang 102 Fuß, die ganze Länge beträgt 143, „und seine Höhe vom Bauche bis an den Scheitel „62 Fuß. Die größeste unter den Pyramiden ist aus „arabischen Steinen gebaut, und es sollen an ihr „366000 Menschen zwanzig Jahr lang gearbeitet ha„ben; alle drei Pyramiden zusammen aber sollen in 78 „Jahren und vier Monaten erbaut worden seyn. Die „Namen der Könige, welche sie haben aufführen laf„sen, sind ungewiß. — Die größeste Pyramide „nimmt einen Raum von acht Morgen Landes ein; „ihre vier Seiten sind einander gleich, nämlich unten „am Fuße 783 und am Gipfel 17 Fuß breit. Die „andre Pyramide mißt auf jeder Seite untenher 737 „Fuß, und die dritte, welche kleiner, aber viel schöner, „und aus äthiopischen Steinen erbauet ist, 363 Fuß. „Von Zurüstungen zum Bau und Baumaterialien trift „man keine Spur mehr an; die ganze Gegend rings „herum ist mit groben linsenförmigen Sand bedekt. — „In dem innersten der größesten Pyramide befindet sich „ein 86 Ellen tiefer Brunnen, (oder Schacht) wel„cher, wie man glaubt, mit dem Nil Gemeinschaft „hat *).“

*) Plin, H. N. L. XXXVI. c. 12.

Es war nothwendig meinen Lesern diesen Auszug aus den Erzählungen der alten Schriftsteller vorzulegen; um desto besser die Beschreibungen, welche die Neuern von den Pyramiden gegeben haben, beurtheilen und mit den ältern Nachrichten vergleichen zu können. Maillet, Greaves, Pocock, Norden und Savary haben die genauesten und vollständigsten Beschreibungen von den Pyramiden geliefert. Die Anzahl dieser Gebäude, welche sie in Aegypten angetroffen haben, übersteigt die von den Alten angegebene, um ein großes; denn wie ich schon oben gesagt habe, findet man heut zu Tage noch über 40 Pyramiden in Aegypten, da die Alten höchstens nur zwölf verschiedne beschreiben. Besonders ist es, daß keine von diesen Pyramiden ganz einzeln steht; immer befinden sich ihrer mehrere beisammen; und man muß sie daher in Gruppen abtheilen, welche folgende sind.

1) Die Pyramidengruppe von Dsyse. Es gehören dazu in allem eilf bis zwölf Pyramiden, und Trümmer von verschiednen andern, die fast ganz niedergerissen sind. An der Spitze dieser Gruppe befinden sich die vier ersten Pyramiden, welche Herodotus beschreibt, nämlich die des Cheops, Chephren, Mycerinus und der Tochter des Cheops. Diese vier liegen beinahe in einer geraden Linie hinter einander von Nordost gegen Südwest: jede ohngefähr 500 Schritt von der andern. Die beiden nördlichsten sind die größesten; man kann ihre Höhe, (ohngeachtet sie, wie ich hernach sagen werde, nicht von allen Reisebeschreibern auf einerlei Art bestimmt werden,) gegenwärtig auf 500 Pariser Fuß schätzen. Die Anhöhe, worauf sie stehen, ist ohngefähr 80 bis 100 Fuß höher als die umliegende Ebne, und hat gegen Mitternacht und Morgen eine Abdachung. Sie ist ganz mit Flugsand bedeckt, in welchem man, so wie zum Theil in den Steinen der

Py-

Pyramiden selbst, viele versteinerte Konchylien findet. Gegen Morgen sind zwei große Dämme, der eine davon, (dessen Herodotus gedenkt,) führt nach der nördlichsten großen Pyramide, der andre aber zu der dritten, oder vielmehr zu dem bei derselben befindlichen Tempel. Nur die nördlichste Pyramide ist geöfnet; und weil sie, besonders in Ansehung ihres Innern, am meisten und genauesten untersucht worden ist, so werde ich sie weiter unten ausführlicher beschreiben. Die zweite Pyramide steht auf einem etwas höhern Boden als die erste, und deswegen scheint sie auch von fern größer als diese zu seyn. Sie ist nie geöfnet worden, und ihr Gipfel ist an allen vier Seiten mit Granitsteinen belegt, welche so genau zusammengefügt und so glatt sind, daß niemand hinaufsteigen kann. Man hat zwar hier und da, um das Hinaufsteigen zu erleichtern, in die Steine Löcher eingehauen, allein diese befinden sich nicht in gleichen Entfernungen von einander, und führen auch nicht hoch genug hinauf. — Auf der Ostseite sieht man Trümmern eines Tempels, dessen Steine außerordentlich groß sind. An der Nord- und Westseite dieser zwoten Pyramide, ist ein Graben, ohngefähr 90 Fuß breit und 30 Fuß tief in den Felsen gehauen. Der Pyramide gegenüber sind in der Felsenwand kleine Gemächer oder Grotten ausgehauen, wovon auch einige doppelt sind. Ueber den Eingängen derselben, etwa 10 Fuß über dem Fußboden, sind Löcher in den Felsen gehauen, welche nach Pococks Meinung bestimmt gewesen sind, queer über gelegte Werkstücken aufzunehmen. Vermuthlich wurden diese von Säulen getragen, welche einen Portikus neben der Pyramide bildeten. Zehn Fuß höher sind noch andre Hölen in den Felsen eingehauen, vermuthlich in der Absicht, andre Gemächer über den untern abzugeben, welche ebenfalls in den Felsen gehauen waren, und vorn

eine

eine Gallerie, so wie die untern hatten. Ohngefähr 300 Schritte gegen Morgen von der zweiten Pyramide, sieht man den großen Sphinx, der wahrscheinlich nur ein Ueberbleibsel von einem ganzen mit solchen Bildsäulen eingefaßten und zu dem benachbarten Tempel führenden Gange ist. Nur der Hals und der Kopf ragen noch aus dem Sande hervor. Er steht niedriger als die Pyramide, nur etwa eine Viertelstunde weit vom Wasser. Er hat ein Loch auf dem Kopfe, welches fünf oder sechs Fuß tief und etwa drei Fuß breit ist, und eine viereckige Oefnung auf dem Rücken, welche fünf Fuß lang ist. Pocock schäzt die Höhe des Halses und Kopfes über der Erde, auf sieben und zwanzig Fuß. Die Anhäufung des Flugsandes seit den Zeiten des Plinius, der dem Sphinx eine Höhe von 62 Fuß giebt, muß also 35 Fuß betragen. Der Umfang am Ende des Halses, oder da wo die Brust anfängt, beträgt 33 Fuß. Vom Vordertheil des Halses bis an den Rücken maß Pocock 20 Fuß, von da bis zur Rückenöfnung 75, von dieser bis zum Schwanze 30 Fuß. Die ganze Länge des Sphinx beträgt also, die 5 Fuß für die Rückenöfnung mit eingerechnet, gerade 130 Fuß. — Die dritte Pyramide ist hundert Fuß niedriger als die beiden ersten, ohne Bekleidung mit polirten Steinen, und noch verschlossen. Gegen Nordosten von ihr, sieht man viele große Steine und Ruinen eines Tempels. — Die vierte große Pyramide endlich, ist noch um hundert Fuß niedriger als die dritte, und nur etwa dreihundert Fuß hoch. Sie steht etwas weiter gegen Westen, als die übrigen, ist aber eben so wie diese gebauet, nur daß sich auf ihrer Spitze ein einzelner großer Stein befindet, der ein Piedestal für eine Bildsäule abgegeben zu haben scheint. Sie hat keine äußere Bekleidung und ist noch nie geöfnet worden. — Um diese vier Pyramiden herum, stehen

noch

noch, wie ich schon gemeldet habe, viele andre kleinere, die größtentheils geöfnet oder niedergerissen sind. Drei derselben stehen bei der nördlichsten großen Pyramide, gegen Morgen; zwo aber sind so zu Grunde gerichtet, daß man in ihnen nicht einmal die Zimmer noch unterscheiden kann. Gegen Westen bei der großen Pyramide, findet man noch viele andre, die ebenfalls alle geöfnet sind. Der zwoten großen Pyramide gerade gegenüber, stehen noch fünf bis sechs, die alle geöfnet sind. In einer derselben fand Norden einen viereckigen dreißig Fuß tiefen Brunnen. — Unter diesen kleinen Pyramiden mögen sich auch wohl diejenigen mit befinden, welche, nach Diodors Bericht, die Erbauer der grossen Pyramiden ihren Gemalinnen zu Ehren aufführen ließen. Der berühmte Sultan von Aegypten, Salaheddin, hat, wie man sagt, einen großen Theil dieser kleinen Pyramiden einreißen und aus ihren Steinen die Mauern von Kairo und die Festung auf dem Berge Mokattam erbauen lassen.

2) Die Pyramidengruppe von Manjelmusa, etwa 2 teutsche Meilen gegen Süden von Dsyse. Die Alten erwähnen nichts von ihr; Pocock und Norden mengen sie mit der Gruppe von Sakkara zusammen, von welcher sie aber Herr Gatterer getrennet hat. Die Anzahl dieser Pyramiden beläuft sich ohngefähr auf zwanzig, und die meisten von ihnen sind Stufen- oder Etagenweise gebauet. Nach Pococks Bericht sind die drei nördlichsten gegen Manjelmusa hin, fast so groß als die dritte von Dsyse. Die zunächst auf sie gegen Süden folgende ist zerfallen, und hat etwa 60 Fuß ins Gevierte. Weiter hin gegen Mittag, sieht man viereckige Ueberbleibsel von kleinern Pyramiden und nahe dabei die von den Arabern sogenannte Stufenpyramide, welche unten auf jeder Seite gegen 300 Fuß breit und 150 Fuß hoch ist, und aus 5 Etagen oder Stufen besteht,

steht, wovon jede 11 Fuß breit und 25 bis 30 Fuß hoch ist. Ihr Inneres besteht aus kleinen durch Mörtel zusammengefügten Steinen: auswendig aber ist sie mit großen gehauenen Steinen überkleidet. Sie ist sehr beschädigt, und rings herum an ihren Fuße sieht man Bruchstücke von rothen und gelben Steinen liegen.

3) Die Pyramidengruppe von Sakkara. Auch von dieser haben die alten Schriftsteller nichts gemeldet. Pocock beschreibt sie mit folgenden Worten. In einiger Entfernung von der Stufenpyramide (bei Manjelmusa) stehen vier bis fünf Pyramiden, von mittlerer Größe, die etwa achtzig bis hundert Fuß ins Gevierte halten, an einem Theil der Spitze rund sind, und inwendig mit kleinen Steinen und Sand ausgefüllt zu seyn scheinen. Vier andre sind noch kleiner und sehen gar nicht wie Pyramiden aus, sondern wie Hügel, die mit Steinen bedeckt sind. Eine kleine Stunde weiter nach Süden ist die unvollkommne aus großen veralterten und schadhaften Steinen bestehende Pyramide, welche der Sitz des Pharao heißt, jezt ohngefähr 46 Fuß hoch und auf jeder Seite gegen 200 breit ist. Westnordwestlich von ihr steht noch eine kleine erhabne, gegen 200 Fuß ins Gevierte. Nahe dabei nach Westen ist eine zerfallene Pyramide. Eine kleine Stunde davon nach Süden, findet man die Pyramide, welche die große Pyramide gegen Norden genennt wird, und in ihrem jetzigen Zustande unten auf jeder Seite 700 Fuß breit und gegen 345 hoch ist; ursprünglich aber so groß gewesen seyn mag, als die große bei Dsyse. Sie besteht aus eben solchen Quadersteinen, wie die übrigen, ist aber mit feinen harten Steinen bekleidet gewesen, wovon noch beträchtliche Stücke an einigen Stellen vorhanden sind. Sie ist geöfnet und der Eingang ist auf der Nordseite etwa ein Drittel der Höhe von den jetzigen

Bo=

Boden. Die Gänge und Zimmer sind fast eben so wie in der nördlichsten von Dsyse: die Zimmer sind besonders mit glatten weisen Steinen von außerordentlich schöner Arbeit belegt. — In der Nähe von dieser Pyramidengruppe findet man auch sehr viele Katakomben, besonders für heilige Thiere. —

4) Die Pyramidengruppe von Dagschur. Zu dieser scheint die Pyramide der Königs Asychis zu gehören, welche Herodotus erwähnt. Pocock beschreibt diese Gruppe folgendergestalt: „Eine kleine halbe Stunde südostwärts von der sogenannten großen Pyramide gegen Norden, ist eine andre, welche die große Pyramide gegen Süden heißt. Sie ist unten an jeder Seite 600 Fuß breit, und 335 Fuß hoch. Sie scheint sich in der Höhe von 218 Fuß mit einem größern Winkel zu neigen, als unten, (und nach Nordens Bericht ist sie gegen die Grundfläche ausgeschweift oder bauchig,) welches vielleicht daher kömmt, daß sie nicht mehr überall so wie in der Mitte bekleidet ist: denn sie ist an vielen Stellen sehr beschädigt. Hier und da nimmt man wahr, daß sie auch inwendig von Quadersteinen erbauet ist. Nordostwärts, etwa 170 Fuß weit von ihr, steht eine zerfallne Pyramide, und 210 Fuß von dieser noch eine andre. Eine kleine Stunde ostwärts von der letzten großen Pyramide, steht auf einem niedrigern Boden an der östlichen Ecke der Anhöhe eine Pyramide von ungebrannten Steinen. Man nennt sie die Pyramide von Menschieh, nach dem Namen eines nahe dabei gelegnen Dorfes, welches Menschieh Dagschur heißt. Die Steine scheinen aus dem Nilschlamm gemacht zu seyn, denn sie bestehen aus einer sandigen schwarzen, mit Kieselsteinen und Muschelschalen untermischten Erde. Zur Verbindung des Thons hat man gehaktes Stroh darunter gemengt, wie man noch jezt

in

in Aegypten die ungebranten Steine zum Bauen zu bereiten pflegt. Diese Steine sind 13½ bis 15 Zoll lang, 6½ bis 7 breit und 4 bis 5 Zoll dick. Diese Pyramide ist sehr beschädigt; ihre Höhe beträgt jezt hundert und funfzig Fuß; unten mag sie sonst an jeder Seite über zweihundert Fuß breit gewesen seyn, und so viel Etagen als die bei Sakkara gehabt haben. Jezt ist sie an der Nordseite 157 Fuß und an der Westseite 210 Fuß breit. Jede Etage ist dreizehn Fuß hoch und zehn Fuß breit, und man kann sie, wegen der ausgebrochnen Steine, leicht besteigen.

Was die Pyramiden anbelangt, welche sich im See Möris und im Labyrinth, in der Nachbarschaft von Arsinoe oder Krokodilopolis befanden, so scheint jezt keine derselben mehr vorhanden zu seyn, obgleich noch zu Strabo's und Plinius Zeiten die zum Labyrinth gehörige zu sehen war. Man müste ihre Trümmern in der Landschaft Fajum aufsuchen. Savary sahe am nördlichen Ufer des Birket-Carun eine Art von Vorgebirge, welches ehedem eine Insel gewesen zu seyn scheint, und auf demselben einige Ruinen, welche vielleicht Ueberbleibsel der Pyramiden im See Möris seyn können. Man hat sie aber noch nie genauer untersucht.

Die nördlichste und größeste Pyramide bei Dsyse kann am leichtesten bestiegen und untersucht werden; überdies fällt sie am meisten in die Augen: und daher kommt es auch, daß wir von ihr die genauesten Nachrichten haben, welche ich meinen Lesern hier in einem kurzen Auszug vorlegen will.

Die Reisenden, welche die Pyramiden, und besonders die größeste unter ihnen, besehen wollen, wählen hiezu gemeiniglich den Winter, nämlich die Zeit vom November bis in die Mitte des Aprils: denn im Sommer

mer ist es, theils wegen der Nilüberschwemmung sehr schwer zu den Pyramiden zu kommen, theils auch wegen der herumstreifenden Beduinischen Araber gefährlich. Die ganze Reise von Kairo aus, nebst dem Rückwege, kann in einem oder zween Tagen vollbracht werden. Unterwegs nimmt man ein paar Araber als Führer an, und reiset dann weiter, bis man an dem Fuße der großen Pyramide anlangt.

Die Höhe und Stufenzahl der größesten und nördlichsten Pyramide bei Dsyse, ist von Alten sowohl als neuen Schriftstellern sehr verschiedentlich angegeben worden. Was die Alten davon melden, habe ich zwar oben schon angeführt, es wird aber gut seyn, dieses summarisch zu wiederholen, um die Vergleichung mit den Messungen der neuern zu erleichtern. Es beträgt nämlich:

	Die Höhe der großen Pyramide	Die Breite jeder Seitenfläche am Fuße
nach Herodotus	800 Fuß	800 Fuß.
— Strabo	625 —	600 —
— Diodor	600 —	700 —
— Plinius	= = = = = = =	708 —
Unter den Neuern		
nach Prosper Alpin	625 —	750 —
— de Bruyn	616 —	704 —
— Thevenot	520 —	682 —
— Greaves	499 —	693 —
— Norden	500 —	= = = = = =
— Niebuhr	440 —	710 —
— Savary	517 —	= = = = = =

Die Anzahl der Stufen an der großen Pyramide beträgt

nach Albert Löwenstein	260
— Wansleben	206
— Belon	250
— Thevenot	208
— Maillet	208
— Greaves	207
— Pocock	212
— Savary	208

Diese Verschiedenheit in den Messungen ist leicht zu erklären. Schon Diodor sagt, daß ein großer Theil der Pyramiden an der Grundfläche im Sande vergraben sei; und diese Versandung muß nothwendig im Verlauf vieler Jahrhunderte immer mehr zugenommen haben. Der Sand ist überdies in der ganzen Gegend rings herum sehr flüchtig, und wird immerfort vom Winde bald angehäuft, bald wider zerstreut, und so kann es leicht geschehen seyn, daß einige Reisebeschreiber die Pyramiden bald höher bald niedriger gefunden haben, je nachdem gerade an dem Fuße derselben mehr oder weniger Sand angehäuft war, und je nachdem sie die Messung auf der östlichen oder auf der westlichen Seite unternahmen. Hiezu kömmt noch, daß gewiß nicht alle sich des nämlichen Fußmaaßes bedient haben. — Daß die Anzahl der Stufen nicht von allen Reisebeschreibern gleich angegeben wird, ist theils ebenfalls dem rings um die Pyramide sich anhäufenden Flugsande; theils auch dem Umstande, daß die Stufen hier und da ausgebrochen sind, zuzuschreiben.

Man sieht jezt weder an der großen Pyramide von Dsyse, noch auch an den übrigen Pyramiden einige Spuren von Hieroglyphen oder Inschriften, welche doch

doch zu Herodotus Zeiten, der sie als Augenzeuge beschreibt, an ihnen zu lesen waren. Wansleben, der die Pyramiden im Jahr 1672 besuchte, versichert noch hieroglyphische Figuren an einigen von ihnen gesehen zu haben, aber Pocock, Norden, Niebuhr und Savary, haben nichts, was Hieroglyphen ähnlich wäre, an ihnen gefunden. Ganz unrecht hat wohl Norden hieraus geschlossen, daß die Erbauung der Pyramiden in frühere Zeiten, als die Erfindung der Hieroglyphenschrift zu setzen sei. Denn nicht nur meldet Herodotus ausdrücklich, daß die große Pyramide des Cheops und die des Asychis Aufschriften gehabt haben, sondern es setzt auch der ganze Pyramidenbau, sein Endzweck mag gewesen seyn, welcher er immer wolle, seiner ganzen Beschaffenheit nach, vielerlei Kentnisse voraus, welche zum Theil erst nach Erfindung der Schriftzeichen haben statt finden können. Hieroglyphen sind, wie ich anderwärts in diesem Bande schon erinnert habe, die ersten und ältesten Schriftzeichen eines Volks, das erst seit kurzem aus dem Zustand der Wildheit und Barbarei heraus getreten ist; sie sind sogar, da, wo man ihren Gebrauch bei einem Volke findet, ein untrüglicher Beweiß, daß sich die Kultur noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe befinde: die Pyramiden hingegen und ihre ganze Einrichtung, lassen auf ein Volk schließen, das schon sehr beträchtliche Fortschritte in der Kultur, und besonders in den mechanischen Künsten, gemacht hatte. Hiezu kömmt noch folgender Umstand. Alle Pyramiden, soviel ihrer in Aegypten sind, stehen in der Nachbarschaft des alten Memphis, in einem Bezirk von höchstens fünf teutschen Meilen in der Runde, und man muß hieraus nothwendig schließen, daß sie eine gewisse Beziehung auf Memphis und auf die Könige, welche daselbst residirten, haben müssen. Memphis aber war die zwote Residenz der ägyptischen Könige, und wurde erst, nach-

dem diese Theben verlassen hatten, erbauet; wahrscheinlicherweise also sind auch die Pyramiden erst zu der Zeit, wo Memphis schon die Residenz der Pharaonen geworden war, aufgeführt worden. Theben hingegen war der erste und ursprüngliche Sitz der ältesten ägyptischen Dynastie, und da nun die sehr beträchtlichen Ruinen dieser Stadt, welche noch heut zu Tage von den Reisenden bewundert worden, ganz mit Hieroglyphen bedeckt sind, so ist wohl kein Zweifel mehr, daß die Erbauung von Memphis und folglich auch der Pyramidenbau in viel spätere Zeiten als die erste Erfindung der Pyramiden gesetzt werden müsse. —

Als etwas besondres verdient bemerkt zu werden, daß die vier Seiten der Pyramiden, vornehmlich der größesten unter ihnen, nach dem Zeugniß verschiedner Astronomen, die sie untersucht haben, genau gegen die vier Weltgegenden gekehrt sind. Man hat aus diesem Umstand schließen wollen, daß die Aegyptier große astronomische Kentnisse besessen haben müsten. Ob man dieses mit Recht aus der Orientirung der Pyramiden folgern durfte, will ich hier nicht entscheiden: auch habe ich schon an einem andern Orte gezeigt, was man überhaupt, nach meinem Bedünken, von den astronomischen Einsichten der alten Aegyptier halten, und wie viel man von den Lobsprüchen, welche ihnen deswegen ertheilt worden sind, abrechnen müsse. Beiläufig will ich nur erinnern, daß die genaue Uebereinstimmung der vier Seiten an den Pyramiden mit den vier Weltgegenden, welche sich bis auf unsre Zeiten, und also vielleicht nahe an 3000 Jahr hindurch unverändert erhalten hat, ein sehr überzeugender Beweiß gegen diejenigen ist, welche vorgeben, daß sich die Axe der Erde seit den ältesten Zeiten merklich verschoben habe.

Die

Die große Pyramide kann an der Nordseite am leichtesten erstiegen werden, und auf eben dieser befindet sich auch der Eingang, welche in ihr Inneres führt, ohngefähr bei der zwei und dreißigsten Stufe und hundert Fuß hoch über der Grundfläche. Zu Strabo's Zeiten war der Eingang in der Mitte der Pyramide, und da dieser Schriftsteller die Höhe der ganzen Pyramide auf 615 Fuß schäzt, so muß seit der Zeit, da er Aegypten bereiste, der Boden rings um die Pyramide herum, durch den Flugsand um mehr als hundert Fuß erhöhet, und ein eben so großer Theil der Pyramide verschüttet worden seyn.

Die Reisenden pflegen, wenn sie nebst ihren Führern an den Eingang der Pyramide gekommen sind, ihre Kleider abzulegen, weil es in dem Innern dieses Gebäudes unerträglich heiß ist. Weil immerfort von dem Winde vieler Flugsand herbeigeführt, und um den Eingang herum angehäuft wird, so muß man diesen, ehe man in die Pyramide geht, von den Arabern wegräumen lassen. Ist man durch den Eingang gekommen, so findet man eine Oefnung, die nur etwa anderthalb Fuß hoch, und 2 Fuß breit ist, durch welche man sich liegend von den Arabern muß ziehen lassen. Dieser Durchgang ist jedoch nur zwo Ellen lang, und führt zu einem geräumigern Platze, durch welchen man zu einem zweiten Gange kömmt, welcher deswegen merkwürdig ist, weil man daselbst das Innere der Pyramide ganz blos vor sich liegen sehen und wahrnehmen kann, daß sie inwendig ganz aus großen unbehauenen Steinen besteht, welche ohne Ordnung zusammengehäuft, und durch einen sehr festen Mörtel verkittet sind. Am Ende des zweiten Ganges ist ein Ruheplatz, und zu dessen rechter Seite eine Oefnung, durch welche man, vermittelst eines weiten Kanals, in dem man nach Art der Schorsteinfeger, die Arme und Knie gegen die Wän-

de

de gestüzt, hinaufsteigt, bis an den sogenannten Brunnen oder Schacht gelangt, der aber meines Wissens noch nie durchaus untersucht worden ist. Greaves schäzt seine Tiefe nur auf 20 Fuß. — Am Ende des Ruheplatzes nimmt der dritte Gang, der zum untersten Zimmer führt, seinen Anfang. Er geht in einer geraden Linie fort. Das unterste Zimmer ist inwendig ganz mit Schutt nnd Steinen bedeckt. Es ist gewölbt und ganz mit polirten Granit bekleidet. Man sieht darin eine sehr enge gewaltsam durchbrochne Oefnung, welche aber nicht gar tief hineingeht. Um weiter zu kommen, muß man durch den dritten Gang zurückgehen, an dessen vordern Ende man einen vierten Gang findet, welcher schräg aufwärts führt. Er ist sehr hoch, spizig gewölbt, und hat auf beiden Seiten Stufen. Er führt zu dem fünften Gange, welcher horizontal streicht. In dessen Mitte findet man ein kleines Zimmer, welches etwas höher aber nicht breiter als der Gang selbst ist. Am Ende dieses Ganges kommt man in das oberste große Zimmer, welches eben so, wie das vorige mit Granit ausgelegt, mit sieben ungeheuer großen Quadersteinen gedeckt, und länglich viereckig ist. Auf beiden Seiten desselben ist zwischen den Steinen eine ausgehauene Oefnung, welche vielleicht dazu bestimmt war, die Steine, womit man die Zimmer verschließen wolte, dahin zu ziehen und zum Gebrauch aufzubewahren. In diesem Zimmer steht eine viereckige steinerne leere Kiste, welche man insgemein für einen Sarg ausgiebt. An der Nordseite desselben ist ein tiefes Loch. Man sieht überdies auch in diesem Zimmer zween kleine Gänge, einen gegen Norden, den andern gegen Süden, es ist aber ungewiß, wie weit sie sich erstrecken, weil man des Schuttes wegen nicht durchkommen kann. Alle Gänge, durch welche man hindurch muß, sind übrigens, des polirten Marmors wegen, womit sie bekleidet

sind,

sind, außerordentlich glatt und schlüpfrig, und man würde sie gar nicht betreten können, wenn nicht von Schritt zu Schritt Löcher in den Steinen gehauen wären, in welchen man fußen kann.

Wenn man das Innere der Pyramide besehen hat, und auf dem nämlichen Wege, durch welchen man hineinging, wieder herausgekommen ist, so steigt man auswendig bis zum Gipfel hinauf. Die Stufen sind von verschiedner Höhe, einige zwei, andre wohl vier Fuß hoch, und es ist daher sehr beschwerlich hinauf zu klettern; man wird aber für diese Mühe durch die herrliche Aussicht, die man auf der Spitze findet, überflüßig belohnt. Hier sieht man sich in dem Mittelpunkt eines Raums, der, so weit nur das Auge reicht, mit ehrwürdigen Denkmälern des entferntesten Alterthums, mit Pyramiden, Begräbnißgrotten und Ruinen alter Tempel bedeckt ist. Gegen Abend und Mitternacht die Sandwüsten Libyens, gegen Morgen die Thürme der Moscheen von Kairo, und die Trümmer der alten arabischen Hauptstadt Fostat, gegen Mittag der Nil, unabsehbare Ebnen mit Getraide, und fruchtbaren Bäumen bedeckt, welche mit kleinen reizenden Büschen und Palmenwäldchen abwechseln. Es ist wohl kein Schauplatz in der Welt zu finden, wo der Kontrast zwischen den immer neu bleibenden Schönheiten der Natur und der Vergänglichkeit aller menschlichen Werke mehr in die Augen fiele, und zu ernsthaftern Betrachtungen Gelegenheit gäbe. — Auf der Spitze der Pyramide findet man eine Menge Namen eingegraben, welche die Reisenden zu ihrem Andenken hinterlassen haben. So sehnlich wünscht der Mensch seines Namens Gedächtniß auf die Nachwelt zu bringen, daß er diesem Wunsche selbst mitten auf einem Platze, wo ihn alles von der Nichtigkeit seines Beginnens überzeugen muß, nachhängt!

Die

Die große Pyramide bei Dsise ist höher als irgend ein andres Gebäude auf der Erde. Die Peterskuppel zu Rom, die Kuppel der St. Pauluskirche zu London und der Münsterthurm zu Strasburg, sind unstreitig die höchsten Gebäude in Europa. Der letztere übertrift noch die beiden erstern; seine Höhe beträgt 456 Pariser Schuh, also doch noch 60 Schuh weniger als die gegenwärtige Höhe der großen Pyramide, und 360 Schuh weniger als ihre anfängliche Höhe von 800 Fuß, welche ihr Herodotus zuschreibt. Und dennoch muß dieses größeste und kühnste unter allen Gebäuden, die je von Menschen aufgeführt worden, dem Bau eines Insekts nachstehen. Ich meine die sogenannten weißen Ameisen in Afrika. Diese Insekten, welche in einer Art von Republick, so wie die gemeinen Ameisen und die Bienen, beisammen leben, wühlen zehn bis zwölf Fuß hohe Erdhügel auf, deren Höhe also in Vergleichung mit ihren kleinen Baumeistern, die Höhe der größten menschlichen Gebäude um vieles übersteigt. Schäzt man die Größe einer weißen Ameise von der Klasse der Arbeiter auf $\frac{1}{4}$ Zoll, und die Länge eines Menschen auf 6 Fuß, so verhält sich ein Fuß Höhe bei den Gebäuden eines so kleinen Thiers eben so wie eine Höhe von 288 Fuß bei menschlichen Gebäuden. Diesem nach kann der ganze zehn Fuß hohe Hügel einer Republick weißer Ameisen mit einem Gebäude verglichen werden, welches 2880 Fuß, mithin über fünfmal höher, als die große Pyramide in ihrem gegenwärtigen Zustande ist, und, weil die Grundfläche des Hügels einen seiner Höhe gemäsen Umfang hat, den körperlichen Inhalt der Pyramide vielmal in sich fast. Bedenkt man überdies, daß der Bau jener Hügel in drei bis vier Jahren vollendet wird, und die große Pyramide erst in 20 Jahren hat aufgeführt werden können, so muß dieses Wunder der alten Welt, aus dem Gesichtspunkte

betrach-

betrachtet, sehr viel von seiner gerühmten Größe verlieren *).

Beim Herodotus findet sich kein Wort, woraus man schließen könte, daß er das Innere der großen Pyramide in Augenschein genommen habe. Nur durch Hörensagen will er wissen, daß Cheops daselbst begraben sei, daß sich unter der Pyramide verschiedne Gemächer, ein vom Nil aus eingeleiteter Kanal, und in demselben eine Insel befinde. Dieses Stillschweigen sowohl, welches der älteste Geschichtschreiber, in Ansehung ihres Innern, beobachtet, als auch der Umstand, daß man gegenwärtig an dem äußern Eingang der grossen Pyramide deutliche Merkmale einer gewaltsamen Erbrechung wahrnimmt, läßt mit Grunde vermuthen, daß diese Pyramide eben so, wie die meisten übrigen, welche noch unversehrt und ungeöfnet stehen, gleich nach ihrer Vollendung ganz verschlossen, und alle Zugänge von außen vermauert worden. Wahrscheinlicherweise also ist diese Pyramide von der Zeit ihrer Erbauung an, so lange als Aegypten eigne Könige hatte, verschlossen geblieben, und erst nachher, als das Land fremden Beherrschern unterwürfig ward, mit Gewalt geöfnet worden. Wenn aber und auf wessen Veranstaltung dieses letztere geschehen ist, kann nicht genau bestimmt werden. Die arabischen Geschichtschreiber melden zwar, daß der Kaliph Mahomet im Jahr 827 unsrer Zeitrechnung die Eröfnung der großen Pyramide unternommen habe, in der Hofnung, daß er daselbst einen großen Schatz finden würde. Andre sagen eben dieses vom Kaliphen Almaimon, welcher im neunten Jahrhundert regierte, und setzen hinzu, man habe nach Eröfnung

der

*) M. s. *H. Smeathman's* Account of the Termites or white Ants in Africa. 1781.

der Pyramide, gegen die äußerste Spitze zu, ein Gemach und in diesem einen holen Stein gefunden. Dieser Stein habe eine Bildsäule, und diese endlich den Körper eines Mannes enthalten, auf dessen Brust eine goldne und mit Edelsteinen besetzte Platte, auf dieser aber ein Schwerd von unschätzbarem Werthe gelegen habe. Zum Haupte dieses Leichnams habe man einen helleuchtenden Karfunkel von der Größe eines Eies und über selbigem eine Inschrift in unleserlichen Charaktern gefunden. Allein, wenn auch nicht schon dieser letzte wunderbare Zusatz die ganze Erzählung verdächtig machte, so sind doch andre Umstände, welche uns genugsam überzeugen, daß die große Pyramide nicht von den Arabern, sondern lange vor der Zeit, wo sie Aegypten im Besitz nahmen, eröfnet worden sei. Strabo meldet schon, daß sich an einer Seite der Pyramide ein Stein befinde, den man herausnehmen, und durch die Oefnung hineingehen könne. Plinius gedenkt des Brunnen oder Schachtes in eben dieser Pyramide, und Plutarch kannte das herrliche Echo, welches man in den Gemächern derselben findet. Beweise genug, daß der Eingang in die Pyramiden nicht erst seit der Zeit, wo die Sarazenen Aegypten erobert haben, offen stehen könne. — Der Baron Tott hat neuerlich behaupten wollen, die große Pyramide sei von jeher offen gewesen, allein darin hat er wohl Unrecht, denn alle Reisebeschreiber außer ihm, haben Spuren einer gewaltsamen Eröfnung bemerkt. Diese muß in der That mit sehr viel Beschwerlichkeit verknüpft gewesen seyn, und man kann kaum begreifen, wie diejenigen, welche eine so riesenmäßige Arbeit unternommen haben, so glücklich gewesen sind, gerade an dem Orte, und in der Richtung, welche sie allein am sichersten zu den innern Gemächern führen konte, durchzubrechen. Maillot hat in seinen Reisenachrchten von Aegypten eine umständliche Erklä-

Klärung über diesen Gegenstand gegeben, welche ich hier, zumal da sie auch einen deutlichen Begrif von dem Innern der großen Pyramide geben kann, meinen Lesern vorlegen will.

„Die Pyramide," sagt Maillet, „ist von ihren Baumeistern nicht nur auswendig mit behauenen Steinen bekleidet, sondern auch überall genau verschlossen und vermauert worden. Nur durch gewaltsame Mittel hat man sich in spätern Zeiten einen Zugang zu ihrem Innersten gebahnt."

„Spuren einer gewaltsamen Eröfnung bemerkt man gleich am äußern Eingang, wo man deutlich sieht, daß einige große Steine, welche ihn verschlossen, ausgebrochen worden sind. Diese Steine lagen über einem Kanal, welcher sehr steil abhängig ist, und in den Mittelpunkt der Pyramide führt. Er befindet sich in einer Höhe von hundert Fuß über der Grundfläche der Pyramide, ist hundert Fuß lang, und auf allen vier Seiten drei Fuß und drei Zoll breit. Er war vor seiner Eröfnung in seiner ganzen Länge mit dicht auf einander passenden Steinen ausgefüllt. Ueber der Oefnung, durch welche man zu diesem Kanal gelangt, sind in einer Höhe von neun bis zehn Schuhen, eine Menge großer Steine ausgebrochen, und schon hieraus erhellet, daß die Pyramide mit Gewalt erbrochen worden ist, weil man diese Steine einzig und allein in der Absicht, die Oefnung des Kanals zu finden, und zu Hinwegräumung der im Kanal selbst befindlichen Steine Raum zu haben, weggebrochen haben kann. Nachdem man dieses gethan, und die in dem Kanal vornher liegenden Steine ausgebrochen hatte, fand man weniger Schwierigkeit, die nächst folgenden Steine heraus zu bringen. Der Baumeister hatte ohne Zweifel, um die Eröfnung des Kanals zu erschweren, die Steine

wel=

welche ihn ausfüllten, mit einem festen Mörtel, sowohl unter sich als an den Wänden des Kanals, verkitten lassen, demohngeachtet brachte man es durch anhaltende Arbeit, und durch heißes Wasser, welches in den Kanal gegossen wurde, endlich so weit, daß der Mörtel gewältigt, und sodann die Steine herausgezogen werden konten. Es kann dieses auf keine andre Art geschehen seyn, weil die Wände des Kanals selbst gar nicht beschädigt sind. Man findet sie noch eben so glatt und polirt, als sie bei ihrer ersten Erbauung gewesen seyn müssen, ausgenommen, daß man, um das Hin- ein- und Zurückgehen zu erleichtern, am Fußboden des Kanals zwei bis drei Zoll tiefe Löcher in gleichen Entfernungen eingehauen hat. Ohne diese würde es unmöglich seyn, in den Kanal hinab und herauf zu steigen, da er so steil und so glatt ist.

„Dieser Kanal besteht ganz aus feinkörnigem, gelblichweißen und sehr harten Marmor (Granit). Einen von den ungeheuern Steinen, welche, um den Weg in die Pyramide zu finden, ausgebrochen worden sind, trift man noch auswendig am Eingang an, und die Reisenden, welche die Pyramide besehen wollen, pflegen auf selbigem zu essen. Alle Steine, aus welchen der erste sowohl, als die übrigen Kanäle der Pyramide bestehen, sind ohne Zweifel von der nämlichen Beschaffenheit, und eben so hart als derjenige, welcher am Eingange liegt. Im Innern der Pyramide aber ist es so dunkel, und die Wände sind von dem Fackeldampfe seit vielen Jahrhunderten so schwarz geworden, daß es unmöglich ist, die wahre Beschaffenheit der Steine genau zu beurtheilen. Man bemerkt blos, daß sie ungemein glatt polirt, außerordentlich hart, und so dicht zusammengefügt sind, daß man nicht einmal eine Messerspitze zwischen ihre Fugen bringen kann."

„Nach-

„Nachdem der erste Kanal eröfnet, und die Steine mit großer Mühe herausgebracht worden waren, fand sich eine neue Arbeit, welche noch viel größer und beschwerlicher als die erste war. Man muste nämlich die Steine heraus zu schaffen suchen, mit welchen ein andrer steil aufwärts gegen die Spitze der Pyramide gehender Kanal angefüllt war. Es kam vor allen Dingen darauf an, in dem eröfneten ersten Kanal den Ort zu finden, wo sich der zweite aufwärts steigende anfing. Endlich traf man diesen Ort, ob er gleich mit einem Steine so fest verschlossen war, daß sich von außen keine Spur einer Oefnung wahrnehmen ließ. Ohne Zweifel wurde man dadurch auf den rechten Weg geleitet, daß dieser Stein nicht so wie die vorhergehenden gerade in den ersten Kanal paßte, sondern vielmehr, wie man etwa durch Untersuchung der Fugen mit einem spitzigen Instrument finden konte, in Vergleichung mit dem ersten Kanal, schief abwärts geneigt war. — Der Anfang des zweiten Kanals fand sich in einer Entfernung von zehn Fuß vor dem Ausgang des ersten, und ohne Zweifel hatte der Baumeister diese Einrichtung deswegen so getroffen, damit diejenigen, welche ins Innere der Pyramide eindringen wolten, desto leichter getäuscht werden möchten. Den Stein, welcher den Eingang in den zweiten Kanal schloß, konte man nur mit sehr großer Mühe herausbrechen. Der Raum war sehr enge, und die Werkleute musten, auf dem Rücken liegend, über sich arbeiten, ohne ihre ganze Stärke gebrauchen zu können, weil sie sonst von dem Steine, der jeden Augenblick sich losgeben konnte, zerschmettert worden wären. Endlich gelang es, diesen Stein durchzubrechen und heraus zu bringen, allein man fand sogleich einen andern, und nachdem auch dieser herausgeschaft worden war, noch einen, welcher sich in die Tiefe des Kanals herabsenkte. Man sahe nun

wohl,

wohl, daß der ganze Kanal mit solchen locker und schräg liegenden Steinen ausgefüllt seyn müste, und daß man andre Maaßregeln ergreifen müste, um die Arbeit nicht allzulange aufzuhalten. Vor allen Dingen also suchte man die nachstürzenden Steine aufzuhalten, und eröfnete sich sodann mit Gewalt am Ausgange des untern Kanals, und rings um ihn herum, durch Ausbrechung der gemauerten Steine, einen Eingang, welcher ohngefähr vierzig Fuß lang und acht bis zehn Fuß breit und hoch ist. Diese Arbeit kostete unsägliche Mühe. Von da arbeitete man nun wieder rückwärts, und nach der linken Seite gegen den obern Kanal hin, aus dessen Seitenwänden man drei bis vier Steine losbrach, und sich dadurch eine funfzehn bis zwanzig Fuß weite Oefnung verschafte."

„Nunmehr muste man alle Steine, welche in dem obern Kanal lagen, nach einander herauszuschaffen suchen; und diese Arbeit war um desto schwerer und langwieriger, da nur ein einziger Mann dabei angestellt werden konte, und dieser nur einen Raum von drei Fuß und drei Zoll ins Gevierte zur Arbeit hatte. Man vermuthete indessen schon, daß sich außer der großen Menge von Steinen in diesem Kanal, noch oberhalb desselben in einem weitern Platze eine größere Anzahl finden könte, welche sogleich in den ausgeleerten Kanal nachstürzen würden. Der Baumeister der Pyramide hatte in der That Sorge getragen, auch durch diese Schwierigkeit jedem Neugierigen den Eingang in das Innere der Pyramide zu verwehren. Um sich daher einen Theil dieser Arbeit, die man vorher sah, zu ersparen, fuhr man nicht weiter fort, die Steine, welche in den Kanal herabglitten, einen nach dem andern zu zerbrechen und herauszuschaffen, sondern brachte eine Vorrichtung an, durch welche jedesmal der obere nachstürzende Stein

so

so lange aufgehalten wurde, bis man den vorliegenden untern zerbrochen hatte. Auf diese Art brach man nach und nach durch jeden einzelnen Stein in dem Kanal weiter fort, bis man endlich zu dem obern Ende desselben und zu einem leeren Platze kam, von welchem ich sogleich mehr melden werde."

„Uebrigens wurden durch die Gewalt, welche man anwenden muste, um die Steine, welche den Kanal verschloßen, herauszuschaffen, die Wände desselben dergestalt verunstaltet, daß er nunmehr, da er vorher viereckig gewesen war, beinahe rund wurde. Auch dieser Umstand beweist, daß man in dem Kanale selbst fortgearbeitet, und jeden einzelnen Stein, nachdem man zuvon eine Stütze vorgesetzt, besonders herausgebrochen habe: weil sonst nur der vorderste Theil des Kanals verunstaltet, der übrige Raum desselben aber noch eben so glatt und viereckig seyn würde, als er wirklich noch an einigen Stellen ist."

„Als man nunmehr an das äußerste Ende des Kanals gekommen war, so fand man, daß der oberste Theil desselben mangelte, und daß er daselbst nur dritthalb Fuß hoch war. Da sich indessen dieser Raum weiterhin auf beiden Seiten anderthalb Fuß weit ausdehnte, und auf jeder Seite drei Fuß breit ausgehölt war, so gab das dem Kanal an diesem Orte eine Breite von siebenthalb Fuß. Man fand an jedem Ende zwei Bänke oder Hervorragungen, welche dritthalb Fuß hoch und anderthalb Fuß breit sind, und von unten nach oben in gleicher Richtung mit dem ersten Kanal hundert und fünf und zwanzig Fuß fortlaufen. An dem äußersten Ende dieser Bänke und des Kanals findet man eine Platform, welche acht bis neun Fuß hoch, und so wie der ganze Raum über den Bänken siebenthalb Fuß breit ist. Aller drithalb Fuß hat man in den Bänken, von unten

bis

bis oben, längst der Mauer hin, Löcher eingehauen, welche einen Fuß lang, sechs Zoll breit und acht Fuß tief sind. Die Bestimmung derselben werde ich weiter unten anführen."

„Die Seitenwände des Kanals über den Bänken, sind fünf und zwanzig Fuß hoch. Unten her ist die Mauer zwölf Fuß hoch ganz senkrecht, alsdann wird sie durch vier Reihen Steine, wovon jede drei Fuß hoch ist, und drei Zoll vor der nächst darunter liegenden hervorragt, verengert, so daß von da bis zum Dach des Kanals nur noch vier Fuß sind. Das Dach ist flach, und ohngefähr eben so breit, wie die Vertiefung des Kanals zwischen den Bänken. Der Baumeister hatte den Kanal so hoch machen müssen, um die Steine, mit welchen dieser ausgefüllt werden solte, aufbehalten zu können."

„Wenn man durch den untern Theil des schräg-auflaufenden Kanals hinauf gekommen ist, so findet man auf der rechten Seite eine in der Mauer angebrachte Oefnung. Sie durchschneidet einen Theil der Bänke, und ist beinahe rund, drei Fuß hoch und drittehalb Fuß breit. Durch diese Oefnung steigt man in einen Brunnen oder Schacht hinab, dessen wahrscheinlichen Endzweck ich in der Folge bestimmen werde."

„Als man einmal in die obere Gallerie gekommen war, so fand man weiter keine große Schwierigkeit durch die in ihr befindlichen Steine zu brechen, weil eines Theils diese über den Seitenbänken lagen, andern Theils aber auch die größere Geräumigkeit der Gallerie die Anwendung der Brecheisen und Schlägel erleichterte. Nachdem man diese Arbeit geendigt, und die zerschlagnen Steine herausgeschaft hatte, untersuchte man den hintern Theil der Coulisse auf beiden Sei-

Seiten, und fand, daß die Steine, womit selbiger in der Weite von vierzehn bis funfzehn Fuß ausgefüllt war, nicht gerade unter den Bänken der Gallerie lagen. Es war nunmehr leicht, diese Steine wegzuschaffen, und nachdem dieses geschehen war, fand man eine Platform, welche zehn Fuß lang und eben so hoch war, an deren äußern Ende der Kanal weiter fortlief, und welche, am Eingang in die Gallerie, einen vierzehn bis funfzehn Fuß weiten dreieckigen Raum bildete. Zu gleicher Zeit entdeckte man unten an dieser Platform den Anfang eines Kanals, welcher drei Fuß und drei Zoll breit, und vorhin mit den Steinen, die man eben herausgenommen hatte, angefüllt gewesen war. Man errieth sehr bald, daß dieser Weg zu einem verborgnen Orte in der Pyramide führen müste, und beschloß ihn zu verfolgen. Da dieser Kanal in horizontaler Richtung fortlief, und man Raum genug zum Arbeiten hatte, so war es nicht schwer, die Steine, welche ihn ausfüllten, herauszuziehen, und in dem Platze am Eingang zu zerbrechen. Man fand diesen Kanal, nachdem er gänzlich eröfnet worden war, hundert und achtzehn Fuß lang, und durch ihn kam man zu dem untern gewölbten Zimmer der Pyramide."

Dieses Zimmer ist spitzig gewölbt, 17½ Fuß lang, und 15 Fuß und 10 Zoll breit. Man sieht daselbst in der Mauer gegen Morgen, eine drei Fuß tiefe Nische, welche acht Fuß hoch und drei Fuß breit ist. Ohne Zweifel hat in dieser Nische eine, nach ägyptischem Gebrauch, aufrechtgestellte Mumie gestanden. Vermuthlich war es die Mumie der Königin, deren Gemal die Pyramide hatte erbauen lassen. Dieser letztere ist, wie ich glaube, in dem obern Zimmer, welches

sich hundert Fuß über dem untern befindet, beigesetzt worden."

Als man zu dem untern Zimmer gekommen war, fand man zuletzt rechter Hand einen Stein, welcher am äußersten Ende eine drei Finger breite Hervorragung hatte. Diese Gestalt war ihm mit Fleiß gegeben worden, damit derjenige Stein, welcher den Kanal an seinem äußersten Ende verschloß, nicht in das Zimmer hineingeschoben werden könte, und dieser letztere war ohne Zweifel so behauen worden, daß er in jenen genau einpaßte."

„Ich kann mich von diesem Orte nicht entfernen, ohne eine merkwürdige Spalte zu erwähnen, welche ich am obern Theile des schrägaufsteigenden Kanals gefunden habe. Sie scheint die Wirkung eines Erdbebens, oder des allmäligen Sinkens eines Theils der Pyramide zu seyn. Außer ihr habe ich in dem ganzen Gebäude nichts ähnliches gefunden, so genau ich auch alles und besonders die Gallerie durchsucht habe." —

„Ohne Zweifel hat man sich eingebildet, daß unter dem ersten und untersten Zimmer, welches ich eben beschrieben habe, ein verborgner Schatz eingemauert seyn müste. Es erhellt dieses aus einer mit Gewalt erbrochnen Oefnung, durch welche man zwischen verschiedenen unebnen Steinlagern wohl fünf und zwanzig Fuß tief ins Innere der Pyramide hinabsteigen kann. Ein ähnlicher Versuch ist in dem obern Zimmer gemacht worden; wahrscheinlicherweise aber ist die unsägliche Mühe, welche man sich gegeben hatte, durch die felsenfeste Mauer zu brechen, gar nicht belohnt worden." —

„Nachdem man das untere Zimmer entdeckt und durchsucht hatte, so war noch übrig, auch dasjenige aufzusuchen, in welchem der König begraben seyn solte.

Es

Es muste sich dieses, wie man ganz richtig schloß, in gleicher Höhe mit dem Raume am obersten Ende der obern Gallerie, und gerade über dem untersten Zimmer finden. Man bemerkte wirklich am Ende des ebengedachten Raumes, einen ganz verschloßnen Kanal, welcher drei Fuß und drei Zoll breit und hoch war, und dieser muste nunmehr eröfnet werden. Es kostete unglaubliche Mühe, es so weit zu bringen, denn gleich der erste Stein, welcher den Kanal verschloß, war außerordentlich fest eingepaßt, so, daß man, um ihn zu gewältigen, erst den über ihm liegenden Stein durchbrechen muste. Man brachte ihn endlich heraus, und so auch einen zweiten, wodurch ein Raum von achthalb Fuß in der Länge eröfnet wurde. Man wolte nun weiter fort arbeiten; allein hinter jenen beiden Steinen fand man nun einen dritten, welcher nicht herausgebrochen werden konte, weil er viel höher und breiter als die Oefnung des Kanals war. Dieser Stein war das letzte Hülfsmittel gewesen, welches der Baumeister angewendet hatte, um den Eingang in das Begräbnißzimmer des Königs, welches nur zwölf Schritt weit von da entfernt war, zu erschweren. Demohngeachtet ließen sich diejenigen, welche an die Eröfnung der Pyramide schon so viele Mühe gewendet hatten, dadurch nicht abschrecken. Sie machten sich mit Meißeln und Hämmern an diesen Stein, und brachten es endlich nach einer sehr langwierigen und mühsamen Arbeit dahin, daß sie ihn ganz zermalmten. Er muß sechs Fuß lang, vier breit und fünf bis sechs Fuß hoch gewesen seyn, weil man an eben diesem Orte einen funfzehn Fuß hohen Raum findet, welcher sich gegen die Gallerie hin, in einer Höhe von acht Fuß, bis auf vier Fuß erweitert. Dieser Raum stößt an eine Oefnung in dem obern Queerkanal, welcher anderthalb Fuß breit und in einer Entfernung von zwei Fuß vor dem eben-

gedachten großen Steine sich befindet. Ich werde die Absicht dieser Vorrichtung weiter unten erklären."

„Ueber diesem Raum sah man in der Mauer auf beiden Seiten eine Vertiefung in der Mauer, welche ohngefähr einen Fuß tief, und eben so hoch war. Diese Vertiefungen waren vermuthlich angebracht worden, um die Werkzeuge stellen zu können, vermittelst welcher der große Schlußstein bis zu der Zeit, wo man ihn fallen lassen wolte, in der Schwebe erhalten wurde. Die anderthalb Fuß weite Oefnung in dem Kanal, zwei Fuß vor dem großen Steine, war bestimmt, um den Werkleuten, nachdem sie den Stein herabgelassen hatten, einen Platz, wohin sie sich zurückziehen konten, zu verschaffen, und sie wurde nachher durch einen dicht passenden Stein verschlossen. An diesem letztern hatte man vermuthlich zwei eiserne Ringe, und an denselben zwei Ketten befestigt, welche mit ihrem andern Ende einen noch größern und in der Höhe schwebenden Stein hielten. Durch Niederdrückung des untern Steines wurde sodann der mit ihm durch Ketten und Seile zusammenhängende große Stein, welcher den Kanal verschliessen solte, herabgezogen, und kam nunmehr in eine Vertiefung dergestalt zu liegen, daß er von einem tief herabgehenden Steine obenher umfaßt wurde."

„An den Seitenwänden des Kanals, welcher mit dem großen sechs Fuß langen und vier Fuß breiten Steine fast ausgefüllt war, sieht man verschiedne, drei Zoll tiefe Kanneluren oder Vertiefungen, deren Bestimmung gewesen ist, die Herabsenkung jenes großen Steines zu erleichtern, und ihn zugleich desto genauer einzupassen und zu befestigen. Auch hieraus sieht man, wie viel Mühe sich der Baumeister der Pyramide gegeben hat, die Entheiligung dieses Monuments, und die Entdeckung des königlichen Begräbnißzimmers zu ver-

verhindern. — Jederman, wer nur das Innere der Pyramide mit Aufmerksamkeit betrachtet, wird sich überzeugen, daß man bei der Verschließung derselben nicht anders, als ich hier gemuthmaßt habe, verfahren haben kann, und zugleich die außerordentliche Kunst, welche der Baumeister, besonders in dem lezrgedachten kleinen Raume von neun Schuhen, angewendet hat, bewundern müssen.“

„Nachdem man endlich mit vieler Mühe und stückweise den großen Stein, welcher den obern Queerkanal füllte, ausgebrochen hatte, so kam man endlich zu dem lezten Steine, welcher den Eingang zum königlichen Begräbnißzimmer verschloß. Dieser war bald herausgebracht, und man kam nunmehr in dieses so geheimnißvoll versteckte, und mit so vieler Sorgfalt verwahrte Gemach. Die Decke desselben ist flach und besteht aus neun Steinen, von welchen die mittelsten sieben, vier Fuß breit und mehr als sechszehn Fuß lang sind. Sie ruhen an ihren beiden Enden auf der östlichen und westlichen Mauer des Zimmers. Von den übrigen beiden Steinen an der nördlichen und südlichen Seite kann man nur die halbe Breite, nämlich zwei Fuß sehen, der übrige Theil derselben ist längsthin durch die Mauern, auf welchen sie ruhen, versteckt. — Ich will nicht entscheiden, was man eigentlich in diesem Zimmer gefunden habe, denn die Geschichte meldet uns nichts davon, sie nennt nicht einmal den Namen des Verwegnen, der mit unsäglicher Mühe dieses Denkmal des grauen Alterthums hat eröfnen lassen. Von alle dem, was dieses Zimmer vielleicht enthalten haben kann, sieht man jezt weiter nichts, als eine Kiste von Granit, welche acht Fuß lang und vier Fuß breit und hoch ist. Man hat sie bei der Erbauung der Pyramide, ehe diese noch obenher geschlossen wurde, hineingebracht,

und

und sie scheint sich blos deswegen bis auf unsre Zeiten erhalten zu haben, weil sie nicht ganz herausgebracht werden konte, und wenn man sie in Stücken zerschlagen hätte, zu weiter nichts brauchbar gewesen wäre. Diese Kiste muß, wie man an der Beschaffenheit ihres Randes sieht, einen Deckel gehabt haben, welcher aber bei der Eröfnung derselben zerbrochen worden ist. Ohne Zweifel enthält sie den Leichnam des Königs, welcher noch überdies, nach dem Gebrauch der alten Aegyptier, in zwei oder drei Särgen von kostbarem Holze eingeschlossen gewesen seyn mag. Wahrscheinlicherweise befanden sich in diesem Zimmer noch verschiedne andre Kisten oder Sarkophagen, welche die Leichname derjenigen enthielten, die zugleich mit der königlichen Leiche als Wächter und Gesellschafter derselben eingeschlossen worden waren."

„Ich bin wirklich überzeugt, daß man zu der Zeit, wo die königliche Leiche in dem obern Zimmer beigesezt wurde, zugleich einige Personen mit hineingebracht habe, welche nie wieder herauskommen durften, und um ihrem verstorbenen Fürsten Gesellschaft zu leisten, mit ihm lebendig begraben wurden. Zu Bestätigung dieser Meinung kann folgender Umstand dienen. In der Mitte dieses Zimmers, welches 32 Fuß lang, 19 hoch und 16 Fuß breit ist, sieht man zwei Löcher, welche einander gerade gegenüber und vierthalb Fuß hoch über dem Boden in der Mauer angebracht sind. Das eine sieht gegen Norden, ist einen Fuß lang, und acht Zoll hoch, und geht in gerader Linie durch die Mauer der Pyramide, bis an ihre äußere Fläche fort. Dieses Loch ist gegenwärtig in der Tiefe von fünf bis sechs Fuß mit Steinen versezt. Die andre gegenüber befindliche Oefnung, ist vollkommen rund, und so weit, daß man beide Fäuste hineinbringen kann. Sie wird

in

in der Mauer ohngefähr einen Fuß weit und kommunizirt mit einem Gange, welcher sich unterwärts im Innern der Pyramide verliert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man diese beiden Oefnungen oder Löcher, blos um der Personen willen, die mit der Leiche des Königs eingemauert wurden, angebracht habe. Die erstere war bestimmt, ihnen frische Luft zu verschaffen, und durch sie wurden sie auch mit Nahrungsmitteln und andern Bedürfnissen versorgt, welche man ihnen vermuthlich in einem Kästchen, das mit Stricken und Rollen gezogen wurde, hineinschob. — Das zweite Loch war bestimmt den Unrath wegzuschaffen, welcher durch selbiges in einen tiefen Schlott zwischen den Mauern der Pyramide herabfiel. — Es verdiente übrigens schon die Mühe, auswendig an der Pyramide den Ort aufzusuchen, wo, nach meiner Vermuthung, die erstgedachte Oefnung sich endigen muß, und man würde, wenn sie sich wirklich fände, dadurch mit völliger Gewißheit überzeugt werden, daß nebst der Leiche des Königs, auch lebendige Personen mit eingemauert worden seyn müssen. — Wahrscheinlicherweise hat man diese Personen, ehe man die Pyramide verschloß, mit Särgen versorgt, in welchen sie einander nach der Reihe, so wie sie abstarben, beisezten, bis auf die zulezt übrig bleibende, welche niemand haben konte, der ihr diesen lezten Dienst leistete."

„Ich habe nunmehr, so viel mirs möglich war, die Art und Weise erklärt, wie man etwa, meiner Vermuthung nach, bei Eröfnnng der großen Pyramide zu Werke gegangen seyn mag: ich muß nunmehr auch einen Zweifel zu heben suchen, der meinen Lesern vielleicht bei dieser Erklärung aufstoßen könte. Es entsteht nämlich die Frage, wo man denn in der Pyramide all die großen Steine aufbewahrt haben könne, welche man

brauch-

brauchte, um die sämtlichen Kanäle, Gallerien und Zugänge zu verschließen, und wie die Werkleute selbst, ehe sie herausgingen, die Verstopfung aller dieser Kanäle bewerkstelligt haben mögen? Diese Frage verdient allerdings Aufmerksamkeit und genaue Beantwortung."

„Ich habe schon oben erinnert, daß man in den Bänken, auf beiden Seiten des Kanals, welcher sich in der hundert und vier und zwanzig Schuh langen Gallerie befindet, senkrechte Vertiefungen oder Falzen (mortaises) jede einen Fuß lang, sechs Zoll breit und acht Zoll tief ausgehauen habe. Diese Vertiefungen stehen einander gerade gegenüber, und jede ist dritthalb Fuß weit von der andern entfernt. Man hatte sie bei Anlegung der Gallerie deswegen angebracht, um in jede eine hölzerne Pfoste stellen zu können, die einen Fuß breit und dick, und drei bis vier Fuß lang war. An diesen Pfosten hatte man unten an jedem Ende sechs Zoll in der Breite und acht Zoll in der Dicke weggeschnitten, damit sie genau in die Falzen paßten. Sie unterstützten zusammen ein Gerüste, auf welchem die Steine lagen, die zur Ausfüllung der Gänge und Kanäle im Innern der Pyramide aufbewahrt wurden. Obenher hatten sie noch andre Vertiefungen, in welchen große Pfosten der Länge nach lagen. Diese hatten wiederum Falzen, so wie die Seitenbänke der Gallerie, und in diesen Falzen lagen dicht an einander paßende Queerbalken, wovon jeder siebenthalb Fuß lang und einen halben Fuß dick war. Auf diese Queerbalken nun wurden die Steine zur Ausfüllung gelegt. — Ich habe oben gesagt, daß die Bänke auf beiden Seiten der Gallerie dritthalb Fuß hoch sind, und hier nehme ich an, daß sich das Gerüste drei Fuß hoch über den Bänken befunden habe: es betrug also die Höhe des Raums vom Fußboden der Gallerie zwischen den Seitenbänken,

bis

bis zum Gerüste, gerade sechsthalb Fuß, und war also groß genug, daß die Arbeiter darinn aufgerichtet hin und her gehen konten."

„Ich habe oben die Höhe des ganzen Raums, vom Fußboden der Gallerie zwischen den Seitenbänken bis an ihre Wölbung, auf $27\frac{1}{2}$ Fuß berechnet. Vom Fußboden bis an das Gerüste rechne ich ohngefähr sechs Fuß Höhe. Es blieb also noch über dem Gerüste ein Raum von ein und zwanzig Fuß Höhe übrig, in welchen man vier Reihen Steine, jede vierthalb Fuß hoch, legen, und dann doch noch oben drüber einen leeren Raum, sieben Fuß hoch, übrig behalten konte. — Drei solche Reihen Steine waren aber schon vollkommen hinreichend, um alle die Kanäle und Gänge zu verschliessen, welche jezt geöfnet sind. Es kann seyn, daß sich im Innern der Pyramide noch andre bis jezt unentdeckte und verschloßne Gänge befinden, weil man in der Gallerie auf dem Gerüste sehr leicht vier und sogar fünf Lagen Steine hat aufbewahren können, wie meine Berechnung sehr wahrscheinlich macht. Ohne diese Absicht anzunehmen, kann man sich schwerlich erklären, warum der Baumeister die große Gallerie so hoch gemacht habe, da sonst natürlicherweise die Höhe derselben und die Größe ihres innern Raums der Festigkeit des ganzen Gebäudes nachtheilig seyn muste."

„Ich will inzwischen nur bei den wirklich bekanten und jezt eröfneten Kanälen stehen bleiben, und nach ihrem innerm Raum die Menge der Steine, welche zu ihrer Ausfüllung erforderlich waren, berechnen. Der äußere schief von der äußern Oefnung der Pyramide nach innen abwärtssteigende Kanal ist von außen her mit Steinen verschloßen worden, da man sich hingegen zu Verschließung der übrigen Gänge, derjenigen Steine, welche auf dem Gerüste in der großen Gallerie la-

gen,

gen, bedient hat. Ich nehme daher an, daß man, um die innern Kanäle zu verstopfen, nur drei Lagen Steine gebraucht habe, welches sich aus folgender umständlicher Berechnung ergeben wird."

„Um den Kanal, welcher zum königlichen Begräbnißzimmer führte, und mit der Platform am obern Ende der Gallerie in gleicher Richtung fortlief, ausfüllen zu können, brauchte man eine Masse von Steinen, welche vierzehntehalb Fuß lang war. Man nahm daher zuvörderst von dem Gerüste einen sechs Fuß langen Stein herab, welcher in den Kanal bis an den Eingang des Zimmers geschoben, und daselbst durch den inwendig um zwei Zoll erhöheten Fußboden aufgehalten wurde. Hierauf ließ man den sechs Fuß langen Stein, welcher, wie ich oben gemeldet habe, zuvor in einer Seitennische gestanden hatte, in den Kanal herabfallen. Die Arbeiter zogen sich sodann von diesem Orte zurück, und vermauerten die Nische, in welcher der Stein gestanden hatte, und nunmehr ließ man von dem Gerüste zween andre achthalb Fuß lange Steine herab, durch welche der Kanal gänzlich verschlossen wurde."

„Um die Ausführung aller dieser Arbeiten zu erleichtern, hatte man wahrscheinlicherweise hinten in der Mauer am obern Ausgang der Gallerie und dem Gerüste gegenüber, einen sehr starken eisernen Haspen mit einem großen Kloben befestigt, vermittelst dessen die Arbeiter einen Stein nach dem andern herabziehen konten, und die Steine selbst waren in diesem Fall mit großen eisernen Ringen versehen, durch welche die Klobenseile giengen. Auf diese Art konte man die Steine auf die Platform herab, und von da weiter, wohin man wolte, bringen."

„Nach-

„Nachdem man auf diese Art den ersten und obersten Kanal verschlossen hatte, so verschloß man auch denjenigen, welcher in horizontaler Richtung und in einer Länge von hundert und achtzehn Fuß zum Gemach der Königin führt. Es war dieses eben nicht schwer; man durfte nur die Steine, einen nach dem andern hineinschieben. Hierauf nahm man noch so viel Steine vom Gerüste herab, als nöthig war, den Eingang in diesen Kanal und den dreieckigen Raum vor demselben zu verschließen. Es folgte nunmehr der untere schief aufwärtssteigende Kanal, zu dessen Verschließung so viel Steine von dem Gerüste herabgenommen wurden, als nöthig war, um einen hundert Fuß langen Raum auszufüllen. Zulezt ließ man noch die übrige, hundert und vier und zwanzig Fuß lange Lage von Steinen herab, durch welche der Kanal, welcher mitten in der großen Gallerie zwischen den Seitenbänken aufwärts läuft, ganz verstopft wurde. Der lezte Stein, welcher am vordern Ende diesen Kanal schloß, wurde durch eine vier bis fünf Zoll hohe Hervorragung am Eingang desselben aufgehalten.“

„Man wird vielleicht die Theorie, welche ich hier von der Verschließung der Kanäle in der Pyramide, und von der Bestimmung der großen Gallerie in derselben gegeben habe, ziemlich neu, aber auch sehr gewagt finden: man wird sie wohl gar für eine bloße Chimäre und eitle Erfindung ansehen. Ich verlange nicht, daß man mir unbedingten Glauben beimesse, auf alle Fälle aber wird man mir doch die Wahrscheinlichkeit meines Systems nicht absprechen können, und gestehen müssen, daß die ganze Sache, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, mehr Deutlichkeit und helleres Licht erhält. Ich gehe aber noch weiter, und behaupte wohlüberlegt, daß niemand, der das Innere der Pyramide mit Aufmerk-

samkeit betrachtet, und meine Erklärungen dagegen hält, an der Wahrheit derselben wird zweifeln können. Nach so vielen Untersuchungen und Betrachtungen, die ich über das Innre der Pyramide angestellt habe, muß ich kühnlich versichern, daß sich die Verschließung der Pyramide schlechterdings auf keine andre Art als möglich denken läßt. Ich bemerke zuvörderst, daß es, nachdem die Pyramide schon vollendet, jeder Gang ausgemauert und die Gallerie selbst gewölbt war, gar nicht möglich gewesen seyn würde, Steine von der erforderlichen Größe von außen hinein zu schaffen. — Man sieht vielmehr, daß der Baumeister gleich vom Anfang auf weiter nichts bedacht gewesen ist, als wie er verhindern möchte, daß man diejenigen Steine, womit er die Gänge verschließen ließ, jemals herausbräche. Diese Absicht zeigt sich besonders sehr deutlich an der langen Coulisse am Boden der Gallerie. Diese kann keine andre Bestimmung gehabt haben, als um durch sie die Steine, welche den innern Kanal verschliessen solten, weiter fortzuführen. Die Hervorragung an dem obern Theile der Coulisse giebt, wie es scheint, zu erkennen, daß sie ebenfalls mit Steinen ausgefüllt worden, und ihre außerordentliche Glätte und Politur bestätigt diesen doppelten Endzweck noch mehr. Ihre Länge ist dem inwendigen Kanal genau angemessen, und dieser ist zum Theil noch jezt verschlossen, nämlich da, wo er mit dem äußern Kanal einen Winkel macht. Man hat auf diesem wahren Wege nicht in die Pyramide eindringen können, und ist daher genöthigt gewesen, diesen Ort zu umgehen, und auf der Seite durchzubrechen, bis man wieder auf den Kanal traf, aus welchem man sodann die Steine mit leichtrer Mühe herausbringen konte. Von dieser gewaltsam durchbrochnen Oefnung an, finde ich den Kanal in seiner ganzen Länge verunstaltet, und daraus sehe ich, daß man hat

Ge-

Gewalt brauchen müssen, um ihn zu öfnen, und daß man die Steine, mit welchen er ausgefüllt war, in dem Kanale selbst zerbrochen hat. Eben daraus schliesse ich auch, daß der ganze Kanal zwischen den Seitenwänden der Kanäle mit Steinen muß ausgefüllt gewesen seyn, welche, einer nach dem andern, so wie man einen heraus genommen hatte, vorrückten und den ausgeleerten Raum wieder versetzten. Es ist sogar zu vermuthen, daß diejenigen, welche die Pyramide erbrochen, von dieser ganzen langen Reihe hinter einander liegender Steine, etwas gewust haben müssen; denn wär sie ihnen unbekant gewesen, so würden sie sich ohne Zweifel damit begnügt haben, die Steine, welche in der gewaltsam durchbrochnen Oefnung des Kanals befindlich waren, heraus zu schaffen. Diese Arbeit wäre ungleich leichter gewesen: und wenn sie also einen andern Weg einschlugen, so geschahe das allem Ansehen nach blos deswegen, weil sie wusten, daß sich in der obern Gallerie Steine befänden, welche, so wie man den untern Kanal ausleerte, weiter vorrücken würden."

„Ich habe schon angemerkt, daß es vielleicht in dem Innern der Pyramide andre verschloßne Zugänge, die man noch nicht entdeckt hat, geben könne. Nicht ohne Grund hat man deswegen Nachsuchung gethan: unglücklicherweise aber hat man sie im Fußboden der beiden Begräbnißzimmer zu finden geglaubt. Wenn es außer den schon bekanten Kanälen noch einen andern im Innern der Pyramide giebt, so muß selbiger ohne Zweifel zwischen beiden Zimmern und sein Eingang um die Mitte der Coulisse der obern Gallerie zu finden seyn."

„In dem dreieckigen Raume, wo der untere aufsteigende Kanal, die Gallerie, und der horizontal laufende Kanal zusammenstoßen, sieht man an der hinter-

sten senkrechten Mauer verschiedne eingehauene Vertiefungen, welche den Arbeitern statt einer Stiege gedient haben mögen, wenn sie aus dem horizontalen Kanal in die Gallerie, oder aus dieser in jenen steigen wolten. Ich habe schon oben erinnert, daß ein Mensch in der Coulisse der Gallerie unter dem Gerüste aufrecht stehen konte. Ohne Zweifel waren an den Pfeilern, welche das Gerüste trugen, Seile befestigt, an welchen sich die auf- und absteigenden, um nicht zu gleiten, festhalten konten. Diese Seile dienten, theils den Werkleuten bei ihrer Arbeit, um sich daran zu halten, theils auch denjenigen, welche den königlichen Leichnam in das Begräbnißzimmer geleiteten, und den Personen welche bei der Leiche lebendig mit vermauert wurden."

„Alle hier angeführte Umstände geben meiner Muthmasung, daß man alle Kanäle in der Pyramide, durch Steine, welche in ihrem Innern aufbehalten wurden, ausgefüllt habe, einen Grad von Wahrscheinlichkeit, der sehr nahe an Gewißheit gränzt."

„Nachdem man nunmehr an alle diese Arbeiten die lezte Hand gelegt hatte, so fehlte weiter nichts, als daß nunmehr die Arbeiter sich wieder herausbegaben, wenn sie nicht etwa noch vorher das Holzwerk vom Gerüste weggenommen, und in Stücke zerbrochen, durch die Oefnung, welche ihnen zum Ausgang diente, herausgeschaft haben. Der Weg aber, den sie nahmen, um aus der Pyramide herauszukommen, war kein andrer, als der Schacht oder Brunnen, welchen man, wie ich oben gemeldet habe, rechter Hand am Eingange in die Gallerie findet. Dieser geht fast senkrecht in die Pyramide herab, neigt sich aber hernach ein wenig seitwärts nach Art eines Winkelhaken oder eines hebräischen Lamed. — Ohngefähr sechzig Fuß weit von der Oefnung, findet man in diesem Kanal eine viereckige

Oef-

Oefnung, durch welche man in eine kleine, im Felsen eingehauene Grotte kömmt. Der Felsen besteht an diesem Orte nicht aus festem Steine, sondern aus grobem Sande, dessen Körner sehr fest mit einander verkittet sind. Diese Grotte ist von Osten gegen Westen ohngefähr funfzehn Fuß lang, und führt in einen zweiten sehr steil abhängigen und fast senkrechten Gang, welcher ebenfalls in dem Felsen ausgehauen, und zwei Fuß und vier Zoll breit, dritthalb Fuß hoch und hundert drei und zwanzig Fuß lang ist. Am Ende desselben ist weiter nichts zu sehen, als Sand und Steine, die entweder mit Fleiß hinabgeworfen, oder von selbst heruntergefallen sind. Ich bin überzeugt, daß dieser ganze Schacht einzig und allein dazu bestimmt gewesen ist, den Arbeitern einen Ausweg zu verschaffen. Seine ganze Beschaffenheit, seine Engigkeit und Tiefe, sein steiler und winklicher Lauf giebt das genugsam zu erkennen Der Ausgang selbst konte vielleicht erst nach mancherlei krummen Seitenwegen, und nachdem man wohl gar erst wieder ein Stück aufwärts gestiegen war, gefunden werden, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß man auch über diesem Schachte ein Magazin von Steinen gehabt haben könne, welche man, nachdem die Arbeiter heraus waren, vermittelst irgend einer mechanischen Vorrichtung in die Tiefe herabfallen ließ, und solchergestalt auch diesen Weg zur Pyramide auf immer verschloß. Es ist keine Spur zu finden, daß man diesen Weg mit Gewalt zu eröfnen gesucht habe: es sei nun, daß man ihn nicht gekant hat, oder daß er zu enge war, als daß man darin hätte arbeiten können. Man hat sich den Eingang in die Pyramide einzig und allein auf dem Wege gebahnt, durch welchen, allem Vermuthen nach, der königliche Leichnam und dessen Todesgefährten hineingebracht worden sind."

„Man

„Man darf übrigens nicht glauben, daß alle Werkleute, welche beim Bau der Pyramide angestellt gewesen, von ihrer innern Einrichtung auf gleiche Art und ganz genau Wissenschaft gehabt haben, und daß jeder, der die Pyramide vor ihrer Verschließung etwa besucht haben mag, sogleich einen deutlichen Begrif von ihren Geheimnissen bekommen habe. Wahrscheinlicher ist es, daß nur die Vorsteher des ganzen Baues, oder doch überhaupt nur wenige Personen um alles gewust haben. Die Arbeiter selbst waren vermuthlich lauter solche Leute, auf deren Verschwiegenheit man rechnen konte, und welche man, nach Verhältniß der Dienste und der Treue, die man von ihnen verlangte, mit einem hinreichenden lebenslänglichen Unterhalt belohnte.“ —

So weit Maillets Betrachtungen, oder, wenn man lieber will, Hypothesen über die Verschließung und gewaltsame Eröfnung der großen Pyramide. Ich wünsche, daß ihn die Leser in meiner Uebersetzung ganz fassen mögen, so weit es wenigstens, ohne seinen Grundriß der Pyramide vor sich zu haben, möglich ist *). Daß diese Erklärung oder Hypothese viel Scharfsinn und aufmerksame Forschung von Seiten ihres Urhebers zu erkennen gebe, wird jeder Leser mit mir sehr willig gestehen; ob sie aber auch eben so wahr und gegründet sei, das wage ich nicht zu entscheiden; denn entscheiden kann hier nur, wer das Innere der Pyramide selbst in Augenschein genommen hat. Savary versichert jedoch, bei genauer Vergleichung dieses Gebäudes mit der Mailletschen Erläuterung, diese leztere im Ganzen sehr wahrscheinlich, und in einigen einzelnen Umständen fast gewiß befunden zu haben.

Zu

*) Um das Buch nicht zu vertheuern, hat der Verleger diesen Mailletschen Grundriß nicht beifügen wollen.

Zu welchen Gebrauch solten nun aber alle diese ungeheuern Gebäude, diese Pyramiden dienen, welche die alten Aegyptier mit unsäglichem Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten, vielleicht selbst von Menschenleben, in so großer Anzahl aufgeführt haben? Diese Frage, welche mir meine Leser vorlegen werden, ist seit zweitausend Jahren schon sehr oft aufgeworfen, beantwortet, und doch, wie mich dünkt, noch nie ganz befriedigend entschieden worden. Der Pyramidenbau ist aller Wahrscheinlichkeit nach, viel älter als die ersten Geschichtsbücher, vielleicht noch älter, als wir ihn oben, nach Herodots Zeugniß, angegeben haben. Die Priester, bei welchen sich Herodotus und spätere Reisenden wegen der Pyramiden und ihrer Bestimmung erkundigten, waren von dem, warum man sie fragte, entweder wirklich unterrichtet, oder nicht. Im erstern Falle ist es noch immer ungewiß, ob sie den Fremden die Wahrheit sagen wolten, oder ob sie ihnen nicht vielmehr nach ihrer löblichen Gewohnheit, überall Geheimnisse vermuthen zu lassen, und alles was ihre Nation anging, zu übertreiben, Mährchen statt wahrer Geschichte verkauften. Wusten aber die Priester selbst von der Bestimmung der Pyramiden nichts, wie das sehr leicht der Fall gewesen seyn kann, so schämten sie sich ihre Unwissenheit den Fremden zu gestehen, und suchten sich mit Erdichtungen, so gut sie konten, aus der Sache zu helfen. Der Verfasser dieses Buchs hat bei Besichtigung mancher Sammlungen verschiedner Art, mancher Alterthümer, Reliquien und Kirchenschätze Gelegenheit genug gehabt, die Zunft der Ciceronen und ihre verschiednen Klassen, so ziemlich kennen zu lernen, aber noch nie hat er einen gefunden, den eine Frage in Verlegenheit gesetzt, oder zu dem offenherzigen Geständniß seiner Unwissenheit genöthigt hätte, wenn diese sich gleich durch die Beschaffenheit der Antwort selbst noch

so deutlich offenbarte. Erklärungen und Antworten stehen dieser Klasse von Leuten allezeit zu Gebote; man kann ihnen kein Fragstück vorlegen, wozu die Antwort nicht in ihrem Katechismus stünde. Eben so verhielt sichs denn vielleicht auch mit den ägyptischen Priestern, mit den Ἐξηγηταῖς, welche die reisenden Griechen herumführten, und in der That kann man von Leuten, welche Gaukler und Jongleurs von Profession waren, geheimnißvolle Zurückhaltung und Pralerei bei Dingen, welche sie wusten, und dreiste wortreiche Erklärung solcher Dinge, die sie nicht wusten noch verstanden, mit vieler Wahrscheinlichkeit, und ohne ungerecht zu seyn, argwohnen. Daher ist es denn wohl auch gekommen, daß selbst diejenigen alten Schriftsteller, welche Aegypten und die Pyramiden als Augenzeugen beschreiben, in ihren Erzählungen von den Erbauern und dem Endzweck dieser kolossalischen Gebäude so merklich von einander abweichen, oder auch zum Theil so sehr gegen alle Wahrscheinlichkeit verstoßen, daß man nicht umhin kann, ihre Nachrichten sehr verdächtig zu finden. Wüsten wir nur mit einigem Grade von Gewisheit zu sagen, wenn man die große Pyramide eröfnet, und was man eigentlich in ihren Innern gefunden habe, so würden wir freilich auch von der Bestimmung dieser und aller andern Pyramiden, wenigstens von einer Bestimmung derselben, mit ziemlicher Genauigkeit urtheilen können. Aber eben davon wissen wir so wenig, daß uns auch sogar die Zeit, wo die Pyramide aufgebrochen worden, und der Name desjenigen, der die Eröfnung derselben veranstaltet hat, völlig unbekant geworden ist.

Alles, was man vom Herodotus an, bis auf die neuesten Zeiten über die Bestimmung der Pyramiden gesagt und geurtheilt hat, beruht also auf lauter unzu-

ver-

verläßigen Datis, verdächtigen Priesterlegenden und höchst unsichern Ueberlieferungen. Die geschäftige Einbildungskraft der Reisenden sowohl, als derjenigen, welche über die Pyramiden am Schreibepult raisonnirten, hat bei der Sache eine sehr wichtige Rolle gespielt, und das ist nicht zu verwundern, da der Gegenstand in seiner Art einzig, größer als alle andre menschliche Werke, und aus bestimmten historischen Thatsachen nicht erklärbar war. Es ist sonderbar, daß für die meisten Menschen nichts groß und nichts klein genug ist. Dem erhabensten Gegenstande dichten sie mehr Eigenschaften, als er haben kann, ja selbst solche an, welche ihm zu gleicher Zeit und neben einander unmöglich zukommen können; und den Atom selbst suchen sie, da er ihren Sinnen unbemerkbar ist, in Gedanken wenigstens zu spalten. Andre mögen hieraus auf den ungemessenen Umfang, auf die Höhe und Tiefe des menschlichen Verstandes schließen; mir scheint es nur ein Ueberströmen der Phantasie, die durch den Verstand nicht eingeschränkt wird, zu beweisen. — Wo historische Gewißheit und sinnliche Erfahrung aufhören, da fängt das Gebiet der Phantasie an, und sie ist allezeit weitumfassender, einschmeichelnder und geschwätziger als jene. Daher kömmt es auch, daß viele Leute von solchen Dingen, wovon sie am wenigsten etwas Bestimmtes wissen, am liebsten and am meisten zu reden pflegen. Und eben daher läßt sichs auch erklären, daß man von den Pyramiden der alten Aegyptier, immer so viel erzählt, gemuthmaßt, geschwazt, und doch so sehr wenig gewußt hat. — Vielleicht, mögen meine Leser denken, würde selbst dieser Abschnitt von den Pyramiden nicht so weitläuftig seyn, wenn der Verfasser mehr von ihnen mit Gewißheit zu sagen wüste: — und sie mögen nicht ganz Unrecht haben!

Herodotus erzählt, nach der Aussage der Priester, Cheops, der Erbauer der ältesten Pyramide, sei unter ihr auf einer Insel mitten in einem unterirdischen Nilkanal begraben. Doch sagt er weder von dieser noch von den übrigen Pyramiden, die er beschreibt, daß sie blos zum Begräbnisse der Könige, die sie erbauet hatten, bestimmt gewesen seyen. Nach diesem Geschichtschreiber aber haben Strabo, Diodor und Plinius, gerade zu behauptet, die Pyramiden wären weiter nichts, als königliche Begräbnisse und Mausoleen. Diese Meinung hat auch unter den Neuern viele Vertheidiger gefunden, und Maillets Betrachtungen über die große Pyramide, die ich oben eingerückt habe, gründen sich, wie man sieht, zum Theil auf die Voraussetzung, daß dieses Gebäude blos zum Begräbniß eines Königs bestimmt gewesen sei. Um den Einwürfen derjenigen zuvorzukommen, welche es unwahrscheinlich finden möchten, daß ein Mensch, der kein Karthäuser ist, seine ganze Lebenszeit, und gar ein König, die ganze Zeit seiner Regierung, blos mit Vorbereitungen zum Tode und mit Erbauung eines Begräbnisses zubringen könne, beruft man sich gemeiniglich auf die ägyptische Lehre von der Seelenwanderung. Es war, sagt man, bei den Aegyptiern ein Glaubensartikel, daß nach dem Tode die Seele ihren Körper, sobald er in Verwesung gehe, verlasse, und sodann dreitausend Jahre hindurch die Körper verschiedner Thiere durchwandre, bis sie endlich nach Verlauf dieser Zeit aufs neue einen menschlichen Körper belebe. Um also die Verwesung des Körpers zu hintertreiben, und mithin die Seele gleichsam festzuhalten, daß sie nicht in andre Thierkörper überginge, pflegten die Aegyptier ihre Todten einzubalsamiren. Ihre Könige aber gingen noch weiter: es war ihnen nicht genug, daß ihre Leichname vor der Verwesung gesichert wurden, sondern sie wolten auch je-

der

der andern möglichen Zerstörung derselben vorbeugen, damit ihre Seelen nie in Thierkörper zu wandern genöthigt, sondern bei den Mumien, bis zu Ablauf der grossen Periode von dreitausend Jahren, zurückgehalten würden. Deswegen also erbauten sie sich Begräbnisse, welche der Zeit und allen Verwüstungen Trotz bieten konten, und gaben sich alle ersinnliche Mühe, den Zugang zu selbigen so fest zu verschließen, daß niemand ihn finden noch eröfnen möchte. — Alles dieses läßt sich denn ganz gut hören: allein es fehlt auch nicht an Gründen, welche gegen die Meinung, daß die Pyramiden blos zu Begräbnissen der Könige bestimmt gewesen, zu streiten scheinen. Sezt man voraus, daß Herodots Erzählung von dem Pyramidenbau im Ganzen wahr sei, so steht sie mit jener Meinung in offenbarem Widerspruch. Läßt sichs wohl denken, daß eben die Könige, welche der Glaube an die Seelenwanderung zum Pyramidenbau veranlaßt haben soll, ihrer Landesreligion in diesem einzigen Stücke so getreu gewesen wären, und sie übrigens in allem so sehr vernachläßigt hätten, daß sie auch sogar die Tempel verschließen und allen Gottesdienst einstellen ließen? Würden wohl die Aegyptier und besonders die Priester, die, wie man aus andern Beispielen weis, eben so wie die Mönche im mittlern Zeitalter, die Weisheit und den Werth ihrer Könige größtentheils nur nach dem Maaßstab der Frömmigkeit und der Anhänglichkeit an Religionsgebräuchen zu bestimmen pflegten, das Andenken der Pyramidenerbauer so sehr verwünscht haben, wie Herodotus erzählt, wenn diese Fürsten blos durch Religionsgrundsäze, und durch fromme Sorge für ihren künftigen Zustand nach dem Tode zu jenem Bau angereizt worden wären? Und wäre Diodors Erzählung von dem ägyptischen Todengerichte gegründet, hätten dann nicht Cheops und Chephren durch die sehr wahrschein-

scheinliche Besorgniß, daß man ihnen als ruchlosen Tyrannen das Begräbniß versagen, und also der Pyramidenbau geradezu ein Mittel, ihre Absicht zu hintertreiben, seyn würde, von einem solchen Unternehmen abgeschreckt werden müssen? Diodor erzählt wirklich, man habe diesen beiden Königen nach ihrem Tode die Ehre des Begräbnisses verweigert. Ich habe indessen schon in dem ersten Theile bewiesen, daß man sich von dem ägyptischen Todengerichte keine große Vorstellung machen dürfte; und also will ich auch auf diesen davon hergenommenen Zweifel kein großes Gewicht legen. Könte man aber auch alle hier bemerklich gemachte Widersprüche heben, so müste doch die Lage und Beschaffenheit der Pyramiden selbst ihre Bestimmung zu Begräbnissen zweifelhaft machen. Wären die Pyramiden Mausoleen, warum finden sie sich nicht auch bei Theben? Die Gräber der Könige bei Theben, selbst die Katakomben, die man noch heut zu Tage in der Nachbarschaft des alten Memphis findet, haben gar nichts ähnliches mit den Pyramiden. Sie sind Grotten und Gänge, im Felsen ausgehauen, und über keinem derselben ist ein Gebäude aufgeführt, das sich mit einer Pyramide vergleichen ließe. — Die Anzahl der Pyramiden, welche man noch jezt in der Nachbarschaft von Memphis sieht, beläuft sich auf mehr als vierzig. Sie alle scheinen in einem Zeitraum von ohngefähr anderthalb Jahrhunderten erbaut worden zu seyn. Ist es aber wohl wahrscheinlich, daß Aegypten in diesem nach Verhältniß kurzen Zeitraum so viel Könige und Königinnen, und jeder derselben alsdann, zu Erbauung und Vollendung eines solchen Gebäudes, Zeit genug gehabt haben solte? — Selbst die engen, steilen und glatten Gänge in den Pyramiden, schicken sich zu ihrer angeblichen Bestimmung, zu Begräbnissen gar nicht; denn man kann, was auch Maillet hierüber sagen mag,

gar

gar nicht einsehen, wie es möglich gewesen wäre, die königlichen Mumien unbeschädigt durch alle diese Gänge in die innersten Zimmer zu bringen. Was endlich die leere steinerne Kiste im obersten Zimmer der großen Pyramide anbelangt, so hat man sie ohne allen Beweis zu einem Sarge oder Sarkophag gemacht, und wer sie für einen Wassertrog, für einen Reliquienkasten, für eine Chatoulle, oder was man sonst will, hielte, der würde für seine Meinung gerade nicht mehr und nicht weniger Grund haben.

Wenn ich alles, was hier gesagt worden, zusammen nehme, so muß ich gestehen, daß die Meinung derjenigen, welche die Pyramiden für Begräbnisse halten, in meinen Augen sehr wenig Wahrscheinlichkeit hat. Mit dieser Meinung ist die des Herrn Professor Gatterers in Göttingen einigermaßen verwandt, obgleich nicht ganz übereinstimmend. Dieser vortrefliche Historiker leugnet zwar, daß man die Pyramiden zu Begräbnissen gebraucht habe; nimmt aber dagegen an, daß man durch sie das Schattenreich, den Zustand der Seelen nach dem Tode symbolisch habe vorstellen wollen. „Pyramiden," sagt er, „sind Gebäude auf öffentlichen Kirchhöfen; mitten unter Gräbern, und doch selbst keine Gräber; voll von künstlich und zierlich gebauten Gängen und Gemächern im Innern, und doch kein Eingang zu ihnen von außen, auch kein Zusammenhang unter den innern Gängen und Zimmern, auch keine Möglichkeit, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt so zu gebrauchen, wie Gänge und Zimmer gewöhnlich von Menschen gebraucht werden: hingegen Verbindung des Innern durch tiefe enge Schächte mit unterirdischen geräumigen Gängen und Gemächern; vor den Pyramiden im Osten, auch noch auf dem Kirchhofe, Tempel, und noch weiter nach Osten

der

der ungeheure inwendig hohle Sphinx: um die große Pyramide herum kleine Pyramiden, welche ebenfalls durch Schächte mit unterirdischen Gängen zusammenhängen u. s. w. Was für eine Menge außerordentlich mühsamer, künstlicher, kostbarer Anstalten, und keine in die Augen fallende Absicht! Und doch Anstalten von einem so weisen Volke! Nimmt man an, daß durch alle diese Anstalten das Schattenreich, der Zustand nach dem Tode ꝛc. symbolisch dargestellt worden, auch daß die eine oder die andre Pyramidengruppe, mit ihren Zubehörungen unter und über der Erde, zu Einweihungen und andern gottesdienstlichen Handlungen eingerichtet und bestimmt gewesen sei; nimmt man dies an; so führt alles auf einen überall begreiflichen, wichtigen Zweck; auf Anstalten, die unter den Aegyptiern weit mehr Gutes stiften konten und musten, als die gewöhnlichen Leichenreden in der Christenheit. Im Angesicht der Todten übten sich die Lebendigen, an das Grab und an den Zustand nach dem Tode lebhaft zu denken. — Wenn man hiebei noch das mit zu Hülfe nimmt, was die Griechen durch ihre Grotten zu Delphi und zu Dodona, durch die weitläuftigen, künstlichen und kostbaren Einrichtungen in dem ungeheuer großen Tempel zu Eleusis auszurichten vermochten: wie sie Erschütterungen des Bodens als von einem Erdbeben, wie Dampf und Rauch, ja Blitz und Donner hervorgebracht; wie sie die fürchterlichsten Schrecknisse mit dem Genusse süßer Himmelswonne abwechseln zu lassen gewust haben: so wird man die Absichten der Aegyptier bei dem Pyramidenbau sich desto leichter vorstellen können. Da die Aegyptier in den ältesten Zeiten schon an Unsterblichkeit der Seele, wiewohl unter der hieroglyphischen Hülle einer Seelenwanderung geglaubt haben, und hierin die Lehrer so mancher andrer Völker so frühzeitig geworden sind; so müßen sie ohne

Zwei=

Zweifel, schon ehe sie Pyramiden bauten, das ist, vor Trojens Zerstörung (2998) in andern Gegenden ihres Landes, zumal zu und um Theben herum, ähnliche Anstalten zu symbolischer Darstellung des Schattenreichs, zu geheimen Einweihungen u. s. w. gehabt haben: und die klingende Memnonssäule wird wohl ein Theil von einem jezt ganz unbekanten symbolischen Ganzen dieser Art gewesen seyn. Anspielungen auf solche symbolische Vorstellung des Zustandes nach dem Tode kommen schon in den ältesten Büchern der Bibel vor," (besonders im Hiob und in den Psalmen, wo der Tod oft als Einschiffung nach einem fernen Land, oder als ein Hinabsinken ins Meer, in tiefe Abgründe, bildlich vorgestellt wird). „Als aber die Aegyptier um die Zeit der Zerstörung Trojens die Berggegend im Westen der Stadt Memphis zu einem neuen Sitze solcher symbolischen Anstalten wählten, so konten sie freilich hier alles erst recht ins Große treiben: denn diese Gegend ist die einzige hiezu im Großen schickliche in ganz Aegypten. Der Anblick der dort ursprünglich vorhanden gewesnen kegeförmigen Kalchberge am Fuße der hohen libyschen Gebirge, erweckte ohne Zweifel in ihnen die erste Idee zum Pyramidenbau. Man durfte nur so einen kegelförmigen Berg an den Seiten, gegen die vier Weltgegenden zu, behauen, das Fehlende an Figur und Größe, die man haben wolte, durch Kunst ersetzen, die zu nahe stehenden Hügel rasiren, oder auch zu kleinen Pyramiden umschaffen, und das abfallende Gestein anderwärts zur Ergänzung anwenden u. s. w. Daß man bei dem Pyramidenbau öfters so verfuhr, haben einige unsrer neuen Reisenden um desto leichter und zuverläßiger bemerken können, da jezt die meisten Pyramiden unbekleidet da stehen, oder sonst sehr beschädigt sind. — Die Anhöhe, auf welcher die Pyramiden gebauet worden sind, hat noch mehr andre zu Erleichterung des

gros-

großen Vorhabens dienliche Eigenschaften: sie nimmt eine große Strecke ein: sie ist wegen ihres natürlichen Abhanges an mehrern Stellen leicht zu ersteigen, und doch überall hinlänglich über den Nil erhaben. Kirchhöfe fand man da auch schon allenthalben. Die meisten sehr großen Granitsteine, zur Bekleidung sowohl der Pyramiden selbst, als auch der in und unter denselben angelegten Gänge und Gemächer, konnte man zur Zeit der Ueberschwemmung, von den östlichen Gebirgen jenseit des Nils auf Flößen bis an den Abhang der Anhöhe bringen u. s. w."

Es sei mir erlaubt, über diese hier angeführte Stelle einige Anmerkungen zu machen. Herrn Gatterers Vorstellung von dem Endzwecke des Pyramidenbaues scheint allerdings in vieler Rücksicht, die natürlichste zu seyn, die man sich machen kann; indessen lassen sich doch auch verschiedne Zweifel dagegen aufwerfen. Die Pyramiden sollen also, ihrer Bestimmung nach, symbolische Vorstellungen, oder Sinnbilder des Zustandes nach dem Tode gewesen seyn, und dieses doch wohl, da sie vor jedermanns Augen da standen, für alle Aegyptier ohne Unterschied. Worin liegt aber die Aehnlichkeit des Sinnbildes mit dem vorgebildeten Gegenstand? In der Lage der Pyramiden mitten unter Gräbern, in den theils unterirdischen, theils in den Pyramiden selbst befindlichen finstern Gemächern und Gängen, welche winklich enge und steil durch einander liefen. Aber die Pyramiden waren ja vermauert, der Zutritt zu jenen Gängen und Gemächern war ja den Aegyptiern, wenigstens dem größesten Theil derselben, verschlossen; wie konte denn also ein Symbol Eindruck auf sie machen, und an ihren künftigen Zustand nach dem Tode erinnern, dessen wesentlichsten Theil sie nie zu sehen bekamen? Und dann, wenn man auch zuge-

ben wolte, daß es Fürsten oder Priestern jemals hätte einfallen können, einen philosophischen Lehrsatz in eine so äußerst kostbare Hülle einzukleiden, und ihr Volk in diesem Leben fröhnen zu lassen, damit es eine sinnbildliche Idee, die so gut als keine, höchstens eine sehr finstre war, von jenem Leben erhielte, so läßt sich doch nicht wohl begreifen, warum man nicht außer der Gegend um Memphis, auch für die Einwohner andrer Provinzen, solche Anstalten getroffen, und warum man gerade in diesem kleinen Bezirk jene Symbolen so sehr vervielfältigt habe. Solten die Urheber des Pyramidenbaues nicht gewust haben, daß der Eindruck, den ein Symbol auf Herz und Einbildungskraft machen kann, immer desto mehr von seiner Stärke verliert, je öfter und häufiger es sich dem Auge dessen, der gerührt nnd belehrt werden soll, darbietet? — Es entsteht auch noch die Frage: ob die ganze Einrichtung der Pyramiden in allen ihren Theilen, eine bestimmte Beziehung auf den vorgebildeten Gegenstand hatte oder nicht? Hatte sie eine solche, so muß ich gestehen, daß ich sie nicht zu errathen weis, und nicht begreife, in welchem Verhältniß die ganze viereckige und spitzige Figur der Pyramiden, die Richtung ihrer vier Seiten nach den Weltgegenden u. s. w. mit dem Zustand der Seele nach dem Tode stehen. Waren aber diese Dinge in Rücksicht auf den Hauptzweck des ganzen gleichgültig, wie kommt es, daß alle Pyramiden einander gerade darinn so ähnlich sind? — Herr Gatterer vermuthet auch, die Pyramiden könten vielleicht, neben dem Hauptendzweck, den Zustand der Seele nach dem Tode sinnbildlich vorzustellen, auch zu Einweihungen und andern gottesdienstlichen Handlungen bestimmt gewesen seyn. Wenn ich aber nach der gewöhnlichen Denkart der meisten Menschen urtheilen soll, so kann ich kaum glauben, daß jene beiden Endzwecke, symbolische aber allgemein

bekante Belehrung für jedermann, und Hinweisung auf Geheimnisse, die nur wenigen enthüllt werden konten, neben einander hätten bestehen, und durch ein und dasselbe Mittel erreicht werden können. Waren die Aegyptier von Aberglauben und Vorurtheilen frei, so musten sie natürlich blos bei der allgemein bekanten Lehre, die ihnen durch die Pyramiden vorgebildet wurde, stehen bleiben, und gegen die Geheimnisse, welche diese Gebäude enthalten solten, gleichgültig oder auch sogar mißtrauisch seyn. Waren sie aber, (wie fichs denn wirklich so verhielt,) ein abergläubisches und schwärmerisches Volk, so musten sie mit Vernachlässigung der allgemein für Jeden faßlichen Belehrung, nur der geheimnißvollen Deutung, eben darum, weil sie ihnen verborgen war, ihre ganze Achtung schenken; denn es ist eine bekante Erfahrung, daß Schwärmer überall das, was faßlich ist und dem gemeinen Menschenverstand nahe liegt, gering schätzen, und nur nach dem, was dunkel und unbegreiflich ist, streben. Einer von beiden Endzwecken also, welche Herr Gatterer beim Pyramidenbau annimmt, muste nothwendig verfehlt werden; entweder die allgemeine Belehrung fürs Volk, oder der Glaube und die Ehrfurcht gegen die vorgeblichen Geheimnisse; und solten das die Pyramidenbauer nicht haben voraussehen können?

Einige Schriftsteller haben die Pyramiden für Kornhäuser und zwar für eben diejenigen ausgegeben, welche die Israeliten, nach dem Zeugniß der mosaischen Geschichte, während ihrer Dienstbarkeit in Aegypten erbauen musten. Allein es ist kein einziger Umstand, durch welchen sich diese Muthmaßung rechtfertigen ließe. Ich will nicht erwähnen, daß die Zeit des Pyramidenbaues mit dem Aufenthalt der Israeliten in Aegypten nicht zusammen zu treffen scheint; denn ich

habe

habe bereits oben gesagt, daß man nicht genau bestimmen kann, wenn eigentlich die Pyramiden erbaut worden sind. Auch darauf will ich nicht dringen, daß die Kornhäuser, bei deren Errichtung die Israeliten Frohndienste thun mußten, aus Ziegeln oder gebacknen Steinen erbaut worden sind; da hingegen alle noch jezt vorhandne Pyramiden, eine einzige ausgenommen, von gehauenen Steinen gebauet sind. Dies alles ungerechnet, muß schon die ganze innre Einrichtung der Pyramiden, so wie sie uns von Reisenden beschrieben wird, die Bestimmung derselben zu Provianthäusern unwahrscheinlich machen. Die Pyramiden können in der That ein Modell zu dem abgeben, was ein Provianthaus nicht seyn soll. Ihr massiver luftdichter Bau, schließt die Möglichkeit des Luftzugs, welcher für aufgeschüttetes Getraide unentbehrlich ist, ganz aus; die wenigen Zimmer, welche sie enthalten, hätten nach Verhältniß des ungeheuern Gebäudes nur einen sehr kleinen Vorrath fassen können, und die engen, winklichen und steilen Gänge, welche zu diesen Zimmern führen, hätten die Zu- und Ausfuhr des Getraides sehr erschweren, wo nicht gar unmöglich machen müssen! —

Auch Sternwarten haben die Pyramiden unmöglich seyn können. Eine gute Sternwarte muß allerdings sehr fest und dauerhaft gebaut seyn; aber kolossalische Größe würde bei Gebäuden dieser Art ganz zwecklos seyn. Wäre das die Bestimmung der Pyramiden gewesen, so würde eine einzige hiezu vollkommen hinreichend, so viele hingegen, als man noch heut zu Tage in Aegypten findet, nicht nur unnütz, sondern auch zweckwidrig gewesen seyn. Das bedarf keiner weitern Erläuterung. Auch haben die Pyramiden nichts von alle dem, was man von einer Sternwarte fordert, wenn man die genau abgemeßne Richtung ihrer Seiten nach

den

den vier Weltgegenden und die dadurch bestimmte Mittagslinie ausnimmt. Sie sind bis auf zwo oder drei, größtentheils unersteiglich, weil sie theils obenher mit glatt polirten Steinen verkleidet, und zugespizt sind, theils aus senkrechten zwanzig bis dreißig Fuß hohen Stufen oder Stockwerken bestehen. Man sieht noch heut zu Tage unter den Ruinen von Elephantine Ueberbleibsel einer Sternwarte, deren ein alter Schriftsteller gedenkt, allein diese haben mit den Pyramiden gar keine Aehnlichkeit. —

Ich übergehe alle übrige Hypothesen, die man über die Bestimmung der Pyramiden gemacht hat. Es hat Leute genug gegeben, die sie für chemische Werkstäte der ägyptischen Priester und Goldmacher, für Museen und Studierzimmer der ägyptischen Weltweisen, für Tempel, in welchen man magische Künste getrieben, für Sonnenzeiger, für Hieroglyphen des Feuers und der Sonne u. s. w. gehalten haben: Meinungen, welchen theils der gesunde Menschenverstand geradezu widerspricht, theils, wenn man die nichtigen Voraussetzungen von der Realität geheimer magischer und andrer Künste, und von den tiefen und ausgebreiteten Kentnissen der ägyptischen Priester hinwegnimmt, auch nicht der geringste Beweis, zu statten kommen kann.

Ich habe nunmehr umständlich ausgeführt, was die Pyramiden nicht seyn können; und man ist vielleicht berechtigt, mich zu fragen, was denn nun eigentlich, nach meiner Meinung, ihre Bestimmung gewesen seyn möge? Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich das nicht weis, und gar keine Meinung darüber habe: denn etwas nicht wissen, ist, wie ich überzeugt bin, immer besser, als sich einbilden, daß man es wisse; und Systeme einreissen, ist oft verdienstlicher, als Systeme bauen. Wer jenes thut, hindert wenigstens niemand

mand weiter nachzuforschen, und den Grund zu finden, auf welchem Wahrheit erbaut werden kann: wer aber ein neues System baut, der ist meistens intolerant, und wills nicht gestatten, daß sein Nachbar auch baue. Ich verlasse also die Pyramiden, und wende mich zur Beschreibung der Obelisken, welche nicht minder als jene zu den wichtigen Denkmalen der ägyptischen Baukunst gehören.

Obelisken sind vierseitige Säulen, welche gegen ihren Gipfel hin allmälig schmäler werden, und oben mit einer kleinen Pyramide (oder Pyramidion) sich endigen, die gemeiniglich so hoch ist, als der Obelisk unten an jeder Seite breit ist. Alle Obelisken bestehen aus einem einzigen Granitblock, ohngeachtet die meisten funfzig bis hundert und achtzig Fuß hoch, und auf allen vier Seiten an der Basis, vier bis fünf und zwanzig Fuß breit sind. Ihr Fußgestell ist meistens würfelförmig, und nur zween bis drei Fuß breiter als der Obelisk selbst unten ist.

Alle Obelisken sind fein polirt, und demohngeachtet sieht man nicht die mindeste Spur, welche verriethe, daß dabei Meisel gebraucht worden wären. Man muß bei diesen Monumenten der alten ägyptischen Baumeister in der That, nicht nur über ihre kolossaltsche Größe, sondern auch über die unsägliche Mühe, welche daran verwendet worden, erstaunen. Es ist sehr leicht zu vermuthen, daß viele Arbeiten und Versuche fehlschlagen musten, ehe es gelang, einen so ungeheuern Block im Ganzen aus dem Gebirge auszuhauen; weil der Granit, bei aller seiner Härte, dennoch sehr spröde ist, und wegen seiner hetreogenen Bestandtheile unter der Bearbeitung mit eisernen Werkzeugen, sehr leicht Risse bekommt. Hatte man nun aber endlich einmal einen solchen Granitblock von der verlangten Größe glücklich aus

dem

dem Gebirge heraus gehauen; wie viel Zeit, Mühe und Geduld muste dann nicht auf die regelmäßige Behauung und Politur des Obelisken verwendet werden, zumal, da man sich zum Poliren keiner eisernen Werkzeuge, welche die Steinart nicht vertrug, bedienen konte, sondern wahrscheinlich durch Schleifen mit Smirgel oder Sandsteinen der ganzen Säule die erforderliche Glätte geben muste. War nun der Obelisk ganz ausgearbeitet, so muste er aus dem Gebirge, oft sehr weit, zu dem Ort seiner Bestimmung geschaft werden. Dieses geschahe zwar vermuthlich zur Zeit der Nilüberschwemmung, wo man sich zum Transport auf den Kanälen großer Flöße bedienen konte, indessen ist sehr leicht zu begreifen, daß schon die Erbauung solcher Fahrzeuge allein, auf welchen so ungeheuere Massen verführt werden solten, und noch mehr das Fortziehen derselben nicht ohne außerordentlich großen Zeit- und Kostenaufwand, und nicht ohne die Hülfe mehrerer tausend Arbeiter habe bewerkstelligt werden können. Endlich muste der Obelisk nun auch perpendikular auf seinem Fußgestelle aufgerichtet und befestigt werden, und dieses war in der That nicht der kleinste Theil der ganzen Arbeit, zumal, da man Sorge trug, die vier Seiten allemal genau gegen die vier Weltgegenden zu kehren. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man sich zu allen diesen Unternehmungen auch verschiedner Maschinen, Hebewerkzeuge und Kloben bedient; denn ohne diese hätte auch die größeste Menschenmenge nicht alles, besonders die Aufrichtung der Obelisken nicht, bewerkstelligen können; wie aber diese Werkzeuge beschaffen gewesen, davon meldet die Geschichte nichts.

Einige Obelisken sind durchaus glatt, andre aber von unten bis oben, auf zween oder auch auf allen Seiten, mit vertieft ausgearbeiteten (oft 2 Zoll tiefen) und mei-

meistens Felder- oder Etagenweise abgetheilten hieroglyphischen Figuren verziert. Diese Figuren können nicht mit Meiseln ausgegraben seyn, denn sie sind in ihrer Hölung ganz rauh; wahrscheinlicherweise also hat man sie mit Bohrern ausgearbeitet. An einigen Obelisken, findet man noch hin und wieder in den Hölungen der Hieroglyphen eine weiße Masse, und mit dieser sind vielleicht anfangs alle diese vertiefte Figuren ausgefüllt gewesen, und haben solchergestalt eine Art von ausgelegter Arbeit oder Mosaik vorgestellt.

In ganz Aegypten, von der Küste an, bis an die äthiopische Gränze, ist fast keine Gegend, wo man nicht Obelisken gefunden hätte, und die Könige dieses Landes scheinen durchgängig seit den ältesten Zeiten bis auf die persischen Eroberungen an Errichtung solcher Spitzsäulen gleich viel Geschmack gefunden zu haben. Schon zu Moses Zeiten war vielleicht der Obeliskenbau in Aegypten gewöhnlich, wenigstens hat man in der Stelle 3. B. Mos. 26, 1. wo der Steine mit Bildern gedacht wird, eine Anspielung auf die Obelisken zu finden geglaubt.

Herodotus sagt sehr wenig von den Obelisken. Er erwähnt blos die beiden Obelisken, welche Sesostris im Tempel des Phtha zu Heliopolis habe errichten lassen, nennt sie aber blos ungeheure große Steine. Ferner nennt er zween Obelisken (ὀβέλους) welche Pheron, der Sohn des Sesostris, der Sonne gewidmet habe, und schätzt die Höhe derselben auf hundert, ihre Breite aber auf acht ägyptische Ellen oder Piks. Unter den großen Steinen, welche Amasis nach Herodots Bericht, beim Tempel der Neith (Minerva) zu Sais, aufrichten lassen, sind ebenfalls Obelisken zu verstehen.

Diodor sagt von den ägygtischen Obelisken nichts mehr als Herodotus; nur bestimmt er die Höhe der beiden Obelisken des Sesostris, welche er auf hundert und zwanzig ägyptische Ellen schäzt.

Am umständlichsten redet Plinius von den Obelisken, besonders von denjenigen, die zu seiner Zeit in Rom aufgestellt waren *). „Mitres (oder Mestres) sagt er, welcher in der Sonnenstadt regierte, soll, auf Veranlassung eines Traumgesichts, den ersten Obelisk errichtet haben, welches auch die ägyptische Inschrift auf selbigem meldet. Sochis, einer von den Nachfolgern des Mestres, hat vier Obelisken, jeden acht und vierzig Ellen hoch, und Ramises (oder Rhampsinit) einen von vierzig Ellen errichtet. Als dieser leztgedachte König nachher seine Residenz in die Stadt des Mnevis (nach On oder Heliopolis) verlegte, so ließ er daselbst einen Obelisken aufstellen, dessen Höhe 99 Fuß und die Breite vier Ellen auf jeder Seite beträgt. An diesem sollen zwanzigtausend (nach einer andern Lesart 120000) Menschen gearbeitet haben. Man erzählt auch, der König habe, als die Hebewerkzeuge zu schwach für diese Last geschienen, seinen eignen Sohn an die Spitze des aufzurichtenden Obelisken festgebunden, um dadurch den Baumeister und die Arbeiter zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte zu bewegen. Die Größe dieses Werks flößte selbst dem Cambyses Bewunderung und Achtung ein. Denn als dieser Eroberer Heliopolis verbrennen lies, und nunmehr die Flamme beinahe den Obelisken erreicht hatte, welcher gewiß von der Hitze hätte springen müssen; so kam Befehl, daß man das Feuer löschen solte. — Es sind noch zween andre Obelisken, jeder acht und vierzig Ellen hoch, und ohne Hie-

*) H. N. L. XXXVI. c. 8—10.

Hieroglyphen; den einen von diesen hat Smarres, den andern Eraphius (Apries?) errichten lassen. Den glatten achtzig Ellen hohen Obelisken, dessen Urheber Nectabis (vermuthlich Nectanebus) ist, hat Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien aufrichten lassen. Das Herbeischaffen und Aufstellen desselben, hat unstreitig noch mehr Mühe als das Aushauen selbst gekostet. Der Aufseher über diese Unternehmung, wird von einigen Schriftstellern Satyrus, vom Calixenus aber Phönix genannt. Es wird erzählt, man habe einen eignen Kanal ausgegraben, um dadurch das Wasser aus dem Nil bis zu dem Orte, wo der Obelisk lag, hinzuleiten; hierauf habe man zwei flache Fahrzeuge oder Flöße, mit viermal so viel Steinen, als der Obelisk schwer war, beladen, und unter den Obelisken gebracht, welcher in der Schwebe hängend und mit seinen beiden Enden gegen die beiden Ufer gekehrt, erhalten wurde: zulezt aber habe man die Steine aus den Fahrzeugen herausgenommen, um sie zu erleichtern, und nunmehr den Obelisken unmittelbar auf sie zu legen *). Der König Nectanebus soll sechs solche Obelisken von gleicher Größe in demselbigen Gebirge haben aushauen lassen, und dem Künstler dafür funfzig Talente bezahlt haben. Diesen aber, von welchem ich hier rede, hat Ptolemäus Philadelphus, seiner Schwester und Gemalin Arsinoe zu Ehren, zu Alexandrien aufstellen lassen. Weil aber dieser Obelisk in der Folge an der Rheede von Alexandrien allerlei Unbequemlichkeiten verursachte, so

*) Naues duas in latitudinem patulas, pedalibus ex eodem marmore lapidibus ad rationem geminati per duplicem mensuram ponderis oneratas: ita ut subirent obeliscum pendentem extremitatibus suis in ripis utrinque: postea égestis lapidibus alleuatas naves excepisse onus statutum.

hat ihn Maximus, ein römischer Stadthalter von Aegypten, auf den Marktplatz von Alexandrien bringen lassen. Es fehlt ihm aber jezt die Spitze, die man abgesägt hat, um oben ein vergoldetes Pyramidion drauf zu setzen, welches aber nachher unterblieben ist. Noch zween andre, zwei und vierzig Ellen hohe Obelisken, deren Urheber Mestres ist, stehen jezt am Hafen von Alexandrien bei Cäsars Tempel. — Der Obelisk, welchen Augustus hat nach Rom bringen und im großen Circus aufstellen lassen, ist ursprünglich von dem ägyptischen König Semneserteus, zur Zeit des Pythagoras errichtet worden. Seine Höhe beträgt, das Fußgestell ungerechnet, hundert und fünf und zwanzig Fuß. Denjenigen aber, welcher auf dem Marsfelde steht, hat Sesostris aushauen lassen. Er ist neun Fuß niedriger als der Obelisk des Semneserteus. Beide haben hieroglyphische Aufschriften. — Den Obelisk im Marsfelde hat Augustus zum Sonnenzeiger einrichten lassen." — So weit Plinius.

In Aegypten findet man heut zu Tage noch folgende Obelisken.

1) Zwei zu Alexandrien, zwischen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm. Man nennt sie die Obelisken der Kleopatra, und unter diesem Namen habe ich sie schon im ersten Bande S. 80 beschrieben.

2) Ein stehender Obelisk und ein umgeworfner zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopelis. Man s. den 1sten B. S. 94.

3) Ein Obelisk in der Landschaft Fajum, nahe bei dem alten Arsinoe. Er ist 43 Fuß hoch, unten an der Nordseite vier Fuß und zween Zoll, an der Ostseite aber siebenthalb Fuß breit, und auf allen vier Sei-

ten

ten mit Hieroglyphen bedeckt, welche in drei der Länge nach getheilten Feldern stehen.

4) Die Obelisken von Carnack unter den Ruinen von Theben. Ihrer sind vier; sie bestehen alle aus rothem Granit, und stehen paarweise am Eingang des großen Tempels. Zwei derselben sind nur auf einer Seite mit Hieroglyphen versehen, und ihre Höhe beträgt 63½ die Breite aber auf allen vier Seiten sechs Fuß. Die beiden andern sind 73 Fuß hoch und achthalb Fuß breit, und haben auf drei Seiten Hieroglyphen. Vorn an dem großen Saale bei Carnack, stehen, nach Nordens Bericht, noch zween andre Obelisken in einer Diagonallinie. Die beiden andern, welche ohne Zweifel dazu gehört haben, sind nicht mehr vorhanden. Vor einem kleinen Tempel sieht man auch zween andre Obelisken, die aber viel kleiner, als die vorigen sind. Ihre Höhe mag ohngefähr eilf oder zwölf Fuß betragen, und die Breite ihrer Seiten beläuft sich nur auf anderthalb Fuß. Sie bestehen aus einem sehr feinen Granit, der dem Porphyr gleicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie Fußgestelle für Bildsäulen gewesen. Es stehen buntfarbige Hieroglyphen drauf; größtentheils Figuren, die einander umarmen. — Unter eben diesen Ruinen von Carnack findet man auch verschiedne große Blöcke von einem weissen Steine, welche ehedem, da sie noch mit einander ein Ganzes ausgemacht haben, ungeheuer große Obelisken gewesen seyn mögen. Sie sind felderweise mit verschiedentlich gefärbten Hieroglyphen bedeckt.

5) Die Obelisken von Luxor, ebenfalls unter den Ruinen von Theben. Es sind ihrer zwei, und sie stehen vor einem Portal, der östliche höher als der westliche. Ihre Höhe beträgt jezt nach Pocock ohngefähr 60 Fuß, ehedem aber, ehe ihre Basis unterm Sande ver-

vergraben worden, können sie wohl 70 bis 80 Fuß hoch gewesen seyn. Sie sind unten ohngefähr acht Fuß breit und mit anderthalb Zoll tiefen in drei Felder abgetheilten Hieroglyphen bedeckt. Sowohl Pocock als Norden halten sie für die schönsten unter allen Obelisken.

6) Ein Obelisk zu Essouan unter den Ruinen des alten Syene. Er ist glatt, in zwei Stücke zerbrochen, und drei Fuß breit. Seine Länge läßt sich nicht bestimmen, weil er größtentheils mit Sand bedeckt ist.

7) Zween Obelisken auf der Insel Dschesiret-el-Heif (dem alten Philä). Der eine ist glatt, oben abgestumpft, sechszehn Fuß hoch und achtzehn Fuß ins Gevierte breit. Er besteht aus einem weißen Steine und steht noch aufrecht. Der andre liegt auf der Erde: er ist aus Granit gehauen, und hat auf allen Seiten Hieroglyphen. Seine Höhe beträgt 22 Fuß, und die Breite acht Fuß ins Gevierte.

Verschiedne Obelisken sind aus Aegypten, nachdem dieses Land unter fremde Botmäsigkeit gekommen war, in andre Länder, und besonders nach Rom transportirt worden, wo sie sich zum Theil bis auf unsre Zeiten erhalten haben. Dahin gehört vornehmlich:

1) Der Obelisk bei der Kirche Madonna del Popolo zu Rom. Es ist derjenige, den nach Plinius Berichte, der ägyptische König Semneserteus soll haben errichten lassen. Kaiser August ließ ihn nach Rom bringen, und in dem großen Circus aufstellen. Er wurde nachher bei der Verheerung der Stadt durch die Gothen und andre barbarische Völker umgerissen, und blieb viele Jahrhunderte hindurch, in drei Stücke zerbrochen, unterm Schutte aegraben, bis ihn Pabst Sixtus der Fünfte im Jahre 1589 wieder ergänzen, und so

wie

wie die nächst folgenden drei durch seinen Baumeister Domenico Fontana, an dem Orte, wo er jezt steht, aufrichten ließ. Die Maase dieses Obelisken werden von Fontana selbst folgendergestalt bestimmt:

Die ganze Höhe samt dem Pyramidion, ohne das Fußgestell, 108 Palmen.
Die Höhe des Pyramidion 11 Palmen.
Die Breite einer jeden Seite, unten 11, oben 7 Palmen.

2) Der vatikanische Obelisk, welcher ganz glatt, ohne alle Hieroglyphen ist. Er soll ein Werk des ägyptischen K. Nuncoreus seyn. Caligula ließ ihn nach Rom bringen und auf dem Circus aufstellen; im Jahr 1586 aber wurde er von da weggebracht, und auf den Platz vor der Peterskirche versezt. Nach Fontana beträgt:

seine ganze Höhe mit dem Pyramidion ohne das Fußgestell $107\frac{1}{2}$ Palmen.
Die Höhe des Pyramidion 6 Palmen.
Die Breite jeder Seite, unten $12\frac{1}{12}$ oben $8\frac{1}{2}$ P.
Der körperliche Inhalt der ganzen Masse 11204 Kubikpalmen.
Das Gewicht $963537\frac{3}{4}\frac{5}{8}$ Pfund, oder beinahe 10000 Centner.

3) Der glatte Obelisk bei St. Maria Maggiore. Er ist vielleicht einer von denjenigen, welche nach Plinius Erzählung Smarres und Eraphius erbaut haben. Der Kaiser Claudius ließ ihn nach Rom bringen, und bei Augusts Grabmal aufstellen; in der Folge aber wurde er zerbrochen und sehr beschädigt. Sixtus der Fünfte ließ ihn im Jahr 1587 wieder ergänzen, und an dem Orte, wo er jezt steht, aufrichten. Seine Höhe beträgt, ohne das Pyramidion, 66 Palmen, und die Breite untenher 6 Palmen.

4) Der

4) Der lateranische Obelisk, dessen Urheber Rameses oder Rhampsinit seyn solt. Er ist auf allen vier Seiten mit Hieroglyphen bedeckt. Kaiser Konstantin der Große ließ ihn nach Alexandrien, und Konstantius der Zweite nach Rom bringen, wo er im großen Cirkus aufgestellt wurde. Im fünften Jahrhunderte wurde er von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter Schutt und Morast vergraben, bis ihn Sixtus der Fünfte im Jahr 1588 wieder herstellen, und auf dem Platz der Johanniskirche vom Lateran aufrichten ließ.

Seine Höhe beträgt, ohne das Fußgestell, mit dem Pyramidion, 145 Palmen.
Das Pyramidion ist funfzehn Palmen hoch.
Jede Seite ist unten 13½, oben 8¼ Palmen breit.
Der körperliche Inhalt wird von Fontana auf 15383 Kubikpalmen berechnet.
Das Gewicht beträgt 1,322,938 Pfund, also über 13000 Centner.

Dieser Obelisk ist unter allen jezt zu Rom befindlichen der größeste. Will man dem Plinius glauben, so hat Rhampsinit bei der Errichtung desselben 120000 Menschen gebraucht. Ließt man aber auch nach einer andern Lesart nur 20000, so ist doch diese Anzahl weit größer, als bei dem Gebrauch tauglicher Maschinen nöthig gewesen wäre. Der Architekt Domeniko Fontana brauchte, um eben diese Last, mit allem daran hängenden Eisenwerk und Hebewerkzeuge, in die Höhe zu bringen, und auf ein hohes Fußgestell zu setzen, nur fünf Hebel und vierzig Kreuzhaspel, die von 75 Pferden und 907 Menschen vermittelst eines starken Gerüstes von Holz in Bewegung gesezt wurden. Und dennoch hat man berechnet, daß Fontana nicht einmal so viel Menschen und Werkzeuge nöthig gehabt hätte, da

die

die Kraft, welche er anwendete, hinreichend gewesen wäre noch 510000 Pfund mehr als der Obelisk wirklich wiegt, zu heben.

5) Der Obelisk, welchen Augustus als Sonnenzeiger auf dem Marsfelde aufstellen lassen, ist in sechs Stücke zerbrochen. Pabst Benedikt der vierzehnte hat ihn im Jahr 1748 aus dem Schutte herausgraben und in einen Hof hinter der Pfarrkirche St. Lorenzo in Lucina legen lassen. Bis jezt aber ist er noch nicht wieder zusammengesezt und aufgerichtet worden.

Ueber die eigentliche Bestimmung der Obelisken ist man nicht ganz einig. Verschiedne Schriftsteller haben sie für Sonnenzeiger erklären wollen, allein das waren sie ursprünglich gewiß nicht. Sehr oft standen zween und noch mehrere Obelisken nahe beisammen, wie das der Fall bei den vier Obelisken von Carnack ist, die ich oben beschrieben habe. Nun würde es aber offenbar ganz zweckwidrig seyn, wenn man mehrere Sonnenzeiger so nahe zusammenstellen wolte, daß ihre Schatten zusammenfallen müsten. Das würde gerade das sicherste Mittel seyn, die Bestimmung der Tageszeiten höchst ungewiß zu machen. Ueberdies kann auch der obere Theil eines Obelisken oder das Pyramidion, schlechterdings keinen scharfen Schatten werfen, wenn nicht eine Kugel darauf gesezt wird, wie Augustus bei dem Obelisken auf dem Marsfelde und Konstantius bei dem Obelisken des Rhampsinit gethan hat. Die Aegyptier aber haben nie den Gedanken gehabt, Kugeln auf die Gipfel ihrer Obelisken zu setzen; kein einziger alter Schriftsteller meldet etwas hievon, und, sowohl auf den Gemälden, die man unter den Ruinen von Herculanum gefunden hat, als auf dem mosaischen Gemälde von Palestrina, sind die Obelisken ohne Kugeln abgebildet. Auch hat man nie am Gipfel eines

Obe-

Obelisken ein Loch oder eine Höle gefunden, worin eine Knopfstange hätte stecken können. Der römische Statthalter in Aegypten, Maximus, muste, als er auf den alexandrinischen einen goldnen Knopf stellen wolte, das Pyramidion absägen lassen, welches nicht nöthig gewesen wäre, wann die Spitze schon vorher eine Hölung zu Befestigung eines Knopfes gehabt hätte. — Man hat den Grammatiker Apion ganz falsch verstanden, welcher vorgab, Moses habe auf die Säulen der Stiftshütte, welche die Stelle der Obelisken vertreten solten, hohle Halbkugeln gesezt. Apion selbst verräth bei dieser Gelegenheit seine Unwissenheit, noch mehr aber Josephus, der jenen mit sehr seichten Gründen widerlegt. Vitruv, Cleomedes, Makrobius und Marcianus Capella beschreiben die Sonnenuhren, deren sich die Aegyptier zu bedienen pflegten, und mit deren Hülfe Eratosthenes die Erde gemessen, oder wenigstens die Messung derselben berichtigt haben soll. Diese Sonnenuhren waren in der That hohle Halbkugeln, in deren Mitte ein Gnomon oder Zeiger senkrecht gestellt wurde. Allein man fühlt, ohne meine Erinnerung, wie lächerlich es gewesen seyn würde, solche Sonnenuhren auf die Obelisken zu stellen, wo man allezeit, um zu sehen, wie hoch es am Tage wäre, erst auf Leitern hätte hinaufsteigen müssen *).

Die Obelisken waren also nicht zu Sonnenzeigern bestimmt, und wenn sie auch nachher von einigen römischen Kaisern zu diesem Gebrauch eingerichtet wurden, so kann das doch für ihre ursprüngliche Bestimmung nichts beweisen. Eben so wenig aber darf man sich einbilden, daß diese Spitzsäulen einzig und allein bestimmt ge-

*) Man s. *Pauw.* Rcherches philos. sur les Egyptiens et les Chinois. T. II. p. 51.

gewesen, hieroglyphische Vorstellungen der Sonnenstrahlen oder der Sonne abzugeben. Daß man lange, nachdem die ersten Obelisken erbauet worden, ihre Figur vielleicht in der Hieroglyphenschrift zu Bezeichnung jener natürlichen Gegenstände gebraucht haben könne, das will ich nicht bezweifeln; aber es wäre fürwahr mehr als lächerlich gewesen, wenn man mit ungeheuern Kosten und Zeitaufwand solche kolossalische Massen hätte aufrichten wollen, blos in der Absicht, daß das Volk etwas haben möchte, wobei es an das Feuer oder an die Sonnenstralen denken könte, die es doch vermuthlich in natura weit besser sehen und empfinden konte.

Die Obelisken waren im Grunde und ihrer Hauptbestimmung nach nichts anders, als Verzierungen, die man an den Eingang der Tempel sezte. Das bezeugt auch Strabo, wenn er in seiner allgemeinen Beschreibung der ägyptischen Tempel, der mit Obelisken besezten Eingänge und Portale gedenkt. Die wenigen Obelisken, welche beim Herodotus verkommen, werden von ihm allezeit mit Beziehung auf ihr Lokale in der Nachbarschaft irgend eines Tempels genannt. Wirklich stehen auch fast alle die Obelisken, die man heut zu Tage noch in Aegypten findet, nahe am Eingang in Tempel, oder in den Vorhöfen derselben. Eine Nebenbestimmung mancher Obelisken kann freilich auch wohl diese gewesen seyn, das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, welche auf ihnen in Hieroglyphenschrift beschrieben wurden, der Nachwelt zu überliefern. Daß aber nicht alle Obelisken historische Denkmale seyn können, erhellet genugsam daraus, daß viele derselben ganz glatt und ohne alle Hieroglyphen sind. —

Alles, was ich hier von der ägyptischen Baukunst und von den übriggebliebnen Denkmalen derselben, gesagt habe, wird, wie ich glaube, hinlänglich seyn, ihren Charakter zu bestimmen. Die ägyptischen Gebäude sind durchaus kolossalisch, äußerst mühsam und fleißig, aber schwerfällig gearbeitet, und theils für den Raum den sie einschließen oder decken, zu massiv, theils mit Verzierungen zu sehr überladen. Man sieht an ihnen lauter eckige Umrisse, keine sanften Bogenlinien und Wölbungen, welche die Lasten, die sie tragen, verstecken, und dem Auge schmeicheln könten. Man staunt diese Gebäude voller Bewunderung an, die Einbildungskraft wird gleichsam unter der Vorstellung der ungeheuern Massen und der unsäglichen Arbeit, welche ihre Aufthürmung gekostet haben muß, zu Boden gedrückt; aber sie sind ganz unvermögend, jenes Wohlgefallen, jene angenehmen Gefühle zu erregen, die man bei den Werken ächter griechischer Baukunst empfindet.

Wüste man auch sonst vom Nationalcharachter der alten Aegyptier gar nichts, so würde man ihn doch aus ihren Gebäuden errathen können. Man würde bemerken müssen, daß diese nur von einer Nation errichtet werden konten, die zwar im höchsten Grade arbeitsam, geduldig, und in mechanischen Arbeiten nicht ungeschickt, aber ohne Geschmack und Genie, schwermüthig, an Despotismus und Sklaverei gewöhnt, unaufgeklärt und abergläubisch war. Wenn nichts uns überzeugen kann, wie sehr der Mensch ausarten, wie er seiner Bestimmung, seiner natürlichen Würde und Freiheit vergessen, und fühllos gegen allen Misbrauch und Druck seiner Beherrscher, bis zur Niedrigkeit eines Lastthiers herabsinken kann; so müssen uns diese Obelisken, diese Pyramiden und Tempel es begreiflich machen.

chen. Wären die Endzwecke, welchen alle diese Gebäude gewidmet waren, auch noch so heilig, noch so edel gewesen, so konten sie doch die Mittel, welche man zu ihrer Erreichung wählte, nimmermehr heiligen noch rechtmäßig machen. Könige und Priester konten nie zu Unternehmungen berechtigt seyn, die, wären auch ihre Absichten noch so gut gewesen, nicht ohne den Ruin des Landes, noch ohne Gefahr und Sklavenarbeit vieler tausend Menschen ausgeführt werden konten; und eben so wenig hatten in diesem Fall die Unterthanen eine gegründete Verpflichtung auf sich, mit Hintansezung ihres eignen Wohls und Lebens dem Willen ihrer Herrscher zu fröhnen. — Es ist eine in der Geschichte aller Zeiten und Völker gegründete Wahrheit, daß die gottesdienstlichen Anstalten überall desto einfacher, kunstloser und von Zwang und Trübsinn entfernter sind, je lauterer und edler die Vorstellungen sind, die sich der Mensch von der Gottheit macht. Nur der unaufgeklärte und abergläubische Mensch stellt sich Gott unter dem armseligen Bilde eines irdischen Königs vor, der auf seine Majestätsrechte eifersüchtig, immerfort zur Rache gerüstet ist, der seine Sklaven verachtet, Heiterkeit und frohen Muth ihnen zur Sünde rechnet, und nie anders als durch Züchtigungen und selbsterdachte Qualen mit ihnen ausgesöhnt werden kann. Nur bei solchen Nationen also, deren Verstand noch verfinstert ist, meint man die Gottheit durch blutige Opfer, durch harte Büssungen, durch Pomp und Pracht, und Tempel, deren Kostbarkeit das Mark der Nationen erschöpft, zu ehren; weil man noch nicht einsehen gelernt hat, oder nicht einsehen will, daß der Ewige durch solche Anstalten keinen Zuwachs seiner Ehre und Hoheit erhalten kann, daß er nicht der Tyrann, sondern der Schöpfer und Vater seiner Menschen ist, und als solcher von ihnen nicht zaghaft gefürchtet, nicht im Schweiße ihres

Angesichts angebetet, sondern lediglich durch Dank für seine Wohlthaten, und Vertrauen auf seine allezeit am Ende zur Glückseligkeit führenden Rathschlüsse verehrt seyn will! — —

Die Griechen und Römer führten in Aegypten, als ihnen dieses Land unterwürfig wurde, allmählig einen edlern und gefälligern Geschmack in der Baukunst ein. Das beweisen die häufigen Denkmale der griechischen Baukunst, die man noch heut zu Tage, besonders in Niederägypten findet. Es muß einen sehr sonderbaren Kontrast abgeben, wenn man in einer und derselben Gegend Ruinen altägyptischer Gebäude mit griechischen untermengt sieht. Die gefälligen Formen der leztern, auf welchen das Auge sanft hingleitet, und der Geist durch Wahrnehmung der Harmonie und des Ebenmases vergnügt wird; und dann wieder die schwerfälligen plumpen Massen der letztern, welche zwar Erstaunen abnöthigen, aber das Auge, das sie übersehen will, ermüden, und kein behagliches, angenehmes Gefühl, sondern nur schwermüthige beklemmende Empfindung in der Seele erregen! Ohnstreitig wird man hier, wenn es auch sonst nirgends wäre, sich überzeugen können, daß die Vollkommenheit menschlicher Werke nicht blos nach ihrer Dauer und Alterthum abgemessen werden kann; denn man wird bei den weit jüngern griechischen Gebäuden, gewiß mit mehrerem Wohlgefallen verweilen, als bei den uralten Aegytischen, wenn gleich diese der Zeit mit mehrerem Glücke als jene getrozt haben. Es ist hier wie mit unserm Wohlgefallen an menschlichen Gestalten. Wir empfinden etwas ganz anders, wenn wir ein junges reizendes Mädchen, als wenn wir eine alte Frau sehen. Wär diese auch älter als je ein Erzvater geworden ist, so würden wir doch bei ihrem Anblick höchstens nur denken; das ist eine sehr alte

Frau, aber — schön ist sie in Wahrheit nicht! — Meine Leser mögen mir diesen weltbekannten Gemeinplatz zu gute halten.

Von sarazenischen Gebäuden sind noch sehr viele Ueberbleibsel in Aegypten vorhanden. Wenn gleich die Sarazenen nicht so unzerstörbar fest, wie die alten Aegyptier, und nicht so geschmackvoll wie die Griechen bauten, so ist doch ihre Bauart gar nicht zu verachten. Ich will hier nur einige von diesen Ruinen, welche vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, kürzlich beschreiben.

Die Mauer, mit welcher der Kaliph Motahwakkel im Jahr 878 Alexandrien, nach Niederreißung der alten römischen Ringmauer umgeben lies, ist, wie Norden sie beschreibt, größtentheils aus Ziegelsteinen erbauet, sehr dick, und mit vielen Thürmen besetzt. Diese letztern sind nicht überall gleich dick, auch nicht von gleicher Gestalt und Bauart. Einige sind rund, andre oval, und noch andre viereckig, und in den ovalen sind zuweilen von einer Seite gerade Linien eingehauen. Auch inwendig sind diese Thürme von einander unterschieden. Einige sind mit einer doppelten Mauer versehen, und bei ihrem Eingange sind Windeltreppen angebracht, worauf man bis zu ihrer Spitze steigen kann. In andre kann man sonst nicht, als durch ein Loch in dem Schwibbogen, kommen. Will man hindurch, so muß man eine Leiter ansetzen, hinaufsteigen und durch die Oefnung kriechen. Ueberhaupt aber sind die Eingänge zu diesen Thürmen sehr enge und schmal. Sie führen zu der inwendigen Seite der Mauer, welche die Thürme mit einander verbindet. Ihre verschiednen Abtheilungen sind durch Schwibbogen abgetheilt, die zuweilen nur von einer, zuweilen auch von mehreren Säulen unterstüzt worden. Es giebt darunter auch einige,

nige, welche nur durch einen dicken Pfosten gestüzt sind. Die Schießlöcher, welche man in der ganzen Runde dieser Bollwerke sieht, sind von außen enge, inwendig aber werden sie immer weiter, und gleichen also denjenigen, die man hin und wieder in Europa an alten Schlössern wahrnimmt. Brunnen findet man in diesen Thürmen zwar nicht; wahrscheinlicherweise aber sind ehedem dergleichen da gewesen, und nachher verschüttet worden. Die Thürme sind durchaus sehr massiv und fest, und aus lauter großen viereckigen Steinen erbaut. An ihren untern Theilen sind ringsherum Säulenschafte aus verschiednen Marmorarten angebracht, welche in gewissen Entfernungen von einander abstehen, und eine solche Stellung haben, daß es läßt, als ob Kanonen da wären, welche aus den Schießlöchern hervorragten. Hin und wieder sind auch viereckige Marmorstücke mit eingemauert, sonst aber sind die Thürme größtentheils aus Sandsteinen erbauet. Die Mauern, welche die Thürme mit einander verbinden, und mit diesen zusammen die Ringmauer der Stadt ausmachen, sind nicht durchaus von gleicher Höhe, Breite und Bauart. Einige sind etwa zwanzig Fuß, andre mehr oder weniger dick. Ihre Höhe beläuft sich auf dreißig bis vierzig Fuß. An ihrer inwendigen Seite findet man einen bedeckten Gang, der fast eben so eingerichtet ist, wie derjenige, welcher zu Rom den Aurelianischen Pallast umgiebt. — Diese ganze Mauer kann unmöglich eben diejenige seyn, in deren Bezirk das alte Alexandrien erbauet war, denn für dieses würde sie unstreitig viel zu enge gewesen seyn. Die Kapitäle der Säulen, welche man auswendig an der Mauer sieht, weichen ganz von der griechischen Bauart ab. Die Säulenschäfte selbst, bestehen aus verschiednen zum Theil sehr kostbaren Marmorarten, und sind gewiß aus dem Schutte des zerstörten alten Alexandriens an den

Ort,

Ort, wo sie jezt so unschicklich angebracht sind, versezt worden. Dies alles giebt genugsam zu erkennen, daß die ganze Ringmauer ein Werk der Sarazenen seyn müsse.

An der großen Wasserleitung zu Alexandrien sind viele Bogen durch die Sarazenen ergänzt. Sie sind beinahe auf gothische Art gewölbt, aber sehr fest und dauerhaft.

Die Mauern und Thore des alten Kairo, welche Pocock ihrer Pracht und Schönheit wegen sehr rühmt, die dasige Wasserleitung, den Josephsbrunnen, den Josephspallast, die Kornhäuser Josephs, und die Ruinen von den Pallästen der alten ägyptischen Sultans, habe ich schon im ersten Theile S. 87 ff. erwähnt.

Die Türken, als die jetzigen Besitzer von Aegypten, wissen die Gebäude der alten Landeseinwohner so wenig zu schätzen, daß sie dieselben sehr oft zu Viehställen und Scheunen gebrauchen, oder, so weit es ihnen ohne allzugroße Mühe möglich ist, sie niederreißen, und die Trümmern der Säulen theils zu Mühlsteinen, theils zum Bauen gebrauchen. Wäre Aegypten jezt stärker bevölkert als es wirklich ist, so würde vielleicht von den alten Gebäuden sehr wenig noch übrig seyn. Wenn sich noch so viele von diesen Denkmälern des entferntesten Alterthums mitten unter einem barbarischen und unwissenden Volke erhalten, so hat man es blos ihrer unüberwindlichen Festigkeit und ihrer gewöhnlichen Lage in öden Gegenden und Sandwüsten zuzuschreiben. Die Türken haben einen sehr schlechten Geschmack und eben so wenig mechanische Geschicklichkeit in der Baukunst. Nur ihre Moscheen sind fest, und zum Theil kostbar, aber nichts weniger als schön gebaut. Auf Privathäuser wenden sie sehr wenig; und das ist auch in der That

nicht zu verwundern in einem Staate, wo niemand wegen seines Eigenthums in Sicherheit ist, und aller Aufwand nur dazu dient, die Habsucht der Despoten zu reizen. — Die meisten heutigen Privatgebäude in Aegypten sind nur untenher von Quadersteinen erbauet: die obern Stockwerke hingegen sind aus Backsteinen, welche blos an der Sonne gedörrt werden, aufgeführt.

Die alten Aegyptier rühmten sich, daß bei ihnen die Bildhauerkunst erfunden worden sei. Möglich ist es allerdings, und auch sehr wahrscheinlich, daß diese Kunst bei ihnen schon in den ältesten Zeiten, und gewiß viel früher, als bei den Griechen, ausgeübt worden ist. Aus Mangel an andern Baumaterialien, musten sie alle ihre Gebäude aus Granit und andern festen Steinen aufführen; sie erlangten in der Bearbeitung derselben sehr frühzeitig eine große Fertigkeit; sie hatten anfänglich keine andre als Bilderschrift, und dieser bedienten sie sich auch bei allen Inschriften, welche sie auf Obelisken, Säulen und Mauern eingruben; alle diese Umstände musten also natürlicherweise, wo nicht zur ersten Erfindung, doch zur häufigern Ausübung der Bilhauerkunst führen. Schwerlich kann man jedoch alles, was Diodor von der Geschicklichkeit und dem Kunstfleiß der ägyptischen Bildhauer sagt, auf Treue und Glauben annehmen. „Telekles und Theodorus, des Rhökus Söhne, sollen, wie dieser Schriftsteller sagt, für die Samier eine Statue des Pythischen Apollo gemeinschaftlich verfertigt haben, so, daß Telekles zu Samos die eine und Theodorus zu Ephesus die andre Hälfte ausgearbeitet habe. Beide Hälften, fährt Diodor fort, sollen bei der Aufstellung der Statue so genau zusammengepaßt haben, als ob sie aus einem Stücke gearbeitet wäre. Man sagt aber, daß diese Art Statuen zu verfertigen, keineswegs von den Griechen, sondern von

den

den Aegyptiern erfunden worden, und von diesen zu jenen gekommen sei. Denn die Aegyptier pflegen nicht so wie die Griechen blos nach dem Augenmaaß, sondern nach bestimmten Messungen aller Theile des Körpers zu arbeiten, so, daß sie im Kleinen sowohl als im Großen immer die nämlichen Verhältnisse beobachten. Sie theilen nämlich den ganzen Körper in ein und zwanzig und ein Viertel Theile, und wenn sich dann die Künstler, welche gemeinschaftlich ein Stück fertigen wollen, über die Größe des Ganzen verglichen haben, so arbeitet jeder seinen Antheil besonders aus. Weil nun das Verhältniß aller Theile gegen einander festgesetzt ist, so passen selbige hernach, wenn sie zusammengefügt werden, so schön zusammen, daß man sich darüber verwundern muß." —

Diese Erzählung Diodors, welche ich hier eingeschaltet habe, kann unmöglich richtig seyn, wenn man nach den ägyptischen Statuen, die sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben, urtheilen soll. Denn erstlich, findet man unter diesen keine, die aus zwei oder mehrern Stücken zusammengesezt wäre: selbst die größesten sind aus dem Ganzen gearbeitet. Eine einzige Ausnahme macht hier, die eine von den beiden sogenannten Memnonssäulen bei Theben, welche aus fünf horizontalen Steinlagen besteht; allein da die andre aus einem Stücke gearbeitet ist, so muß man hieraus schließen, daß der Künstler das Gegenstück derselben nur deswegen aus mehrern Stücken zusammengesezt habe, weil er keinen Stein, der eben so groß als die andre Statue war, hatte finden können. Zweitens findet man an den noch vorhandnen ägyptischen Bildsäulen gar nichts, was der hohen Meinung entspräche, welche Diodor von der Genauigkeit und dem Genie der Künstler gehabt zu haben scheint; vielmehr haben sie insgesamt rauhe Umrisse,

se, steife Stellungen, verzerrte Züge, und die verschiedenen Theile des Ganzen sind, besonders bei menschlichen Figuren, nichts weniger als wohlproportionirt zu nennen.

Die Massen, aus welchen die ächten und ältesten ägyptischen Statuen bestehen, sind gebrante Erde, schwarzer, rother und weißer Granit, schwarzer und grünlicher Basalt, Alabaster, grünliche Breccia, weißer, gelber und schwarzer Marmor, Plasma di Smeraldo (oder Nephrit) seltner Erz, und rother oder grünlicher Porphyr. Auch in Holz arbeiteten die ägyptischen Bildhauer zuweilen: das beweisen die Schnitzwerke an vielen Mumiendecken, die hölzernen Figuren von Todtenkörpern, welche nach Herodots Erzählung bei Gastereien den Gästen gezeigt wurden, die hölzernen Statuen, die in dem einen Saale im Mausoleum des Osymandyas, welches Diodor beschreibt, aufgestellt waren.

Das Nackende hat an allen ächten altägyptischen Statuen lauter gerade, wenig ausgeschweifte Linien. Die Muskeln sind fast gar nicht angedeutet, und überhaupt sieht man gar nichts, was einen vortheilhaften Begrif von den anatomischen Kentnissen der ägyptischen Bildhauer erwecken könte. Die Köpfe sind nicht oval, sondern fast ganz zirkelrund, die Augen platt, schräg gezogen und mit der Stirne fast in gleicher Ebne. Die Augenbraunen und Augenlieder sind blos durch eingegrabne Linien angedeutet; so auch die Lippen, welche fest geschlossen, und an den Mundwinkeln aufwärts gezogen sind. Die Backenknochen stehen stark hervor, das Kinn ist sehr klein und zurückgezogen. Die Ohren stehen sehr hoch am Kopfe, und sind unförmlich groß, und meistens mit Ohrgehängen verziert. Die weiblichen Figuren haben immer übermäßig volle Busen und schmale Hüften. Die Arme hängen bei männlichen

Figu=

Figuren ganz steif herab, bei weiblichen hängt nur der rechte, und der linke ist gemeiniglich unter der Brust gebogen. Der Nabel ist immer sehr tief ausgearbeitet. Die Schienbeine sind auswärts gebogen und an den Füßen, welche bei sitzenden Figuren allemal dicht neben einander stehen, sind die Gelenke der Zehen, so wie auch die an den Fingern, gar nicht angedeutet. — Was die Bekleidung anbelangt, so sind die männlichen Figuren blos mit einem Schurz umgürtet, und ihr Haupt ist mit einem Schmuck, der einer Bischofsmütze gleicht, oder mit einer Haube, die auf den Achseln in Streifen herabhängt, oder auch mit einer Schlange bedeckt. Weibliche Figuren sind mit einem sehr dünnen faltigen Gewand bekleidet, und tragen auf dem Kopfe einen Schmuck von Federn, oder eine numidische Henne, oder geflochtene und ringsherum gelegte Zöpfe, oder blos eine einzige Locke am rechten Ohr. Zuweilen ist der Kopf auch, bei männlichen sowohl als weiblichen Statuen, mit einem käferförmigen Aufsatz, oder mit Palmblättern bedeckt. Die meisten männlichen Statuen sind auf dem Haupte kahl, und unbärtig; doch wird Osiris oft mit einem in Zöpfe geflochtnen Barte vorgestellt. Arme und Füße sind nackend, wenn man die um sie oft gelegten Arm- und Fußringe ausnimmt.

Die Thierfiguren sind im ganzen besser, ungezwungener, und anatomisch richtiger gearbeitet. Einige Figuren von Sphinxen, welche man hier und da in Antiquitätensammlungen, besonders in der Abtei St. Genevieve zu Paris, sieht, so wie auch die beiden Löwen von Granit in der Dresdner Antiquitätensammlung, machen in der That ihren Künstlern Ehre. Auch unter den vertieft gearbeiteten hieroglyphischen Figuren auf Obelisken, Säulen u. s. w. sind die von Thieren

viel

viel besser, als die menschlichen Figuren gezeichnet, so, daß auch Hasselquist die Thiere, welche unter andern Hieroglyphen auf dem Obelisken von Matarea abgebildet sind, gleich auf den ersten Anblick erkant zu haben versichert. — Die Basreliefs sind allezeit in der Fläche des Steins, welcher daher ringsherum einen hervorragenden Rand hat, ausgearbeitet. Häufiger aber sind die aus Erz gegoßnen Basreliefs. Der größeste Vorzug der ägyptischen Bildhauerarbeiten besteht in ihrer außerordentlich feinen und fleißigen Politur, worinn sie die griechischen Werke dieser Art weit übertreffen: freilich aber ist dieser Vorzug von der Art, daß er auch an vollkommnern Werken zuweilen der Wirkung des Ganzen so gar nachtheilig werden, und hier, bei den ägyptischen Statuen, das Auge keinesweges für ihre übrigen großen Mängel entschädigen kann.

Fast alle altägyptische Statuen, besonders menschliche, sind einander in Gesichtszügen, Stellung, Proportion und Draperie ganz gleich. Nur leztere leidet zuweilen einige Ausnahme. Sonst aber findet man so wenig merkliche Abänderungen, daß man eine richtige Idee von allen diesen Kunstwerken haben kann, wenn man auch nur eins derselben gesehen hat. Leidenschaften im Gesicht und Stellungen auszudrücken, scheinen die ägyptischen Künstler ganz unfähig gewesen zu seyn. Sie blieben auch immerfort bei dem nämlichen Styl, es sei nun, daß dieses zu Folge bestimmter Gesetze und Vorschriften, durch welche sie, nach einiger Schriftsteller Meinung gebunden waren, oder aus Vorliebe zur Bequemlichkeit, und alter Sitte geschah, welche leztere bei allen Völkern heißer Erdstriche in besonders hohem Grade wirksam ist, und sich in ihren Kunstwerken so wie in ihren Gewohnheiten und Gebräuchen überall unverkennbar ausdrückt. — Schon Plato bemerkte,

daß

daß sich die ägyptischen Statuen schon seit Jahrtausenden immer gleich geblieben wären. Als nachher Aegypten unter die Herrschaft der Perser, Griechen und Römer kam, so lernten zwar die inländischen Bildhauer nach und nach ihren Figuren etwas mehr Rundung und Proportion zu geben, auch fingen sie an einzelne Theile richtiger und genauer auszuarbeiten; demohngeachtet aber mußten sie, wolten sie anders den Beifall ihrer Landsleute nicht verscherzen, die alten einheimischen Gesichtszüge, die alte Stellung und Draperie bei ihren Kunstwerken beibehalten. Das ging so weit, daß sogar der Kaiser Hadrian, als er seinem Liebling Antinous einen Tempel in Aegypten bauen, und ihn zu einem Gegenstand der Volksverehrung machen wolte, sich genöthigt sahe, die Statue desselben nach ägyptischer Art bilden zu lassen. Alle beßer, ungezwungner und mehr im griechischen Geschmack gearbeitete Statuen, die man für ägyptische ausgiebt, weil sie etwa aus ägyptischem Granit, Porphyr oder Basalt verfertigt sind, oder ägyptische Gottheiten vorstellen, haben entweder Aegypten nie gesehen, oder sind in diesem Lande von griechischen Künstlern verfertigt worden.

Die Bildhauerkunst, besonders die Kunst menschliche Statuen auszuarbeiten, konte in Aegypten aus mehr als einer Ursache niemals einen erträglichen Grad von Vollkommenheit erreichen. Ihr und allen bildenden Künsten, war fürs erste schon die Anhänglichkeit an allem was alt war, und der Charakter der Nation hinderlich. Die Aegyptier waren gewohnt, nichts vortreflich, nichts ihrer Achtung und Nachahmung werth zu finden, als was ihre Väter gethan und geglaubt hatten, sie kanten von der Welt nichts als ihr eignes Land, hatten weder Erlaubniß noch Neigung fremde Länder zu besuchen, und verachteten alles, was nicht ägyptisch war.

war. Ihr Charakter war finster und schwermüthig wie der größte Theil ihrer Religion, welche, wenn sie auch nicht immer gerade zu die düstre Laune nährte, doch wenigstens keinen Stof zu heitern und angenehmen Ideen darbot. Ihre Vergnügungen waren grobsinnlich und plump; von den feinen Freuden, welche Musik und Dichtkunst gewähren, und von der Behaglichkeit, welche gymnastische Uebungen, durch das erregte Selbstgefühl von eigner Kraft, einflößen, scheinen sie wenig oder gar keine Begriffe gehabt zu haben. Sie waren gewohnt, ihre Götter unter der Gestalt von Thieren, oder von Ungeheuern, welche die erhizte Phantasie erdacht hatte, anzubeten; dahingegen andre aufgeklärtere Völker ihre Gottheiten als höchste Ideale menschlicher Schönheit und Stärke sich dachten, und nach diesen Begriffen abzubilden suchten. Sie konten auch unmöglich menschliche Schönheit zum Muster ihrer Kunstwerke wählen; denn jeder sahe nur sich und seine Landsleute. Schön aber waren die Aegyptier niemals; und kein einziger griechischer oder römischer Schriftsteller hat je einen Aegyptier oder eine Aegyptierin körperlicher Vorzüge wegen gerühmt. Vielmehr erwähnt schon Aristoteles ihre krummen Beine *), und Aelian, Juvenal und andre Schriftsteller, gedenken ihrer aufgeworfnen dicken Lippen, ihrer plumpen Gesichtszüge, der dicken Bäuche und unförmlichen hängenden Busen der Aegyptierinnen u. s. w. Die Kopten, als die heutigen Nachkommen der alten Aegyptier, sind noch immer ein häßliches Volk, und die Aehnlichkeit zwischen ihnen und den alten Statuen ist so auffallend, daß sie mehr als ein Reisebeschreiber bemerkt hat. — Wie hätte wohl unter solchen Umständen ein ägyptischer Bildhauer schöne Gestalten bilden, wie hätte ein solches

Ideal

*) Problem. Sect. XIV. Qu. 4.

Ideal der Schönheit, als die griechischen Künstler beseelte, seiner Phantasie vorschweben können? Bedenkt man nun ferner, daß die Aegyptier immer ganz bekleidet gingen, daß es bei ihnen nicht so wie in Griechenland, gymnastische Spiele gab, wo der Künstler das Nackende, und die Wirkungen der Muskeln in ihren verschiedenen Lagen hätte studiren können, daß sie von der Anatomie, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, wenig oder gar nichts verstanden, so wird man sich nicht weiter wundern, wenn ihre nackenden Figuren in Umrissen, Symmetrie und Muskelbau so schlecht ausgefallen sind. Besonders aber war dem Aufkommen der Bildhauerkunst in Aegypten die ganze bürgerliche Verfassung des Landes hinderlich. Die Nation wurde ganz von Priestern regiert; mehr als diese wolten, durfte niemand denken, geschweige denn lernen oder thun wollen. Sie allein gaben den Ton an; sie schrieben dem Handwerksmann und Künstler so gut als dem Arzt und dem König Gesetze vor. Da ihre eignen Kentnisse so eingeschränkt waren, so konnten auch wohl durch ihre Instructionen, welche die Kraft der Gesetze hatten, unmöglich Virtuosen irgend einer Art gebildet werden. Alle Gewerbe, alle Künste waren erblich, und blieben immerfort bei den nämlichen Familien, wenn gleich Pauw dieses, ohne triftige Gründe vor sich zu haben, hat leugnen wollen. Wie wenig sich bei einer solchen Einrichtung, wo Konkurrenz und Nacheiferung wegfällt, oder durch Zunftgesetze eingeschränkt wird, große Künstler bilden können, das beweißt selbst die Erfahrung neuerer Zeiten; denn man hat immer bemerkt, daß sich gerade unter denjenigen Malern, Bildhauern oder andern Künstlern, welche zünftig oder bei einer Innung eingeschrieben sind, die wenigsten durch hervorstechendes Talent auszeichnen. Bedenkt man alles dieses, so wird man es sehr natürlich finden, daß Aegypten, bei

allem

allem Fleiße, Thätigkeit und unermüdeter Geduld der Nation, niemals große oder auch nur mittelmäsige Genies und Kunstwerke in dem Fache der bildenden Künste hervorbringen konte.

Pierius, ein Schriftsteller, von dem wir ein weitläuftiges Werk über die Hieroglyphen haben, vermuthet, die ägyptischen Bildhauer hätten blos deswegen Schönheit und Anmuth bei ihren Kunstwerken vernachläßigt, damit ihre Landsleute nicht etwa zur Abgötterei verleitet werden möchten. Allein es ist lächerlich, eine solche Vorsicht und gewissenhafte Behutsamkeit, den Künstlern eines Volkes anzudichten, welches schon ohnehin der gröbsten Abgötterei so ergeben war, daß jede neue Versuchung zu selbiger viel zu spät gekommen seyn würde. Weit gefehlt, daß man den guten Geschmack in der Bildhauerkunst blos in der Absicht, der Abgötterei vorzubeugen, vernachläßigt haben solte, scheint vielmehr eben die Abgötterei dieser Kunst in Aegypten noch einigen Verschub gethan zu haben. Nicht ohne Grund kann man dieses aus dem Umstande schließen, daß die Statuen und Figuren von Thieren, im ganzen besser als die menschlichen ausgearbeitet sind. Der Thierdienst machte beinahe den größesten Theil von der Religion der Aegyptier aus. Im Innern ihrer Tempel sahe man nur Figuren von Thieren, und fanden sich ja mitunter menschliche Gestalten darin, so musten sie doch Köpfe von Thieren haben. Dadurch bekamen also die Bildhauer häufige Gelegenheit sich in der Bildung thierischer Gestalten zu üben, und brachten es folglich auch darin weiter als in dem Studium und der Nachbildung der menschlichen Gestalt, unter welcher, außer den Königen und Priestern, nur einige wenige Gottheiten, nämlich Osiris, Horus, Isis, Harpokrates, und späterhin Serapis, aber auch diese nicht immer, vorgestellt wurden.

Wenn

Wenn es die Aegyptier in der Bildhauerknnst niemals weit brachten, noch bringen konten, so darf man sich nicht wundern, wenn auch ihre Geschicklichkeit in der Malerei sehr gering war. Diese Kunst wurde indessen in Aegypten sehr früh ausgeübt, denn die älteste Schrift, deren sich die Einwohner dieses Landes bedienten, war nichts anders als Malerei. Sie gaben vor, einer ihrer Könige, Thosorthres, habe die Kunst zu malen erfunden, und Plato redet gar von Gemälden, welche zehntausend Jahr alt wären. Hievon muß man denn freilich sehr viel abrechnen, da die gewisse Geschichte unsers Erdkörpers nicht über sechstausend Jahr zurück geht: indessen ist doch so viel gewiß, daß die Malerkunst in Aegypten eine sehr alte Erfindung war. — Herodotus gedenkt eines Gemäldes vom Vogel Phönix, welches er in Aegypten gesehen habe; der gemalten Modelle von Mumien, welche die Balsamirer hatten u. s. w. Noch heut zu Tage findet man Ueberbleibsel von ägyptischen Gemälden. Die Tempel zu Theben, zu Abydus, zu Antäopolis u. s. w. haben in einigen Sälen blau gemalte und mit goldnen Sternen verzierte Plafonds. Auch in den Gräbern der Könige bei Theben, hat Pocock viel Gemälde und gemalte Hieroglyphen gefunden. In einem von diesen unterirdischen Zimmern sah er das Bild des daselbst begrabnen Königs in seiner ganzen Länge auf den Stein gemalt. Sowohl die Seiten, als die Decken der Gemächer, waren mit hieroglyphischen Bildern von Vögeln und Thieren verziert; einige davon waren bemalt, und sahen so frisch aus, als ob sie eben fertig geworden wären. Eines dieser Grabmale war besonders sehr schön mit hieroglyphischen, theils in Stein gehauenen, theils gemalten Bildern geschmückt, und in dem großen Gemach einer andern Gruft, fand Pocock oben an der Decke eine gemalte große menschliche Figur, mit einem be-

son-

sonders gestalteten Scepter in der Hand, und mit Flügeln, welche über die Füße herabhingen und fast den ganzen Leib bedeckten. — An einigen Trümmern altägyptischer Gebäude sind die eingegrabnen Figuren ausgemalt, und selbst die Hieroglyphen auf den Obelisken scheinen ehedem, wie ich oben erinnert habe, ausgefüllt und bunt gemalt gewesen zu seyn. — Die Farben aller dieser Gemälde und die Vergoldungen, haben sich sehr gut erhalten, welches theils ihrer Aufbewahrung an unterirdischen Orten, theils der heitern trocknen Luft in Aegypten, aber auch wohl der Beschaffenheit der Farben zuzuschreiben ist. Es sind nämlich auch die leinenen Bänder und die Decken der Mumien, welche man hin und wieder in Europa sieht, bunt bemalt, und auch an diesen sind die Farben noch immer ziemlich frisch, ohnerachtet die Mumien übers Meer nach Europa gebracht, und in ein sehr verschiednes Klima versezt worden sind. Diesen Farben sind immer sehr hoch und grell, und ohne alle Schattirung dick aufgetragen. Sie scheinen größtentheils mit Wasser und Gummi zubereitet worden zu seyn, und sind fast alle aus dem Mineralreiche genommen. Blau und roth sind am häufigsten; nächst diesen weiß, schwarz und gelb; die grüne Farbe kommt auf ägyptischen Gemälden am seltensten vor. Zufolge der chemischen Untersuchungen, welche Hr. Prof. Gmelin in Göttingen mit den auf den Binden einer Mumie aufgetragnen Farben angestellt hat, scheint das blaue Farbematerial mit unsrer Smalte oder Kobaltglas überein zu kommen, und das rothe und gelbe ein arsenikalisches Produkt, vermuthlich Sandarak, Rauschgelb und Operment, zu seyn. Das weiße ist Bleiweis. Die Vergoldung ist vermuthlich eben so wie die Farben mit Gummiwasser aufgetragen. — Die Umrisse der ägyptischen gemalten Figuren sind so wie bei den Statuen sehr steif und plump; die Farben stehen

ur-

unverflossen neben einander, und die Perspectiv ist eben so wenig als bei andern Gemälden des Alterthums beobachtet. Mit einem Worte: wenn die alten Aegyptier schon seit Jahrtausenden die Malerkunst gekant und ausgeübt haben, so muß man gestehen, daß die Zeit, die sonst die Künste vervollkommet, nur in Aegypten zur Ausbildung derselben und zur Verfeinerung des Geschmacks gar nichts beigetragen habe.

Aus verschiednen Ueberbleibseln des Alterthums sieht man, daß die alten Aegyptier auch in verschiednen Künsten und Gewerben, die wir jezt nach chemischen Grundsätzen beurtheilen, nicht ungeschickt waren; ob es gleich, wie ich schon anderwärts bemerkt habe, sehr ungereimt ist, wenn einige Schriftsteller, z. B. Olaus Rudbeck, hieraus auf große wissenschaftliche Kentnisse in der Chemie schließen wollen. — Die Kunst Glas zu machen, scheint den Aegyptiern in den ältesten Zeiten schon bekant gewesen zu seyn, und vielleicht hatten sie dieselbe noch früher als die Phönizier, welchen man gemeiniglich die Erfindung des Glases zuschreibt. Diospolis oder Theben hatte die berühmtesten Glasfabriken; späterhin waren dergleichen auch zu Alexandrien: doch scheinen jene erstern noch zu der Römer Zeiten ihren alten Vorzug behauptet und die meisten Waaren geliefert zu haben. Die ägyptischen Glasarbeiter versicherten dem Strabo, ihr Land allein bringe eine gewisse Materie hervor, ohne welche man kein schönes Glas machen könne. Vermuthlich meinten sie das Natrum oder mineralische Alkali, welches in Aegypten theils aus einigen Landseen, theils durch Einäscherung, aus gewissen Pflanzen, besonders aus verschiednen Arten der Salsola und einer Art von Mesembryanthemum gewonnen wird. Diese Pflanzen werden freilich, so wie auch das natürliche Mineralalkali noch in verschiednen andern

Län-

Ländern gefunden; und in sofern hatten die ägyptischen Glasarbeiter Unrecht, wenn sie wähnten, Aegypten sei allein im Besitz derselben. Indessen muß man wissen, daß die ägyptische Soda noch iezt als die beste bekant ist. Die Venetianer erhalten die Soda, deren sie sich zu Verfertigung ihrer Glaswaaren bedienen, aus Alexandrien; und es ist bekant, daß das venetianische Glas noch vor hundert Jahren seiner vorzüglichen Güte wegen außerordentlich berühmt war; wenn man gleich jezt auch in andern Ländern eben so schöne Glaswaaren zu verfertigen gelernt hat.

In der Güte und künstlichen Bearbeitung des Glases, scheinen es die Aegyptier den Phöniziern weit zuvor gethan zu haben, wie man aus verschiednen Stellen beim Plinius, Athenäus, u. a. m. schließen muß. Sie machten ein ganz weißes Krystallglas, welches sehr hoch geschäzt wurde; ferner eine Art von gläsernen Gefäßen, welche man Alasontes nannte, weil die darauf befindlichen Figuren, je nachdem man sie in verschiedenen Richtungen betrachtete, mit mannichfaltigen bunten Farben spielten. Auch aufs Glasschneiden und Schleifen müssen sich die ägyptischen Glaskünstler gut verstanden haben: ihre Arbeiten von dieser Art waren sehr kostbar, aber auch ungemein zerbrechlich *). Sie verfertigten auch vergoldete Gläser; ob durchs Einbrennen, oder auf andre Art, läßt sich nicht bestimmen.

Das

*) Daher sagt auch Martial:

Tolle puer calices tepidique toreumata Nili,
Et mihi secura pocula trade manu.

Und an einem andern Orte, wo er von einem Trinkgeschirr redet:

Adspicis ingenium Nili, quibus addere plura
Dum cupit, ah quoties perdidit auctor opus!

Das schwarze Glas, welches man Vitrum obsidianum nennte, war vermuthlich ebenfalls ein ägyptisches Kunstprodukt. Theophrastus erzählt, ein ägyptischer König habe die Kunst erfunden, den Edelstein Cyanus (nach einiger Meinung, Lasurstein) aus blau gefärbtem Glase nachzumachen, und Cedrenus gedenkt einer ägyptischen Statue von smaragdgrünem Glase, welche noch unter der Regierung des Kaisers Theodosius zu Konstantinopel gezeigt wurde, und der Sage nach, zu den Zeiten des Sesostris verfertigt seyn solte. —

Ob die Alten wahres Porzellain gehabt haben, ist sehr ungewiß; denn die Vermuthung, daß die Masse der Gefäße, welche man Vasa murrhina nannte, Porzellain gewesen sei, ist noch manchen Zweifeln unterworfen. Die Römer kanten selbst die Natur dieser Masse nicht; sie wusten nicht, ob sie ein Natur- oder Kunstprodukt wäre, und in welchem Lande man sie eigentlich fände. Der Graf Caylus behauptet, man habe in Aegypten Porzellain verfertigt, und beruft sich auf eine kleine ägyptische Statue, welche auf einem Grunde von himmelblauem Schmelzglas mit schwarzen Hieroglyphen bemalt ist. Allein um entscheiden zu können, ob diese Statue wirklich aus Porzellain gemacht wäre, hätte man sie zerbrechen müssen; denn man findet noch viele ähnliche Statuen und Bruchstücke von Vasen in Aegypten, welche aber blos feine Töpferwaare oder Fayance, und mit einer Glasur von verschiednen Farben bedeckt sind. Die ägyptischen Töpferwaaren wurden sehr geschäzt, und in der That ist die Masse der Bruchstücke, welche man noch davon findet, ziemlich fein, wenn gleich die Bildnerei der Figuren sehr schlecht und plump ist. Man hielt besonders viel auf die irdnen Geschirre von Naucratis, welche (vermuth-

lich

lich von eingebrantem und mit der Glasur aufgetragnen Silberglimmer) eine angenehme Silberfarbe hatten, und die Geschirre von Koptos. Diese leztern können wohl nicht glasurt gewesen seyn, weil sie wohlriechend waren, und dieser Eigenschaft wegen vorzüglich geschäzt wurden, welche in einem so starken Feuer als das Glasuren erfordert, nicht hätte bestehen können. Was die Schmelzfarben anbelangt, deren sich die Aegyptier zur Töpfer- und Fayanceglasur, so wie auch zur Verfertigung der bunten Gläser bedienten, so scheint die blaue, Koboltglas oder Smalte, (vielleicht auch, wie Herr Gmelin bei der Untersuchung anderer blauer Gläser der Alten gefunden hat, eine besondre Zubereitung der Eisenerde,) und die gelbe, Bleyglas zu seyn. Den mineralischen Purpur kanten die Alten nicht, und ihre rubinrothen Gläser und Glasuren sind daher vermuthlich mit einem andern uns unbekanten Zusatze gefärbt. Die Alasontes oder buntspielenden Gläser, wurden vielleicht durch Versetzung der Glasfritte mit einer kleinen Portion Zinnasche bereitet; wenigstens pflegt man heut zu Tage die milchweißen Gläser, welche nach Art der Opale mit bunten Farben spielen, auf diese Art zu verfertigen. — Man machte in Aegypten auch die sogenannten Vasa Murrhina nach. Diese unächte Waare hatte die wellenförmigen und buntfärbig spielenden Streifen der ächten Murrha; aber sie war nicht so fein in der Masse, und konte die Hitze nicht vertragen. Diese in Aegypten nachgemachten Vasa Murrhina wurden auch zu der Römer Zeiten nicht sehr häufig nach Italien gebracht, sondern größtentheils an die Nationen verkauft, welche auf der Ostseite von Afrika an den Küsten des rothen Meers wohnten.

Man hat behauptet, die Aegyptier wären große Freunde von Feuerwerken und Illuminationen gewesen. Diese Behauptung gründet sich besonders auf zwei Stellen beim Herodotus. Dieser Geschichtschreiber erzählt an einem Orte, er habe zu Sais in dem königlichen Pallast einen hölzernen, an Hals und Kopf stark vergoldeten, und mit einer Purpurdecke bekleideten Ochsen gesehen, welcher auf den Knieen liege, und zwischen den Hörnern eine goldne Sonne trage. In der Hölung dieses Ochsens habe Mycerinus, der gemeinen Sage nach, seine Tochter begraben, und zugleich ihr zu Ehren die noch dauernde Stiftung gemacht, daß in dem Begräbnißzimmer alle Tage geräuchert, und jede Nacht eine Menge von Lichtern angezündet werden müsten. — An einem andern Orte erzählt Herodotus, die Aegyptier pflegten am Feste der Minerva zu Sais, in der Nacht ihre Häuser ringsherum mit Lampen zu erleuchten, die mit Salz und Oel *) gefüllt wären, und dieser Gebrauch werde in ganz Aegypten beobachtet, so, daß in derselben Nacht das ganze Land illuminirt sei. Auch Aelian erwähnt etwas von den Illuminationen, welche die Aegyptier bei großen Feierlichkeiten anstellten. In der Vorausseßung, daß die Lesart beim Herodotus, nach welcher die Aegyptier in ihren Lampen Salz und Oel branten, richtig sei, hat man verschiedne Muthmasungen über die Art dieses Salzes, und über den Nutzen

*) Λύχνα - ἔμπλεα ἁλὸς καὶ ἐλαίου. Das ist die gewöhnliche Lesart: vielleicht aber sollte man statt ἁλὸς, ὕδατος lesen; in diesem Fall wären die Lampen bei den ägyptischen Illuminationen so eingerichtet gewesen, wie die unsrigen, wo das Oel ebenfalls über Wasser steht: und dann wäre die ganze Schwierigkeit, was für ein Salz hier eigentlich gemeint sei, und wozu es habe dienen sollen, glücklich gehoben.

Nutzen desselben in diesem Falle gewagt. Einige Neuere haben unter dem Salze Mineralalkali oder Natrum, andre Kochsalz verstanden; einige haben geglaubt, man habe sich dieses Salzes bedient, um der Flamme der Lampen verschiedne Farben zu geben, und noch andre vermuthen, man habe dadurch blos der allzuschnellen Verzehrung des Oels vorbeugen wollen. Ich will und kann hierüber nichts entscheiden, zumal da ich die Lesart, ἅλὸς beim Herodotus für unrichtig halte: überhaupt aber glaube, ich daß man sich sehr übereilt habe, wenn man aus dieses Schriftstellers ziemlich unbestimmten Nachrichten von nächtlichen Erleuchtungen an einem einzigen Orte und bei einem einzigen Feste im Jahre, auf eine große Neigung und Geschicklichkeit der Aegyptier zu Illuminationen hat schließen wollen. Eben so verhält sichs mit dem, was man von der ägyptischen Feuerwerkerkunst gesagt hat. Die ganze Sache gründet sich auf ein paar Stellen beim Plinius und Apulejus, die sich nur durch gewaltsame Verdrehung des Sinnes, und außer ihrem Zusammenhange, auf die Feuerwerkerkunst deuten lassen.

Man liest beim Plinius folgende Worte, die ich, weil ihr Sinn ungewiß ist, lateinisch hersetzen will: tingit et Aegyptus argentum, ut in vasis Anubim suum spectet: pingitque, non caelat argentum *). Man hat nicht gewust, was man aus diesem Färben und Malen des Silbers machen solte, weil man die Worte, tingit, pingit, im buchstäblichen Sinne nahm. Einige Ausleger haben geglaubt, es sei hier von einer Firnißmalerei die Rede: andre, man müste sich dabei Emailgemälde auf Silber denken. Allein das Silber taugt zum Emailliren nicht, weil es eher im Feuer fließt

als

*) H. N. L. XXXIII. c. 9.

als die metallischen Schmelzfarben, die zu dieser Arbeit gebraucht werden. Plinius redet hier wohl eigentlich von dem Vergolden des Silbers. Zween Umstände machen dieses wahrscheinlich. Fürs erste hatte dieser Schriftsteller unmittelbar vorher vom Vergolden der Spiegel geredet, und nun fährt er im Zusammenhang fort: tingit *et* Aegyptus &c. Fürs zweite weis man aus andern Nachrichten, daß Anubis allezeit mit vergoldetem Antlitz vorgestellt wurde; und redet also hier Plinius vom Vergolden, so wird auch der sonst unerklärliche Zusatz, ut in vasis Anubim suum spectet, verständlich, wie auch schon Pauw erinnert hat. Wahrscheinlicher weise bedienten sich die Aegyptier der Vergoldung im Feuer, vermittelst eines Amalgama aus Gold und Queckſilbers; denn die sogenannte trockne Vergoldung, welche weniger dauerhaft ist, war den Alten unbekant. Ueberhaupt müssen die Aegyptier schon in den ältesten Zeiten geschickte Gold und Silberarbeiter gehabt haben. Beim Homer schenkt der König von Theben dem Menelaus zwo große silberne Schalen, und zween künstlich gearbeitete goldne Dreifüße; und seine Gemalin Alkandra, giebt der Helena einen goldnen Spinnrocken, und ein niedliches silbernes Körbchen mit einem künstlich geflochtnen goldnen Rande. Mit Vorbedacht erwähne ich hier nichts von dem goldnen Ringe des Osymandyas, und von dem mit Gold und Silber überzognen Schiffe des Sesostris beim Diodor, weil Osymandyas und Sesostris, wie ich anderwärts erinnert habe, vielleicht blos mythische Personen sind.

Es ist ungewiß, ob die Aegyptier in den ältesten Zeiten geprägte Gold- und Silbermünzen gehabt haben. Man kennt wenigstens heut zu Tage keine ägyptische Münze, deren Alter über die Zeiten der Ptolemäer hinaus reichte. Vergeblich würde man aus den

Goldplättchen mit vertieften Charaktern, welche sich zuweilen am Halse oder im Munde der Mumien finden, auf die Erfahrenheit der alten Aegyptier in der Prägekunst schließen wollen.

Leinwand, Tuch und allerlei Zeuge webten die Aegyptier schon in den allerältesten Zeiten. Der Flachs wurde, wie ich anderwärts erzählt habe, in Aegypten in sehr großer Menge gewonnen, so, daß man ihn auch seit der Ptolemäer Zeiten in fremde Länder verführte: Baumwolle wuchs im südlichen und östlichen Theile Aegyptens. Die inländische Konsumtion dieser beiden Artikel war außerordentlich groß, weil alle Aegyptier leinene Unterkleider und die Priester insonderheit baumwollne trugen. Tuch von Schafwolle wurde auch verfertigt, aber nur zu Ueberröcken getragen. Herodotus merkt, als etwas besondres an, daß die ägyptischen Weber, gegen die Weise andrer Völker, den Eintrag nicht aufwärts, sondern unterwärts durch die Kette zu werfen pflegten. Man muß sich in Aegypten auf die feine Spinnerei sehr gut verstanden haben, wenn es wahr ist, was Plinius erzählt, daß in dem leinenen Bruststück, welches Amasis in den Tempel der Minerva zu Lindus geschenkt hatte, jeder Faden aus 365 Fäden zusammengedreht gewesen sei, und daß man noch zu seinen (Plinius) Zeiten hundert und funfzigdrätigen ägyptischen Zwirn gehabt habe. Und dennoch sagt dieser Schriftsteller gleich hinterdrein, daß der ägyptische Flachs zwar ein sehr einträglicher Handelsartikel für das Land sei, aber keinen festen Faden gebe. — Die berühmtesten Leinwandmanufakturen waren, wenigstens zu der Römer Zeiten, zu Panopolis und Alexandrien, wo auch eine berühmte Tapetenmanufaktur war. Pelusium lieferte verschiedne Zeuge, und Arsinoe, Stoffe und Tücher nach äthiopischer und indianischer Art. Auch

der

der ägyptischen Stickereien wird hin und wieder von römischen Schriftstellern gedacht *).

Auch die Wollen- und Leinwandfärberei war den Aegyptiern nicht unbekant. Sie verfuhren dabei auf eine besondre Art, welche mit unsrer Kattundruckerei viel Aehnlichkeit hatte, und vom Plinius beschrieben wird. „In Aegypten," sagt er, „hat man eine sehr wunderbare Methode, allerlei Zeuge zu malen. Man zeichnet nämlich die Figuren, die man haben will, nicht mit Farben auf das Tuch, sondern mit gewissen Substanzen, welche die Farbe einsaugen können. Die so zubereiteten Stoffe, an welchen man gar nichts von der Zeichnung sieht, werden sodann in einen Kessel mit siedender Farbenbrühe getaucht, und einen Augenblick drauf zieht man sie buntgemalt heraus. In dem Kessel selbst ist nur eine Farbe, und doch wird diese, durch die Kraft der Beize, womit man zuvor auf die Tücher gezeichnet hat, in mehrere ganz verschiedne Farben verwandelt, die auch so fest haften, daß sie nicht wieder ausgewaschen werden können **)." Man erkennt in dieser Beschreibung ziemlich die Procedur, welche heut zu Tage von den Wollenfärbern und Kattundruckern beobachtet wird; nur mit dem Unterschied, daß die Aegyptier, wie es scheint, ihren so gefärbten Tüchern und Zeugen allemal auch einen farbigen Grund geben musten, und daß sie, in Ermangelung der Formen, deren man sich jezt zum Kattundrucken bedient, die

Zeich-

*) — Eques et picti tunica nilotide Mauri.
Martial.

Quod Nilotis acus, compresso pectine telum
Solvit et expanso laxavit stamina velo.
Lucanus.

**) Plin. H. N. L. XXXV. c. 12.

Zeichnung mit viel größerer Mühe und Zeitaufwand machen musten. Ihre Beitzen, womit die rohen weissen Tücher vor dem Eintauchen in die Farbenbrühe gezeichnet wurden, waren vermuthlich saure und laugenhafte Flüßigkeiten, vielleicht auch Auflösungen verschiedner Metalle in Essig und andern vegetabilischen Säuren (denn die Mineralsäuren waren den Alten ganz unbekant). In dem Farbekessel befand sich wahrscheinlicher weise eine blaue Brühe aus Pflanzen gezogen, und wenn alsdann in diese die Zeuge getaucht wurden, so muste der Grund, oder die ungezeichneten Stellen, blau, die mit Säuren gezeichneten Figuren roth, und die mit Laugensalzen angegebnen, grün werden. Vielleicht konte man durch andre Beizen und Farbebrühen noch andre Farben herausbringen, z. B. die schwarze, wenn man die Figuren mit einer Auflösung von Eisenvitriol zeichnete, und die Farbebrühe mit zusammenziehenden pflanzartigen Stoffen versezte u. s. w. Der Alaun, welcher in Aegypten so häufig und vorzüglich gut gewonnen wurde, war vermuthlich auch ein Ingredienz, dessen sich die dasigen Färber bedienten; wenigstens wissen wir, daß den Alten der Nutzen dieses Materials zur Festsetzung der Farben nicht unbekant gewesen ist *).

Die Bereitung des ägyptischen Papiers verdient hier besonders beschrieben zu werden. Man machte es von dem Papyrus, einer Pflanze, die ich schon im ersten Theile S. 48 beschrieben habe. Man schnitt die Spitzen der Stengel, welche unbrauchbar waren, und unten die Wurzeln, welche gegessen wurden, ab, und behielt blos den mittlern Theil der Pflanze, dessen Länge ohngefähr vier Fuß betrug. Diesen rizte man der

*) Plin. L. XXXV. c. 15.

der Länge nach mit einer Nadel auf, und löste auf diese Art die äußere feine Haut in langen schmalen Streifen ab. Jeder Papyrusstengel gab höchstens zwanzig solche Streifen. Diese Streifen legte man der Länge nach neben einander auf eine mit Nilwasser genezte Tafel, so, daß ihre Ränder dicht auf und neben einander zu liegen kamen. Das Nilwasser vertrat hier die Stelle des Leims, und klebte die Streifen an einander. Auf diese, der Länge nach zusammengefügte Streifen, legte man andre queer über, welche mit der innern Seite, auf die innere der untern Schicht paßten, und eben so wie diese an den Rändern zusammengeklebt wurden. Die so zubereiteten Papierbogen wurden endlich gepreßt, und an der Sonne getrocknet. Man hatte zu Plinius Zeiten, neun verschiedne Sorten von diesem Papier, die sich theils durch innere Güte, theils durch die verschiedne Breite von einander unterschieden. Die Länge scheint immer gleichviel, nämlich ohngefähr vier Fuß betragen zu haben. Das schlechteste war nur sechs Zoll breit und zum Schreiben unbrauchbar, daher es auch nur als Pack- und Löschpapier gebraucht wurde. Nicht viel besser war das Tanitische, dessen Breite ohngefähr sieben Zoll betrug. Es wurde nach dem Gewicht verkauft. Das Saitische war acht Zoll breit, aber so wenig fest und haltbar, daß es nicht geschlagen werden konte. Das Athribitische *) war neun, und die Charta Fannia zehn Zoll breit. Eine der ältesten Sorten und unter diesen die beste, war das hieratische eilfzöllige Papier, welches in alten Zeiten blos zu heiligen Schriften gebraucht worden war. Es muste nachher aber

*) Von Athribis einer ägyptischen Stadt und Provinz. Ich folge hier Guilandins Konjektur; denn die gewöhnliche Lesart, amphitheatrica, hat keinen bestimmten Sinn.

aber der Charta Augusta und Livia, welche beide dreizehn Zoll breit waren, den Vorzug lassen. Die Charta Livia behielt immer ihren ersten Werth, die Charta Augusta aber war zu dünne und schlug durch, daher man sie auch nur auf einer Seite beschreiben konte. Um diesem Mangel abzuhelfen, fing man unter der Regierung des Claudius an das Papier stärker zu machen, indem man auf die zwote Schicht von Queerstreifen noch eine dritte leimte, die, so wie die erste, aus Streifen bestand, welche der Länge nach zusammengeklebt waren. Dieses Papier, welches breiter als alle übrige Sorten war, und den Namen Charta Claudia führte, wurde vorzüglich hoch geschäzt und am theuersten bezahlt *). — Verschiednes, was noch sonst zur Geschichte des ägyptischen Papiers gehört, habe ich schon im ersten Theile angeführt. Der Gebrauch desselben erhielt sich, wie Mabillon gezeigt hat, bis ins 9te Jahrhundert, und noch heut zu Tage findet man einige wenige alte Codices und Urkunden, welche auf solches Papier geschrieben sind. Die jetzigen Einwohner Aegyptens haben die Kunst ihrer Vorfahren, die Papyruspflanze zu bearbeiten, dergestalt verlernt, daß sie alles Papier, dessen sie bedürfen, von den Europäern kaufen müssen.

Zum Schlusse dieses Abschnitts will ich noch eine Geschichte und Beschreibung der Balsamirkunst bei den Aegyptiern beifügen. Man wird sich nicht wundern, daß ich sie unter den Künsten und Gewerben der Aegyptier aufführe, wenn man bedenkt, daß das Einbalsamiren todter Körper, das Geschäft einer besondern Zunft oder Klasse von Menschen war, welche allein von den dazu erforderlichen Proceduren und Kunstgriffen unter-

*) M. s. Plin. H. N. L. XIII. c. 12.

unterrichtet waren, und von dem Lohn ihrer Arbeit lebten.

Die Gewohnheit, und Kunst menschliche und auch thierische Leichname einzubalsamiren, war in Aegypten etwas sehr altes. In der mosaischen Geschichte wird davon als von einer ganz bekanten Sache geredet. Joseph ließ durch seine Leibärzte die Leiche seines Vaters Israel vierzig Tage lang einbalsamiren: und er selbst wurde nach seinem Tode ebenfalls einbalsamirt. — Solche, theils ausgetrocknete, theils einbalsamirte Körper, werden bekantermaßen Mumien genannt; ein Name, der weder aus dem Griechischen noch aus dem Lateinischen abstammt, aber auch nicht ägyptischen Ursprungs zu seyn scheint, zumal wenn die Lesart und Nachricht beim Augustinus richtig wäre, nach welcher die Aegyptier ihre einbalsamirten Körper Gabbaras genannt haben sollen.

Dem Herodotus haben wir die älteste umständliche Beschreibung des Einbalsamirens zu verdanken. „Das Einbalsamiren," sagt er, „ist in Aegypten eine eigne Kunst, und wird von Personen, die dazu besonders bestellt sind, ausgeübt. Wenn ihnen die Beschickung einer Leiche aufgetragen wird, so zeigen sie den Angehörigen des Verstorbnen hölzerne Modelle von Mumien, von welchen es drei Arten giebt. Die eine Art ist die mühsamste und kostbarste: die zweite ist schlechter und weniger kostbar; die dritte endlich ist die wohlfeilste. Je nachdem man nun die Leiche auf die eine oder die andre Art einbalsamiren lassen will, je nachdem werden auch die Kosten verschiedentlich bedungen. Das Einbalsamiren wird in den Häusern der dazu bestimmten Künstler vorgenommen. Sie fangen damit an, daß sie einen krummen eisernen Haken in die Nasenlöcher bringen und damit das Gehirn herausziehen, an dessen

Statt

Statt sie flüßige Spezereien in die Kopfhöle gießen. Hierauf schneiden sie den Unterleib unter den Rippen mit einem scharfen Messer von äthiopischem Steine (Basalt?) auf, nehmen alle Eingeweide heraus, reinigen und waschen sie erst mit rothem Wein, dann mit Gewürzen aus. Hierauf füllen sie die Bauchhöle mit zerstoßner reiner Myrrhe und Kassia und andern Spezereien und nähen alsdann hinten die Haut wieder zusammen. Nunmehr wird der Körper in Natrum (Λίτρον s. νίτρον) gelegt, und damit ganz bedeckt, und auf diese Art bleibt er siebzig Tage liegen; denn länger darf das Einbalsamiren nicht dauern. Nach Verlauf dieser Zeit wäscht man den Körper ab, und wickelt ihn in Binden von Byssus ein, welche mit Gummi überstrichen werden. So zubereitet wird er nun an die Anverwandte abgeliefert, welche ihn in ein holes hölzernes Bild, das wie ein Mensch gemalt ist, einschließen, und so in einem besondern Zimmer neben andern Mumien aufgerichtet hinstellen. — Bei der zwoten Art des Einbalsamirens, verfährt man folgendermaßen. Man sprizt die Eingeweide durch den After mit Cedernharz (Terpenthin?) *) aus, ohne den Bauch zu öfnen, und die Därme heraus zu nehmen. Sodann wird der Leichnam eine bestimmte Anzahl von Tagen hindurch in Natrum gelegt, welches alle fleischigen Theile verzehrt, und alsdann zieht man das in die Därme gesprizte Harz wieder heraus, welches die Kraft hat, die innern Theile ganz zu verzehren, so, daß diese zugleich mit dem Harze herausgezogen werden können. Auf diese Art bleibt nichts als Haut und Knochen übrig, und die so zubereitete

*) — Κεδρία — ἄλειφαρ ἀπὸ τῦ κέδρυ beim Herodotus, Plinius sagt ausdrücklich, das Cedrium, dessen sich die Aegyptier zum Einbalsamiren bedienten, komme von Kiefern und Fichten. H. N. L. XVI. c. 11.

tete Mumie wird nun, ohne weitere Zurichtung, den Hinterlaßnen abgeliefert. — Die dritte Art des Einbalsamirens ist nur bei armen Leuten gewöhnlich. Man spült den Leib blos mit Salzwasser (συρμαίη) aus, und salzt ihn siebzig Tage lang mit Natrum ein. Das ist die ganze Zubereitung *)." An einem andern Orte meldet Herodotus, daß man in Aegypten auch die Katzen, Hunde, Haselmäuse, Pharaonsratten, Habichte und andre heilige Thiere einbalsamire; ganz besonders aber, und auf die kostbarste Art balsamire man die Leichen derjenigen, welche im Nil ertrunken, oder von einem Krokodil getödet worden wären **).

Diodors Erzählung vom Einbalsamiren, ist zum Theil umständlicher, als die des Herodotus, und deswegen ist es nöthig sie hier besonders einzuschalten. „Man hat," sagt er, dreierlei Arten die Leichen zu behandeln. Die Kosten der vornehmsten und theuersten Balsamirung, betragen ohngefähr ein Talent Silbers; (900 Thlr.) die zweite kommt auf zwanzig Minen (400 Thlr.) zu stehen; die dritte aber macht sehr wenig Kosten. Die Balsamirkunst wird als ein erbliches Gewerbe von besonders dazu angestellten Leuten getrieben. Diese bringen den Anverwandten der Verstorbnen eine Berechnung der Kosten, welche eine jede Art des Einbalsamirens erfordert, und fragen, wie sie ihre Leiche wollen beschicken lassen. Man wird dann mit ihnen über den Preis einig, und sie nehmen die Leiche zu sich. Die Verrichtungen beim Einbalsamiren sind unter verschiedene Personen vertheilt, wovon jeder sein eignes ihm angewiesnes Geschäft hat. Zuerst kömmt derjenige,

*) Herodotus L. II. c. 86. 89.

**) L. II. c. 67. 90.

nige, den man den Zeichner *) nennt: dieser macht unter den Rippen auf der linken Seite einen Strich, welcher andeutet, wie groß der Schnitt werden soll. Wenn dieses geschehen ist, so tritt der Paraschistes (Leichenöfner) herzu, und schneidet den Bauch nach der Vorschrift mit einem Messer von äthiopischem Stein auf. Sobald er dieses gethan hat, läuft er, so schnell als er kann, davon, um den Steinwürfen zu entgehen, womit ihn die Umstehenden begrüßen. Dieses Werfen mit Steinen ist eine alte Sitte, und soll andeuten, daß jeder, der seinen Nebenmenschen verwundet oder sonst beschädigt, allemal Haß verdiene. — Ist nunmehr der Bauch geöfnet, so verrichten die eigentlich sogenannten Balsamirer (Ταριχευταὶ) was ihres Amts ist. Diese Leute stehen in großem Ansehen, und haben mit den Priestern gleichen Rang. — Einer von ihnen nimmt durch die Oefnung alle Eingeweide der Brust und des Unterleibes heraus; nur das Herz und die Nieren werden an ihrem Orte gelassen. Ein andrer reinigt die Eingeweide, und wäscht sie mit gewürztem rothen Wein ab. Der ganze Körper wird zuerst dreißig Tage lang mit Cedernharz und verschiednen Spezereien, alsdann mit Myrrhen, Zimmt und verschiednen fäulnißwidrigen und wohlriechenden Stoffen einbalsamirt, und endlich den Angehörigen wieder ausgeliefert. Diese Mumien oder einbalsamirten Leichname sind mit so grosser Kunst zubereitet, daß sogar die Augenbraunen und Augenwimpern noch zu sehen sind, und der Körper seine ganze Gesichtsbildung, eben so als wenn er noch lebte, beibehält. In den Häusern der vornehmen Aegyptier be-

*) So glaub ich muß man hier das Wort γραμματεὺς übersetzen; nicht Schreiber: denn der Mann hatte keine Buchstaben zu schreiben, sondern blos einen Strich zu zeichnen.

bewahrt man die Mumien der Ahnen und Verwandten mit großer Sorgfalt auf, so, daß diese gleichsam, wenn sie auch schon vor mehrern Jahrhunderten verstorben sind, noch immer mit ihren Nachkommen zu leben scheinen *)."

So positiv und entscheidend auch dem ersten Ansehen nach die hier ausgezognen Nachrichten des Herodotus und Diodor scheinen mögen, so fällt doch ein grosser Theil ihrer Zuverläßigkeit weg, wenn man die noch vorhandnen Mumien selbst dagegen hält; und neuere Untersuchungen beweisen hinlänglich, daß die Aegyptier beim Einbalsamiren der Leichen entweder gar nicht, oder doch nicht immer so, wie jene griechische Schriftsteller melden, zu Werke gegangen seyn können.

Es sind sehr viele Mumien aus Aegypten nach Europa gebracht worden, die man in verschiednen Kunstsammlungen als Seltenheiten aufbewahrt. Sie sind fast alle in der Sandebne bei Sakkara in der Nähe des alten Memphis ausgegraben, wo man in vielen unterrdischen Gängen und Grotten noch jezt eine große Menge Mumien von Menschen sowohl als von Vögeln und andern heiligen Thieren findet. Die Türken und Araber erlauben den Europäern nicht diese Grotten zu besehen; sie selbst aber graben oft nach, um kleine goldne Figuren zu finden, die manchmal neben den Mumien liegen. In eben dieser Absicht zerschlagen sie auch die Töpfe, welche einbalsamirte Vögel enthalten. Die ausgegrabnen Mumien verkaufen sie an die Fremden, unterlassen aber nie, zuvor ein Stück an den Backen oder am Schlaf auszubrechen und die kleinen goldnen Bleche herauszunehmen, welche die Mumien gemeiniglich

*) Diod. Sic. L. I. c. 91.

lich im Munde haben. Daher kommts auch, daß man niemals oder doch äußerst selten unversehrte Mumien zu sehen bekommt.

Die neuesten und besten Untersuchungen über die Mumien, haben wir den Bemühungen der Göttingischen Professoren, Hrn. Heyne, Gmelin und Blumenbach zu verdanken. Ich hoffe meinen Lesern einen angenehmen Dienst zu leisten, wenn ich ihnen hier einen kurzen Auszug aus den Abhandlungen über die Mumien vorlege, welche diese Herren in der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorgelesen haben.

Herr Hofrath Heyne bemerkt überhaupt, daß unsre Kentniß der Mumien, so viel man auch über sie geschrieben und gesagt habe, äußerst mangelhaft und unvollständig sei, und daß wir auch nicht leicht hoffen können hierin zu völliger Gewißheit zu gelangen. Sehr werige von den Mumien, die sich in den europäischen Kunstkammern befinden, sind umständlich und gut beschrieben worden; jeder Schriftsteller hat sich seine allgemeine Vorstellung von den Mumien überhaupt, nach derjenigen, die er gerade vor sich hatte, gebildet. Die Betrachtung des Aeußerlichen der Mumien ist unzulänglich; chemische Untersuchungen aber sind sehr selten mit ihnen angestellt worden. Wäre es aber auch möglich, genaue Beschreibungen von allen in Europa vorhandnen Mumien zu haben, so würde das doch nicht hinreichend gewesen seyn: denn es würde noch immer eine vollständige Untersuchung der ägyptischen Begräbnißgrüfte an Ort und Stelle, und zwar in mehr als einer Gegend, nöthig seyn, um alles gehörig aufzuklären. Eine solche Untersuchung aber ist kaum zu erwarten; theils weil Aegypten so selten von Personen, die mit allen erforderlichen Kentnissen ausgerüstet wären, besucht

wird;

wird; theils auch, weil die schon bekanten ägyptischen Begräbnißplätze von den Barbaren zerstört und verunstaltet, die Entdeckung der noch unbekanten äußerst mühsam, und das Mißtrauen und der Neid der Türken und Araber gegen wißbegierige europäische Reisende unbezwingliche Hindernisse aller sorgfältigen Nachforschungen sind. Die Nachrichten, welche uns die alten Schriftsteller und die neuern Reisebeschreiber von den Mumien gegeben haben, sind nichts weniger als zuverläßig. Den meisten Reisenden, welche Aegypten und die Mumiengrüfte besucht haben, hat es theils an Sachkentniß, theils an Gelegenheit unversehrte Grüfte zu sehen, gefehlt. Alle ihre Bemerkungen schränken sich überdies auf den einzigen Begräbnißplatz bei Sakkara ein. Da aber die verschiednen ägyptischen Provinzen in Gottesdienst, Gebräuchen, Sitten und Naturbedürfnissen so sehr von einander abweichen, so kann uns nichts berechtigen, anzunehmen, daß sie nur in ihren Begräbnißgebräuchen und in der Behandlung ihrer Todten durchaus die nämliche Vorschrift beobachtet hätten. Die Nachrichten der Alten sind voller Lücken, zum Theil widersprechend, und harmoniren sehr wenig, mit dem, was uns eigne Untersuchung der Mumien lehrt. Eine genaue Kentniß der Mumien und des Verfahrens bei ihrer Zubereitung und Aufbewahrung läßt sich also durchaus nicht eher hoffen, als wenn man mehrere solche einbalsamirte Körper historisch, antiquarisch und besonders chemisch wird untersucht und beschrieben haben. Bei dieser Untersuchung wäre überdies auch schlechterdings nothwendig, daß man blos einzelne Thatsachen und Erfahrungen aufstellte, ohne vorauszusetzen, daß alle Mumien einander überall ähnlich seyn müsten. Denn ganz gewiß müssen die Mumien sehr verschieden seyn, je nachdem sie verschiedentlich, und zu verschiednen Zeiten zubereitet, und an verschiednen Orten aufbe-

bewahrt und gefunden worden sind. In Ansehung der Aufbewahrung ist besonders auch eine genaue Kentniß des Lokals nothwendig. Selbst die Sandwüste von Sakkara, aus welcher wir fast alle unsre Mumien haben, ist noch nie deutlich und vollständig genug beschrieben worden. Diese Fläche hat wohl zwölf Meilen im Umfang; sie ist sechs, sieben und noch mehr Fuß tief mit Flugsand bedeckt: wie konte man hier die Grüfte ausgraben, den Zugang gegen Verschüttung sichern und wiederfinden? Waren vielleicht gewisse Merkzeichen dabei angebracht? vielleicht pyramidalische Grabsteine? War das etwa der erste Anlaß zum Pyramidenbau, bei welchem man blos jenes Bedürfniß der Grabsteine übertrieb? — Ueber alles dieses geben uns die neuern Reisenachrichten gar keine Auskunft. Von oberägyptischen Mumien wissen wir vollends wenig oder gar nichts.

Die drei Arten der Einbalsamirung beim Herodotus, passen auf keine von unsern Mumien ganz: eben so wenig auch Diodors Beschreibung. Demohngeachtet aber ist es doch unwahrscheinlich, daß alle jezt noch vorhandne Mumien neuer als Herodots Zeitalter seyn solten: und es muß also wohl, selbst vor Herodots Zeiten, sehr verschiedne Arten die Mumien zuzubereiten, gegeben haben. Hr. Hofrath Heyne glaubt daher schliessen zu können, daß Herodotus nicht sowohl drei bestimmte Arten als vielmehr drei Klassen der Zubereitung habe beschreiben wollen. In der ersten Klasse kann er viele Verfahrungsarten zusammengefaßt haben, die in Ansehung des Aufwandes auf Spezereien, Binden, Malerei u. s. w. verschieden waren. Die hölzernen und bemalten Muster, welche man den Anverwandten vorzeigte, konten sich offenbar nur auf das Aeußerliche der Mumien, auf Malerei, Binden u. s. w. beziehen.

Der

Das meiste, was uns die Alten von der Zubereitung der Mumien sagen, geht auf die erste und kostbarste Art derselben. Aber eben hier finden sich sehr viele Dinge, welche theils unerklärlich sind, theils dem, was wir selbst an den Mumien sehen, gerade zu widersprechen. Herodotus sagt, man habe das Gehirn, vermittelst eines durch die Nasenlöcher eingebrachten Hakens herausgezogen. Das ist aber bei einer so weichen Masse, als das Gehirn ist, geradezu unmöglich; auch hat man bei den bisher angestellten Untersuchungen keine Spur einer Durchbrechung und Zerstörung des Siebbeins in der Nase wahrgenommen, sondern vielmehr gefunden, daß man hinten zwischen dem ersten Halswirbelbeine und dem Hinterkopfe in die Hirnhöhle hineingearbeitet haben müsse. Herodotus erzählt ferner, man habe die ausgeleerte Hirnhöhle mit Spezereien gefüllt; und gleichwohl hat man bisher die Hirnschädel der Mumien immer leer gefunden. So sind noch verschiedne andre Umstände in den Erzählungen der Alten, welche mit den neuern Beobachtungen über die Mumien gar nicht übereinstimmen.

Die Beschreibung, welche Herodotus von der zweiten Klasse der Mumien macht, enthält noch mehr Unbegreifliches. Hier soll man das Gehirn im Kopfe und die Eingeweide im Bauche gelassen, und keine Spezereien, sondern blos Cedernharz gebraucht, dieses lezte-re aber als Klystier beigebracht und nach einer bestimmten Zeit wieder herausgenommen haben. Dieses Herausnehmen war aber bei einem so zähen Körper, als das Harz ist, und wegen der vielen Krümmungen der Därme, schlechterdings nicht anders möglich, als wenn man den Unterleib und die Därme selbst aufschnitt, und dennoch sagt Herodotus ausdrücklich, daß dieses nicht geschehen sei. Er schreibt ferner dem Cederharze die

Kraft zu, daß es die Eingeweide auflöse und verzehre; und Plinius hat ihm das an einem Orte, wo er von den Eigenschaften dieses Harzes redet, treulich nachgeschrieben. Hier sind aber die Wirkungen des Natrum, welches nach Herodots Bericht blos das auswendige Fleisch verzehren solte, offenbar ganz unrichtig auf die Rechnung des Cederharzes geschrieben werden. Ueberhaupt ist das Harz, dessen man sich zum Einbalsamiren bediente, wohl nicht blos ein vegetabilisches, sondern vielmehr hauptsächlich ein sogenanntes mineralisches Harz, nämlich Asphalt, gewesen. Dieses erhellet theils aus der chemischen Untersuchung, welche der französische Chemist Rouelle mit den Mumien angestellt hat, theils auch aus Diodors Erzählung, daß die Aegyptier den Asphalt, ein zum Einbalsamiren unentbehrliches Material, von den Arabern kauften *). Da nun Herodotus von diesem so wesentlichen Ingredienz nichts meldet, so ist es wohl nicht ungerecht, zu vermuthen, daß er auch sonst von den zum Einbalsamiren erforderlichen Proceduren und Materialien, keine ganz genaue und richtige Kentniß gehabt habe.

Die dritte Art der Mumienbereitung, welche Herodotus anführt, war eigentlich gar kein Einbalsamiren; denn die Leichen wurden hier blos mit Wasser und Essig gewaschen und in Natrum eingesalzen. Dadurch aber konten die Körper gewiß nicht vor der Verwesung gesichert werden; und da gleichwohl der größeste Theil des Volks, nämlich die Unbemittelten, auf diese Art begraben wurden, so kann man im strengsten Verstande keinesweges behaupten, daß das Einbalsamiren eine in Aegypten allgemeine und auf alle Stände sich erstreckende Gewohnheit gewesen sei.

In

*) Diod. L. XIX. c. 99.

In Diodors Erzählung ist offenbar sehr vieles übertrieben: besonders die Erhaltung der Gesichtszüge, der Augenbraunen und Wimpern. Diese ist nie möglich, die Leichen mögen einbalsamirt oder ausgetrocknet werden. Selbst die natürlich ausgetrockneten Körper, die man hin und wieder, z. B. in einem Keller in Bremen, zu Toulouse, zu Kiow und an andern Orten sieht, haben die Gesichtszüge nicht mehr, die sie im Leben hatten: sie können auch dieselben nicht haben, da hier alle Theile durch die Austrocknung zusammenschrumpfen. Wie viel weniger aber ist das bei einer Zubereitung mit beizenden und das Fleisch zerstörenden Mitteln möglich? Eben diese Zubereitung muste auch, weit gefehlt, das Haar an den Augenbraunen und Wimpern zu erhalten, dieselben vielmehr zerstören. Denn es ist bekannt, daß alkalische Laugen, wie die vom Natrum war, deren sich die Aegyptier bedient haben sollen, die Haare nicht nur ausfallen machen, sondern auch, zumal, wenn sie so lange darüber stehen, gänzlich auflösen.

Wie unzuverläßig, oder doch, wie wenig allgemein wahr, die Nachrichten der Alten von den ägyptischen Balsamirmethode sind, beweisen vornehmlich die lehrreichen Untersuchungen, welche die obengedachten göttingischen Gelehrten, über eine vom König von Dänemark der Universität Göttingen geschenkte Mumie angestellt haben. Der zu dieser Mumie gehörige Sarkophag ist sechs Fuß lang, der Körper etwas über fünf; welches die gewöhnliche Länge der Mumien ist. Auf dem Deckel ist, wie gewöhnlich, oben eine Maske mit dem ägyptischen Schleier, grob wie in erhobnem Schnitzwerk eingefügt. Es fehlt aber hier die zapfenförmige Flechte am Kinne, die man sonst gemeiniglich, jedoch nicht an allen Mumien, findet. Die Bedeutung dieser Flechte ist ungewiß. Einige Schriftsteller haben sie für

einen Bart gehalten, andre für ein Blatt der Persea, eines Baumes, welcher der Isis geheiligt war. Allein nach der Beschreibung, welche uns die Alten von der Persea machen, kann sich der Zapfen am Kinn der Mumien unmöglich auf sie beziehen. Herr Hofrath Heyne glaubt also, daß diejenigen Recht haben, welche den Zapfen für einen Bart halten. Denn ob gleich die Aegyptier keine Bärte trugen, so wird doch Osiris zuweilen mit einem Barte vorgestellt, welcher, so wie die Locke am rechten Schlafe des Horus, nach dem Zeugniß des Makrobius, eine auf den Sonnenlauf deutende Hieroglyphe seyn soll. An weiblichen Mumien, und überhaupt an weiblichen Figuren von ägyptischer Arbeit, findet man den Zapfen niemals, und das ist noch ein Grund mehr für die Vermuthung, daß er einen Bart bedeuten solle. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man auf die Deckel männlicher Mumien die Figur des Osiris, und auf die Deckel der weiblichen Mumien das Bild der Isis gemalt habe. Denn was Herodotus von den auf die Mumiendeckel oder Kisten gemalten Menschenfiguren erwähnt, kann nur durch eine sehr gezwungene Auslegung so gedeutet werden, als ob man die Verstorbnen selbst nach dem Leben darauf abgemalt habe. Vielleicht hatte auch die Art des Einwickelns und die ganze Gestalt der Mumien, eine Beziehung auf die beiden großen Landesgottheiten der Aegyptier, bei weiblichen Mumien auf die Isis, und bei männlichen auf den Osiris *). — Der vordre Theil der Göt-

tin-

*) Eine zuvöllige Bestätigung scheint diese Meinung des Hrn. Hofrath H. auch durch folgende Worte des Herodotus zu erhalten. „Wenn die Balsamirer, sagt er, den Angehörigen des Verstorbnen das Modell der künstlichsten Balsamirung vorzeigen, so deuten sie ihnen zugleich, an, daß dieses einem gewissen, den ich nicht nennen darf,

tingischen Mumie ist, wie bei andern, mit einem langen bemalten Streife bedeckt, wovon sich noch ein Theil erhalten hat; nur ist er lose, und nicht auf den Binden angeleimt: auch fängt er erst an der Brust an, und reicht, indem er immer schmäler wird, bis auf die Füße. Das Gesicht ist auf die Binden gemalt, in welche der Körper eingewickelt ist. Es hat sehr gelitten; besonders durch die Gewaltthätigkeit der Araber, welche am rechten Schlafe ein Loch gemacht haben, vermuthlich, um nach dem Goldblech unter der Zunge zu suchen. Auch haben sie den Schleier vom Scheitel weggerissen. Man sieht jedoch noch etwas von den ägyptischen Gesichtszügen, und Spuren von dem Golde, womit das Gesicht belegt gewesen ist: auch ist noch Röthe am Munde und Weißes im Auge übrig. Am Kinn ist nichts von dem flechtenförmigen Zapfen zu sehen. Diese Malerei kann kein Portrait der verstorbnen Person seyn: denn wie hätte man die Gesichter vergolden können, wenn man auf Aehnlichkeit sah? Auch sehen sich diese gemalten Gesichter auf den Mumien überall einander gleich; sie sind also unstreitig nur Zierrathen, und sollen vermuthlich, eben so wie vorhin von den Malereien der Mumiendeckel gesagt worden ist, Figuren der Isis oder des Osiris vorstellen. — Das Gold an dem gemalten Halsschmuck der Mumie und sonst, ist auf Gyps aufgetra-

darf, gleiche." Τὴν σπουδαιοτάτην αὐτέων, φασὶ εἶναι, τῷ ἐκ ὅσιον πρόσωπον τὸ ἄνομα ἐπὶ τοιούτῳ πρήγματι ἀνομάζειν. Hier ist offenbar nur von dem äußerlichen Ansehen die Rede, denn nur dieses konnte vorgezeigt werden: auch kann sich τὴν σπουδαιοτάτην nur auf das vorhergehende γραφὴ, nicht auf τὰ παραδείγματα beziehen. Uebrigens pflegt auch Herodotus in andern Stellen, die sich zufolge andrer Nachrichten auf den Osiris und die Isis beziehen müssen, die Namen derselben geheimnißvoll zu verschweigen. Z. B. Kap. 48. 170 u. a. a. O.

getragen, womit die baumwollenen Binden überzogen sind. Eben so ist auch der baumwollne Streif, der von der Brust bis zu den Füßen herabgeht, auf beiden Seiten mit dick aufgetragenem Gyps bedeckt, unten gelb gefärbt, und oben mit vier Farben bemalt; blau, roth, hoch- und blas gelb; hie und da grünlich, wo Gelb und Blau zusammengeflossen sind. Die Beschaffenheit dieser Farben habe ich anderwärts, nach Hrn. Gmelins Untersuchungen, angezeigt. — Das Gewand der Mumie ist streifig. Unter den Füßen hat sie leinwandne Solen, welche mit Gyps stark überstrichen, unten mit gelben und blauen Streifen und am Rande mit goldnen Nägeln bemalt sind.

Die göttingische Mumie ist, wie man aus der Beschaffenheit des Knochengerüstes und besonders der Beckenknochen sahe, ein junger weiblicher Körper. Die Knochen sind größtentheils aus ihrer natürlichen Lage verrückt; welches theils der Fäulniß, theils der Gewaltthätigkeit der Araber und der Erschütterung beim Versenden zuzuschreiben ist. Man fand an den Knochen nicht die geringste Spur von Fleisch, Muskeln und Membranen, auch kein deutliches Ueberbleibsel von der Materie zur Einbalsamirung. Der Hirnschädel war ganz leer, und auf der innern Fläche blos mit einer schwärzlichen Masse ganz dünn überzogen. Die Brust- und Bauchhöle waren auch ganz leer, und nur mit Kattunlumpen ausgestopft, die zwar meistens verweset waren, aber doch durch Ansehen und Geruch eine fremde Materie, womit man sie getränkt haben mag, zu erkennen gaben. Bei der chemischen Untersuchung dieser Mumie, fand Hr. Prof. Gmelin so viel Spuren einer aus vermoderten Pflanzen entstandnen Erde, daß er hieraus schließt, man habe die Brust- und Bauchhöle blos mit fein zerstoßnen Gewürzen und andern

Kräu-

Kräutern, die man für fäulnißwidrige hielt, ausgestopft; diese hätten, besonders, weil der Zutritt der Luft abgehalten wurde, nicht nur ihrer eignen Zerstörung lange widerstanden, sondern auch die Fäulniß der zurückgebliebnen weichen Theile des Leichnams lange verhindert: aber nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte oder Jahrtausende, wären sie endlich doch auch in Verwesung gegangen. Obgleich übrigens bei der Untersuchung der Göttingischen Mumie gar keine Spur von Asphalt oder pflanzartigen Harze zu entdecken war, so kann doch hieraus nicht geschlossen werden, daß die Aegyptier überhaupt niemals Harze zum Einbalsamiren gebraucht hätten; denn Herr Gmelin hat bei Untersuchung andrer Mumienmassen dergleichen gefunden. Weil jedoch der harzige Stoff vom Weingeist nie ganz aufgelößt wurde, sondern weit vollkommner durch Terpenthinöl ausgezogen werden konte, so scheint hieraus zu erhellen, daß die Aegyptier wenigstens nicht immer blos Pflanzenharze gebrauchten sondern nur mehr oder weniger von selbigen dem Asphalt zusetzten. Nun hat zwar der Asphalt, besonders der vom todten Meere, einen sehr starken widrigen Geruch, vielleicht aber hatten die Aegyptier ein Mittel, diesen Geruch ihm zu benehmen. Die wenige Wirkung, welche das Wasser auf die untersuchten Mumien äußerte, gab zu erkennen, daß sie weder Myrrhe noch Aloe enthielten. Auch konte Hr. Gmelin weder in der Göttingischen noch in andern Mumien eine Spur von mineralischem Laugensalz oder Natrum, sondern blos etwas pflanzenartiges Laugensalz entdecken.

Aus allem, was hier von der innern Beschaffenheit der Göttingischen Mumie gesagt worden ist, schließt Herr Hofrath Heyne, daß man bei der Zubereitung derselben folgendergestalt zu Werke gegangen seyn müsse. Man hat anfangs von aussen alles Fleisch von den Knochen

chen abgelößt; denn daß dieses geschehen seyn müsse, ließ sich daher erkennen, daß an einigen Orten, wie am Schienbein, die Binden auf den bloßen Knochen auflagen, ohne irgend eine Spur von Fleisch und Membranen. Hierauf hat man den Leib aufgeschnitten, alle Eingeweide herausgenommen, und alle muskulöse Theile von den sämtlichen Knochen und Rippen abgeschält. Eben so hat mans auch mit dem Kopfe gemacht, wo inwendig sogar die Haut vom Hirnschädel abgeschält ist. Man hat ferner hier, so wie bei andern Mumien, hinten die Halswirbel getrennt, um so in die Hirnschale zu gelangen. Durch eben diesen Weg hat man auch das Gehirn herausgezogen, nicht durch die Nase, wie sich Herodotus bereden ließ. Daß man ein Messer gebraucht habe, um das Fleisch wegzuschneiden und von den Knochen abzuschaben, sieht man schon daraus, daß in einigen Vertiefungen, wohin das Messer nicht hat dringen können, z. B. zwischen den Knochen der Handwurzel, die Gelenkbänder noch festsitzen. Weil auch an einigen Stellen noch Spuren von Fett übrig sind, so kann die Skeletirung dieser Mumie (denn in der That ist sie blos ein grob gearbeitetes Skelet) nicht durch Auskochung mit siedendem Wasser geschehen seyn. Erst nachdem alles Fleisch von den Knochen abgesondert und alle Eingeweide aus ihren Hölen herausgenommen worden, hat man die Bauch- und Brusthöle mit zerstoßnen Gewürzen und andern fäulnißwidrigen vegetabilischen Substanzen ausgefüllt. Eben damit hat man auch die baumwollnen Lappen, welche in den Hölen liegen, bestreut oder angefeuchtet. Vielleicht ist auch die Hirnhöle mit solchen Stoffen ausgefüllt worden. Diese haben dann mit der Zeit, besonders, als Luft hinzukam, ihre flüchtigen gewürzhaften Theile verloren, und es ist also blos Erde von ihnen übrig geblieben. — Nachdem das Skelet inwendig ausgestopft worden, hat

hat man mit einem ähnlichen Pulver die äußere Fläche desselben bestreut und endlich die Binden drum gelegt *).

Es wäre recht sehr zu wünschen, daß mehrere Mumien mit eben so viel Fleiß und Genauigkeit, und von so vielen in verschiednen Fächern berühmten Gelehrten untersucht würden, als dieses mit der Göttingischen geschehen ist. Man würde dann ohnstreitig die Nachrichten der Alten von der Procedur beim Einbalsamiren theils besser verstehen, theils ergänzen und berichtigen lernen. Schon aus dem, was bisher in diesem Fache geleistet worden ist, sieht man, daß wenigstens nicht bei allen Mumien die äußerlichen Bedeckungen und Muskeln, so wie sie waren, gelassen worden sind, daß viele Mumien gewiß eigentlich blos ausgestopfte Skelete gewesen, daß man nicht immer Natrum, Asphalt und Pflanzenharze zum Einbalsamiren gebraucht habe, daß, mit einem Worte, die Erzählungen der griechischen Schriftsteller keinesweges so beschaffen sind, daß man sie auf die Behandlung und Zubereitung aller und jeder ägyptischer Mumien anwenden könte.

Die Ursachen, welche die Aegyptier veranlaßt haben können, ihre Todten, wenigstens die Vornehmen und Reichen, einzubalsamiren, müssen, theils in der natürlichen Beschaffenheit des Landes, theils in den Religionsgrundsätzen der Nation aufgesucht werden. Die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils, müssen nothwendig die Erde aufwühlen, und hätte man also die

Lei-

*) M. s. die Commentationes Soc. Reg. Gotting. Vol. III. 1786. Vol. IV. 1781. Götting. Anz. v. gel. S. 1780. St. 149. S. 1211 ff. 1781. St. 71. S. 569. St. 123. S. 985 ff.

Leichen ganz so wie sie waren, ohne alle Zubereitung, begraben, so würden sie immerfort durch das Wasser aus ihren Gräbern hervorgerissen worden seyn, und ihre Fäulniß würde die Luft im ganzen Lande verpestet haben. Man mußte also auf Mittel denken, einem so verderblichen und zugleich das Gefühl der Menschheit empörenden Ereigniß vorzubeugen. Verbrennen konte man die Todten nicht, denn Aegypten hatte sehr wenig Holz *). Man muste also einen andern Weg einschlagen, und die Leichen gegen Feuchtigkeit, Luft und Fäulniß zu schützen, und so zuzubereiten suchen, daß sie ohne Nachtheil für die Lebendigen in den Städten, (welche immer auf künstlichen oder natürlichen Hügeln erbaut waren,) und in der Nachbarschaft derselben beigesezt werden könten. Dieses geschahe vielleicht anfangs blos durch Austrocknung an der Luft; nachher, da man sahe, daß dieses nicht hinreichte, nahm man solche Mittel zu Hülfe, wodurch die weichen der Fäulniß am meisten ausgesetzten Theile aufgelößt und zerstört wurden; zulezt suchte man auch vielleicht die Leichen ganz unversehrt zu erhalten, und füllte und überstrich sie in dieser Absicht mit allerlei Harzen und aromatischen Substanzen. Vielleicht sind die Verschiedenheiten, die man zwischen den Mumien findet, zum Theil ihrem verschiednen Alter zuzuschreiben; vielleicht ist unter andern auch die göttingische Mumie in jenem frühern Zeitalter, wo man

*) Dieser Holzmangel war gewiß die einzige Ursache, warum man in Aegypten nie ans Verbrennen der todten Körper gedacht hat. Denn darauf ist wohl nicht viel zu rechnen, was Herodotus im 3ten Buch Kap. 16. erzählt, daß die Aegyptier das Feuer für ein Thier gehalten, und deswegen die Leichen nicht verbrent hätten; weil es nach ihrer Meinung unrecht gewesen sei, einen menschlichen Körper von Thieren fressen zu lassen.

man die Leichen blos grob skeletirte, und nur noch die ersten Schritte in der eigentlichen Balsamirkunst gemacht hatte, bereitet worden.

Eine zweite Ursache, warum die Aegyptier das Einbalsamiren allen andern Arten tode Körper zu behandeln und aufzubewahren vorgezogen haben mögen, war vermuthlich ihre Meinung von dem Zustande der Seele nach dem Tode, wenn anders die Nachricht, die uns Herodotus von derselben giebt, in allen Stücken zuverläßig ist. „Sie behaupteten, die Seele des Menschen sei unsterblich, und gehe, wenn der Körper verwese, in andre Thiere über, nach dreitausend Jahren aber kehre sie wieder in den Körper eines Menschen zurück.“ Soll nun der Zusatz, wenn der Körper in Verwesung geht *), andeuten, daß dieses die Bedingung sei, unter welcher nach ägyptischen Grundsätzen, die Seelenwanderung erfolge: so ist sehr deutlich, wie diese Meinung, dem Gebrauch die Leichen einzubalsamiren, eine noch größere Wichtigkeit und Heiligkeit geben konte. Es war nämlich in diesem Falle sehr natürlich, daß man auf Mittel dachte, die Verwesung des Körpers zu verhindern, und sich dadurch dem Gesetz und der Bedingung zu entziehen, an welche die Seelenwanderung gebunden war; damit solchergestalt die Seele, ohne in andre thierische Körper überzugehen, in ihrem alten Wohnorte, bis zu Ablauf der Periode von dreitausend Jahren verharren möchte. Deswegen hatten vielleicht auch die alten Aegyptier einen so großen Abscheu vor Seereisen: sie stellten sich nämlich die Möglichkeit vor, daß sie im Meere ertrinken könten, daß ihr Körper alsdann nothwendig in Verwesung gehen, oder den Fischen zur Speise dienen, und ihre Seele folglich die

*) Τῦ σώματος καταφθίνοντος.

die ihnen so unangenehme Wanderung durch alle mögliche Thierkörper antreten müsse. Die Griechen und Römer hatten einen eben so großen Abscheu als die Aegyptier vor dem Tode im Wasser; nur hatte dieser Abscheu seinen Grund in einer andern Meinung. Sie glaubten nämlich, die Seele sei ein feuriges Wesen, oder eine Flamme, und müsse daher verlöschen und vernichtet werden, wenn der Mensch ertrinke. — Uebrigens kann die Vergleichung der Absichten, welche die Aegyptier bei der Behandlung ihrer Leichen hatten, mit der Procedur, die sie dabei beobachteten, auf verschiedne sonderbare Betrachtungen führen. Man hatte die Absicht den Körper zu erhalten, vor der Verwesung und Zerstörung zu schützen, und dennoch wählte man hiezu Mittel, welche zum Theil gerade das Gegentheil bewirkten. Bald nahm man die Eingeweide und andere Theile aus den innern Hölen des Körpers heraus, ohne sie, wie es scheint, ebenfalls aufzubewahren: bald machte man die ganze Leiche zum Skelete, und erhielt im letztern Falle also weiter nichts, als wenn man den Körper der natürlichen Verwesung überlassen hätte, vor welcher die Knochen ohnehin, wo nicht für immer, doch auf sehr lange Zeit gesichert bleiben. Die ganze ägyptische Einbalsamirungs- und Begräbnißmethode, ist also ein Beweis mehr, für die in so vielen andern Fällen bestätigte Wahrheit, daß einzelne Menschen und ganze Nationen oft sehr inkonsequent handeln: und daß ihre Gebräuche und Unternehmungen sehr oft, weit entfernt, den vorgesetzten Endzweck zu erreichen, gerade zu ganz entgegengesezten Folgen führen.

Uebrigens waren die Aegyptier keinesweges das einzige Volk, welches sich besondrer Mittel die Zerstörung des Körpers durch die Fäulniß zu verhüten, in alten Zeiten bediente. Ihre Nachbarn, die Aethiopier hat-

hatten eine ähnliche Gewohnheit; es sei nun, daß sie dieselbe von den Aegyptiern, oder, wie man gemuthmaßt hat, diese von den Aethiopiern ihre Einbalsamirungsmethode entlehnt hatten. — „Die Aethiopier," sagt Herodotus, nehmen die Eingeweide aus den Leichen, entweder nach ägyptischer oder auf eigne Art heraus; sodann überziehen sie den ganzen Körper mit Gyps und malen sein Bild, so treffend als möglich drauf; zulezt legen sie ihn in ein Behältniß, welches aus einer glasähnlichen durchsichtigen Materie, die man in Aethiopien aus der Erde gräbt, verfertigt ist." Es finden sich auch Spuren, daß noch andre alte Völker ihre Leichen theils an der Sonne und in freier Luft ausgetrocknet, theils einbalsamirt haben. Eine Art von Einbalsamirung scheinen auch einige alte mungolische Nationen gehabt zu haben, wie sich aus neuern Beobachtungen über die alten Begräbnisse in Sibirien und Dauurien schließen läßt.

Wie lange man noch in Aegypten bei der alten Art, die Leichen zu behandeln geblieben sei, läßt sich nicht genau bestimmen. Daß aber die kostbaren Arten der Einbalsamirung früh aufgehört haben müssen, läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaßen, wenn man bedenkt, daß der innere Reichthum und Wohlstand Aegyptens zu der Zeit, da dieses Land von den Persern erobert wurde, sehr in Verfall gerathen, und die Nation durch Vermischung mit Fremden merklich abgeartet ist. In den ersten Zeiten der persischen und griechischen Regierung, waren wohl noch Abkömmlinge der vornehmern altägyptischen Geschlechter vorhanden, die aber theils im Dienste des Hofes, theils im Umgange mit den Fremden, und durch Verheirathung mit ihnen, sehr viel von den Gewohnheiten und Sitten ihrer Väter ablegten, oder diese mit den fremden,

besonders griechischen, Gebräuchen zu vereinigen suchten. So geschahe es denn, daß diejenigen, die aus vermischten Ehen griechischer und ägyptischer Aeltern abstammten, zum Theil zwar noch die alte Einbalsamirungs- und Begräbnißweise beibehielten, aber doch verschiednes dabei nach griechischen Sitten umänderten. Man hat noch einige Mumien, welche von ägyptischen Griechen zu seyn scheinen: z. B. die eine von denjenigen, welche im Kabinet zu Dresden aufbewahrt werden. — So viel ist gewiß, daß noch ein paar Jahrhunderte nach Christi Geburt, noch zu Lucians und Augustins Zeiten, Mumien in Aegypten zubereitet worden sind.

Auch die ägyptischen Christen scheinen das Einbalsamiren todter Körper eine Zeitlang beibehalten zu haben. Clemens von Alexandrien redet zweimal vom Einbalsamiren christlicher Leichen; und Origenes sagt, die Christen in Aegypten hätten ihre Todten ehrlich, nach der Weise des Landes begraben. Augustinus bezeugt mit sehr bestimmten Worten, daß zu seiner Zeit Mumien und zwar von Christen in Aegypten gemacht worden, und Cassianus erwähnt das Einbalsamiren als einen auch unter den Christen nicht ungewöhnlichen Gebrauch. Aus allen Umständen sieht man, daß zwar auch das bloße Begraben unter den ägyptischen Christen gebräuchlich gewesen; daß sie aber auch nicht selten ihre Leichen theils ausgetrocknet, theils einbalsamirt haben müssen *).

Einige Neuere, besonders Aerzte, haben sich die unnütze Mühe gegeben, die Balsamirmethode der alten Aegyptier wieder entdecken zu wollen. Wäre ihnen auch

*) M. s. Walchs Abhandlung von christlichen Mumien; in Commentatt. Soc. Reg. Gotting. Vol. III. 1780.

auch diese Unternehmung wirklich gelungen, so würden sie doch dadurch nichts großes und rühmliches geleistet haben, theils, weil überhaupt das Einbalsamiren seiner Kostbarkeit wegen, nie allgemein eingeführt werden, sondern höchstens nur ein Vorzug der Großen und Vornehmen seyn könte, die eben so wenig Recht als andre haben, sich den allgemeinen Gesetzen der Natur zu entziehen und nach ihrem Tode eine unnütze Last der Erde zu seyn, oder auch — zu bleiben; theils auch, weil die Mumien der alten Aegyptier in der That nicht das waren, was man von einer Zubereitung erwarten könte, die den thierischen Körper unverweslich und unentstaltet erhalten soll. Ueberhaupt kann man wohl behaupten, daß es unmöglich sei, menschliche und überhaupt thierische Körper dergestalt vor ihrer natürlichen Zerstörung und Verwesung zu schützen, daß zugleich ihre Farbe und Züge unverändert, und alle ihre Theile unversehrt blieben. Die Natur hat dem Menschen die Mittel versagt, das Werkzeug seiner Thorheiten und Laster, den Körper, zu verewigen; wenn gleich die moralischen Folgen dieser Thorheiten und Laster nur allzuoft nach dem Tode auch disseits des Grabes noch fortdauern. — Unter allen neuern Balsamirungsmethoden ist vielleicht diejenige eine der vorzüglichsten, welche Ludwig Bils, ein Holländer im vorigen Jahrhundert erfunden, und bei seinem Leben, als ein Geheimniß, für Geld ausgeboten hat *). Allein, nicht zu gedenken, daß Mumien, welche man nach dieser Vorschrift verfertigen wolte, außerordentlich kostbar seyn müsten, und keine derselben weniger als vier bis fünf tausend Thaler kosten würde, so zweifle ich auch sehr, ob sie sich,

*) Prof. Pallas in Petersburg hat sie zuerst bekant gemacht. M. s. das Petersburgische Journal von 1776 und Baldingers Magazin für Aerzte 1782 in 7ten St.

sich, ich will nicht sagen Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch, sondern nur funfzig Jahr lang unversehrt und unverweslich erhalten würden. Diejenige Art der Einbalsamirung, welche W. Hunter, ein berühmter englischer Arzt erfunden hat, soll nach einigen Nachrichten der Bilsischen noch vorzuziehen seyn *). Ich glaube aber, daß auch hier nur die Zeit entscheiden muß, welche allein die Dauerhaftigkeit der Mumien bewähren kann. — Von der Balsamirmethode, welche der verstorbne Hofrath Niezki zu Halle erfunden zu haben vorgab, und an der Leiche des in der Saale ertrunknen jungen Baron von Schimmelmann, in Ausübung brachte, ist nur so viel bekant geworden, daß sie der großen Erwartung, welche der Erfinder derselben erregt hatte, keinesweges entsprochen, und die Fäulniß des Leichnams zwar auf kurze Zeit gehemmt, aber doch so wenig ganz hintertrieben habe, daß vielmehr der Balsamirer endlich, durch die Beschwerden der Nachbarn über den Gestank, die angebliche Mumie fortzuschaffen und beerdigen zu lassen, gezwungen worden sei. Man sagt übrigens, diese Zubereitung habe hauptsächlich darinn bestanden, daß Niezki zuerst die Eingeweide herausgenommen, und sodann mit Weingeist worin Kolophonium (N. gab es für Ambra aus) aufgelößt war, die Gefäße zu wiederholten malen ausgesprizt habe. ——

Ich glaube nunmehr meinen Lesern ziemlich alles mitgetheilt zu haben, was sich von dem Zustande der Künste und Gewerbe im alten Aegypten sagen läßt. Sie werden auch in dieser Schilderung meine schon öfters in dieser Schrift gemachte Bemerkung bestätigt fin-

*) M. s. Crells Neuste Entdeckungen in der Chemie. Th. 10. S. 56.

finden, daß es nämlich den alten Aegyptiern keineswe-
ges an Erfindsamkeit, mecharischer Geschicklichkeit,
Fleiß und Beharrlichkeit gefehlt habe; daß aber ihr
Mangel an gutem Geschmack, ihre eigensinnige Anhäng-
lichkeit an allem, was alt bei ihnen hieß, ihre Staats-
und Religionsverfassung, vielleicht auch wohl zum Theil
die natürliche Beschaffenheit ihres Landes selbst, der
Vervollkommung und Vollendung aller Künste hinder-
lich gewesen sei. Das, was sie geleistet haben, ver-
dient unsre Bewunderung, wenn wir die darauf ver-
wendete, oft unsäglich große Mühe und Arbeit beden-
ken, und erwägen, daß alles einheimische Erfindung
war, und in den frühsten Zeiten der Menschheit, ganz
ohne Beihülfe so vieler Werkzeuge und Kunstvortheile,
die wir jezt kennen, ausgeführt wurde: aber als nach-
ahmungswürdige Muster können die ägyptischen Kunst-
werke eben so wenig empfohlen werden, als die chinesi-
schen. Die Aegyptier waren hier, so wie in andern
Stücken vielleicht diejenigen, welche die erste Hand an
die Erziehung andrer Nationen legten; aber sie konten
dieselbe nicht vollenden: sie waren blos Lehrer für das
kindliche, nicht aber für das männliche Alter des Men-
schengeschlechts.

Ich habe schon oben erwähnt, daß die heutigen
Einwohner von Aegypten, sehr wenig von der Kunst,
gute und dauerhafte Gebäude aufzuführen, verstehen.
Aber auch in andern Künsten bleiben sie weit hinter ih-
ren Vorfahren zurück, so wenig auch diese auf Voll-
kommenheit Anspruch machen konten. Die bildenden
Künste können in einem Lande unmöglich das Haupt
empor heben, wo die mahometanische Religion die herr-
schende ist; da nach den Grundsätzen des Koran, jede
Abbildung von Menschen und Thieren ein Greuel, und
als Abgötterei verboten ist. Eben daher kommt es

auch, daß die meisten altägyptischen Statuen, welche man etwa noch findet, von den Arabern und Türken, welche ihnen, wo sie nur können, die Köpfe abschlagen, verstümmelt worden sind. — —

Es werden noch jezt in Aegypten baumwollne und leinene Zeuge verfertigt; besonders schäzt man im Lande, wie ich schon anderswo erinnert habe, die leinenen Damaste und das Tafelzeug aus den Manufakturen von Damiat. Demohngeachtet sind diese inländischen Zeuge kaum hinreichend, das Land selbst, und einige Staaten der Barbarei damit zu versorgen; und wollne Tücher werden, wie es scheint, entweder gar nicht, oder doch in sehr geringer Menge in Aegypten gewebt, welches dieselben größtentheils aus Europa erhält. Man hat auch Färbereien, wo vornehmlich die blauen und blau und weißstreifigen Leinwande, welche der gemeine Mann trägt, gefärbt werden. — Die Goldarbeiten und Bijouterien der ägyptischen Künstler, sollen in ihrer Art, und nach ägyptischem Geschmack, ganz artig seyn. Sonst aber erinnere ich mich nirgends etwas zum Ruhme der neuern ägyptischen Industrie und Kunstprodukte gelesen zu haben. Ueberhaupt darf man sich freilich nicht wundern, wenn in einem Lande, wo die Reichen und Vornehmen großentheils habsüchtige Despoten, und die eigentlichen Produzenten, Ackerleute, Handwerker und Künstler, größtentheils nicht besser als Sklaven sind, alle Gewerbe danieder liegen.

Ein Kunstprodukt liefert das neuere Aegypten, wovon uns die alten Schriftsteller nichts melden. Dieses ist der Salmiak, dessen Bereitung ich zum Schlusse dieses Abschnitts noch beschreiben will. Man hat lange Zeit vorgegeben, der Salmiak werde blos aus

Kameel-

Kameelharn bereitet; dieses ist aber ein Irrthum, wie die neuern Nachrichten glaubwürdiger Reisebeschreiber genugsam beweisen. — Weil das Holz in Aegypten so selten und kostbar ist, so bedienen sich die meisten Einwohner, besonders die Armen, zur Feurung des getrockneten Mistes von Ochsen, Pferden, Schaafen und Kameelen. Der häufige Ruß, welchen der Mist beim Verbrennen giebt, wird zum Behuf der Salmiakfabriken sorgfältig gesammelt. Man füllt damit große Ballons oder Phiolen von starkem Glas mit kurzen Hälsen, deren Oefnung ohngefähr zween Zoll weit ist: diese Ballons beschlägt man um und um mit Lehm, und sezt sie sodann der Reihe nach in den besonders hiezu eingerichteten und gewölbten Ofen, so, daß nur die Hälse, welche man offen läßt, über den Heerd hervorragen. Man macht sodann ein mäßiges Feuer mit getrocknetem Miste unter den Phiolen an, und unterhält es dreimal vier und zwanzig Stunden hindurch. In dieser Zeit wird der Salmiak durch die Hitze aus dem Ruße ausgetrieben, und legt sich als eine dichte ohngefähr zween Zoll dicke Salzmasse oben im Halse der Ballons an. Man läßt hierauf die Gefäße erkalten, zerschlägt sie, nimmt den Salmiak heraus, und wirft die zurückgebliebene grüne Asche, als unbrauchbar weg. Gemeiniglich findet sich an dem untern Theil des sublimirten Salmiakkuchen eine schwarze Kruste, welche man, als einen noch unreinen Salmiak abschabt, und aufs neue zur Sublimation einsetzt. Man rechnet, daß in Aegypten, Jahr aus Jahr ein zwei tausend Centner Salmiak bereitet werden, er ist aber überhaupt immer noch unrein, und wird daher in Marseille durch eine zweite Sublimation raffinirt.

Obgleich die alten Schriftsteller nichts vom Salmiak und von der Bereitung desselben in Aegypten melden, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß man solche Fabriken schon ehedem vor den Zeiten der Sarazenen und Türken in diesem Lande gehabt habe; zumal da man sich daselbst von jeher des Feuerungsmaterials, welches nebenbei den Salmiak giebt, bedient hat. Auf alle Fälle ist die Bereitung des Salmiaks eine ägyptische Erfindung, und lange Zeit nirgends als in Aegypten betrieben worden. Neuerlich hat man aber auch in Europa, besonders in Deutschland, zu Braunschweig, Magdeburg und Berlin, Salmiakfabriken angelegt, welche guten Fortgang haben, und in der That beweisen, daß Aegypten nicht das einzige Land sei, wo man dieses Produkt gewinnen könne.

Geschichte des Handels und der Schiffahrt im alten und neuen Aegypten.

Die alten Aegyptier hatten, so viel wir aus allen Umständen schließen können, keinen andern, als einen innern und Passivhandel; und ihre Schiffahrt schränkte sich blos auf den Nil ein. Die vielen Kanäle, welche die alten Pharaonen im ganzen Lande hatten anlegen lassen, waren nicht blos bestimmt, den Anbau und die Fruchtbarkeit des Landes zu befördern, sondern sie solten auch den inländischen Verkehr und Waarenumtausch zwischen den verschiedenen Städten und Provinzen des Reichs erleichtern. Die großen Nationalfeste oder Panegyren der Aegyptier, waren vermuthlich auch zugleich Jahrmärkte oder Messen, so wie dieses auch der Fall bei vielen andern Festen der Alten war, und so wie selbst in neuern Zeiten die meisten Jahrmärkte aus Religionsfesten und Wallfahrten entstanden sind.

Unter den ägyptischen Volksklassen nennt Herodotus auch die der Kaufleute und Schiffer. Allem Ansehen nach aber sind hierunter blos solche, die im Lande selbst Schiffahrt und Handlung treiben, zu verstehen. Für diese allein waren auch wohl die Handelsgesetze des Asychis und Bokchoris, die ich im ersten Th. S. 187 angeführt habe, gegeben worden. Man sieht aus diesen Gesetzen, daß die Aegyptier schon in den ältesten Zeiten eine Art von Geld = und Wechselhandel und Pfandrecht hatten. Das strenge Verfahren gegen Meineidige ist ein Beweis, daß der inländische Handel in Aegypten sehr beträchtlich seyn muste. Denn nur bei handelnden Nationen steht der Tod und andre harte Strafen auf den Meineid, weil man da die schäd-

lichen

lichen und dem Nationalkredit verderblichen Folgen dieses Verbrechens am deutlichsten einsieht, und durch Erfahrung kennen lernt. Was aber das Gesetz wider falsche Münzer und Gewichtverfälscher anbelangt, so muß ich hier noch eine Anmerkung darüber einschalten. Ich habe schon oben erinnert, daß man heut zu Tage keine ägyptische Münze kenne, deren Alter über die Zeiten der Ptolemäer hinausreichte. Dieser Umstand kann allerdings die Vermuthung rechtfertigen, daß Aegypten in den ältesten Zeiten, unter den Pharaonen, gar kein eigentlich gemünztes oder geprägtes Geld gehabt, und daß man, statt desselben, blos Gold und Silber in Stangen und Klumpem, als Zeichen des Werths der Dinge gebraucht habe. Der Käufer muste also dem Verkäufer das Gold oder Silber eben so, wie es bei den Juden vor Alters gewöhnlich war, zuwiegen, und das Korn oder der feine Gehalt der umlaufenden edlen Metalle muste durch gewisse Zeichen auf den Stangen und Klumpen angedeutet werden. Dieses vorausgesetzt, sind wohl in dem obengedachten ägyptischen Gesetze welches Diodor anführt, unter falschen Münzern (νόμισμα παρακόπτοντες) solche Leute zu verstehen, welche auf Gold- und Silberstangen ein falsches Gehaltzeichen sezten.

Von den Fahrzeugen, mit welchen der inländische Handel auf dem Nil getrieben wurde, giebt Herodotus folgende Beschreibung. „Die Aegyptier, sagt er, bauen ihre Schiffe aus dem Holze des Gummibaums (ἀκάνθη - Mimosa nilotica L.) Man schneidet aus diesem Baume zwei Ellen lange Breter, welche der Länge nach an den Seiten wie Ziegel *) über einander gelegt, und mit starken hölzernen Zapfen an einander gefügt

*) πλινθηδόν.

fügt werden. Queer über legt man die Ruderbänke. Die Fugen werden inwendig mit Papyrus dicht gemacht. Jedes Schiff hat nur ein Steuerruder, welches unten am Kiel befestigt wird. Der Mastbaum ist von Gummiholz, und die Segel werden aus Papyrus verfertigt. Diese Schiffe können, wofern man nicht starken Nordwind hat, nicht den Fluß aufwärts segeln, sondern müssen an den Ufern fortgezogen werden. Um aber den Strom hinabzufahren, bedient man sich einer besondern Vorrichtung. Man läßt am Vordertheil des Schiffs eine aus dünnen Ruthen und Binsen verfertigte Flechte, welche mit einem Tau am Schiffe befestigt ist, und am Hintertheile einen durchbohrten zwei Centner schweren Stein, der ebenfalls an einem starken Seile hängt, herab. Die Flechte wird von der Flut getrieben, und zieht das Schiff nach sich; der Stein aber hilft durch seine Schwere den Lauf des Schiffes lenken. Die Menge dieser Nilschiffe ist sehr groß, und die Ladung eines jeden beträgt mehrere tausend Centner.“ — Außer diesen Schiffen hatten die Aegyptier noch andre kleinere, welche aus bloßem Schilf vom Papyrus geflochten waren. — Man sieht aber schon aus der Bauart dieser Fahrzeuge, daß sie, so beträchtlich man sich auch immer ihre Größe denken mag, doch zu weiten Seereisen ganz unbrauchbar gewesen seyn würden.

Die ältesten Aegyptier waren, wie ich schon öfters erinnert habe, für ihr Vaterland so eingenommen, und durch politische sowohl als religiöse Bande so sehr an selbiges gefesselt, daß sie fast niemals in auswärtige Länder reisten. Besonders aber hatten sie eine große Abneigung vor allen Seereisen; die sogar, wie es scheint, durch die Landesgesetze, vermuthlich aus Staatsabsichten, verboten waren. Was Herodotus,

Dio=

Diodor und andre alte Schriftsteller von dem grossen Kriegszuge des Sesostris, und seiner Schiffahrt nach Indien erzählen, das ist allem Vermuthen nach, wie ich schon anderwärts erinnert habe, eine bloße Fabel, und Sesostris selbst, scheint eine mythische Person zu seyn.

Der Handel, welchen die Aegyptier in den ältesten Zeiten mit einigen fremden Nationen trieben, scheint größestentheils ein Tauschhandel gewesen zu seyn. Die fremden Kaufleute brachten ihre Waaren in Karavanen, oder auf Schiffen nach Aegypten, und nahmen dagegen ägyptische Produkte mit sich zurück. So holten schon die Söhne Jakobs Getraide aus Aegypten, und nahmen, um es einzutauschen, Honig und Gewürz mit. Die Phönizier und Araber scheinen die ersten Nationen gewesen zu seyn, welche einen Handelsverkehr mit Aegyptiern hatten. Die Waaren, welche sie in dieses Land brachten, waren Wein, Oel, Spezereien, besonders Weihrauch, (den sie aus der zweiten Hand verkauften), Asphalt und vielleicht auch Bauholz; dagegen nahmen sie von den Aegyptiern, Flachs, Leinwand, gestickte Zeuge, Getraide u. s. w. Späterhin nahmen auch die Griechen an diesem Handel Antheil, besonders die Milesier, welche ums Jahr d. W. 3442 die Stadt Naucratis erbauet, und den dasigen Hafen an dem Kanobischen Ausfluß des Nils eröfnet haben sollen. Dieser Hafen war noch geraume Zeit nachher der einzige Landungsplatz, wo auswärtige Schiffe vor Anker gehen und ihre Waaren ausladen durften. Geschahe es, daß ein Schiff in irgend einer andern Mündung des Nils einlief, so mußte der Schiffsherr schwören, daß er nicht mit Vorsatz da gelandet sei, und dann nöthigte man ihn, wieder umzukehren und in der Kanobischen Mündung einzulaufen. Konnte aber das

Schiff,

Schiff, wegen widriger Winde, nicht wieder umkehren, so lud man die Waaren auf kleine Fahrzeuge, welche dann ums Delta herumfuhren und ihre Ladung nach Naukratis brachten. Von dieser Einrichtung lassen sich zwei mögliche Ursachen denken. Vielleicht nämlich war in Naukratis ein Zoll angelegt, und Visitatoren bestellt, welche die Schiffsladungen untersuchen musten, und in diesem Fall war die Einschränkung der fremden Schiffe auf diesen einzigen Hafen blos darauf abgesehen, dem Schleich- und Contrebandhandel vorzubeugen. Oder es kann auch seyn, daß diese Einrichtung, selbst auf Ansuchen der nach Aegypten handelnden Nationen, und besonders der verbündeten geiechischen Handelsstädte, getroffen worden war, um Unterschleife zu verhüten, und zugleich zu verhindern, daß nicht noch mehrere Nationen an diesem für sie so vortheilhaften Handel Antheil nehmen möchten. Diese letzere Muthmaßung, nach welcher man sich Naukratis als die Stapelstadt des ägyptischen Seehandels denken muß, hat den Hrn. Amailhon zum Urheber *), und ich halte sie um destomehr für die wahrscheinlichste, da Naukratis selbst eine griechische Pflanzstadt war, und da überdies die Worte: in so großem Ansehen stand Naukratis, welche Herodotus zu seiner Erzählung von diesem Handelsplatz hinzusezt, nicht sowohl einen solchen Zwang von Seiten der Regierung, als z. B. die Chineser heut zu Tage in Canton gegen die fremden Schiffe ausüben, als vielmehr eine vorzügliche Begünstigung derjenigen Nationen, in deren Händen der ägyptische Handel war, und besonders der Griechen, anzudeuten scheinen. Ueberhaupt glaube ich, sind die Griechen von langer Zeit her die

in

*) Man sehe dessen Abhandlung vom Handel und der Schiffahrt der Aegyptier unter den Ptolemäern.

in Aegypten am meisten begünstigte Nation gewesen, und die Verbindung zwischen beiden Nationen ist wohl nicht erst unter Psammitichs Regierung geknüpft worden. In allen Perioden der ältern ägyptischen Geschichte ließt man von Griechen, welche Aegypten besuchen, und von Aegyptiern, welche Kolonien nach Aegypten führen. Der ägyptische Herkules soll Aegypten besucht haben; Menelaus wird, nebst den seinigen, in diesem Lande sehr freundschaftlich aufgenommen, Orpheus, Lykurg, Chararus u. a. m. reisen dorthin, und zwar alle zu der Zeit, wo dieses Land unabhängig von fremden Nationen war, und seine eignen Regenten hatte. Auf der andern Seite gingen von Zeit zu Zeit Aegyptier nach Europa: Cekrops, Danaus, Erechtheus, Petes, Triptolemus und andre Stifter griechischer Städte, sollen Aegyptier gewesen seyn. Freilich gehört der größeste Theil dieser Begebenheiten in die fabelhafte Geschichte; ihre öftere Erwähnung und Wiederholung scheint aber doch, wenn man sie von allen dichterischen und fabelhaften Zusätzen absondert, so viel anzudeuten, daß die Aegyptier und die Bewohner Griechenlands, mit einander schon in den ältesten Zeiten bekant, und in gewissen Verbindungen gewesen sind. Freilich waren diese Verbindungen wohl nicht die festesten, und Selbstgenügsamkeit und falsche Politik von Seiten der Aegyptier, waren vermuthlich die Ursachen, warum beide Völker nicht näher zusammentraten. Dennoch aber finden wir, daß nachher die Griechen die ersten waren, welche den ägyptischen Handelsgeist erweckten.

Die gewissere Geschichte Aegyptens fängt mit eben dem Zeitpunkte an, wo dieses Land in nähere und genauere Verbindung mit fremden Nationen trat: und das kann auch nicht anders seyn. Bei einem Volk, das nur sich selbst kennt, und von der übrigen Welt sehr

wenig

wenig oder gar nichts weiß, beruht alle Geschichte grösestentheils auf Tradition, weil man wenig Interesse dabei findet, das Andenken der Begebenheiten, in der Reihe, wie sie auf einander folgen, auf andre Art als durch mündliche Erzählung zu erhalten. Ein solches Volk kann seine Geschichte nicht mit der Geschichte andrer Nationen zusammen rechnen; daher die Widersprüche und ungeheuern Irrthümer in der Zeitrechnung, auf welche man überall in der ältesten Geschichte aller originneller Nationen stößt. Durch Zusätze, Mißverstand, Unvollkommenheit und Armuth der Sprache, werden die mündlichen Ueberlieferungen nach und nach immer mehr verunstaltet und verfälscht; daher die Allegorien und Dichtungen, in welche die älteste Geschichte, wie in ein undurchdringliches Gewand verhüllt ist. Der Handel ist das einzige und sicherste Mittel, verschiedne Nationen mit einander in dauerhafte Verbindung zu bringen, er erweckt unzählige Ideen, welche vorher schlummerten, er nöthigt zu genauerer Bestimmung der Worte und Ausdrücke, vervielfältigt den Gebrauch der Schriftsprache, giebt Gelegenheit zu Festsetzung der Zeitrechnung, mäsigt den Nationalstolz, und stürzt eine Menge von Vorurtheilen, welche unter isolirten Nationen herrschen. Eben dadurch wird er ein Werkzeug der Aufklärung, der Ausbildung der Wissenschaften, und besonders der Geschichte; und daher kommt es auch, daß die wahre und gewisse Geschichte aller Nationen erst von dem Zeitpunkt anhebt, wo sie mit Auswärtigen in Handelsverbindungen traten. Dieses trift insbesondre bei Aegypten ein. Psammitichus war der erste König, der seine Nation in genauere Verbindung mit Ausländern zu bringen suchte, und Anstalten zu Ausbreitung und Beförderung des auswärtigen Handels machte; und eben von ihm an wird es auch heller

in der ägyptischen Geschichte, die vorher dunkel, fabelhaft und voller Widersprüche war.

Psammitich ward als Dodekarch von seinen Reichsgenossen sehr eingeschränkt, und muste sich mit einem kleinen Gebiet an der Küste des mittelländischen Meers begnügen. Dieses gab ihm die erste Gelegenheit eine Seemacht zu errichten und in Verbindung mit auswärtigen handelnden Nationen zu treten. Er schloß Verträge mit den Phöniziern und Griechen, und wurde durch den Handel in kurzem so reich und so mächtig, daß ihn seine Mitfürsten beneideten, und, als einen gefährlichen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen trachteten. Psammitich aber kam ihnen zuvor; er nahm karische und jonische Korsaren in seine Dienste, und ward mit ihrer Hülfe Alleinherrscher von Aegypten. Zur Dankbarkeit räumte er ihnen in Niederägypten verschiedne Plätze auf beiden Seiten des Nils und ein beträchtliches Stück von der Seeküste am Pelusischen Nilausfluß ein, wo sie ihre Handelsniederlagen errichteten. Den Fremden, die sich in Aegypten freiwillig niederließen, gewährte er viele ansehnliche Vortheile; so wie er auch alle Seestädte des Reichs zu Freihafen machte.

Nekos, Psammitichs Sohn, legte Schiffswerfte an der Küste des rothen und des mittelländischen Meers an, wo er besonders Kriegsschiffe erbauen ließ, die er auf seinen Expeditionen gegen die Syrer und andre östliche Nationen brauchte. Er versuchte, wie ich schon im ersten Theile erwähnt habe, das mittelländische Meer durch einen Kanal mit dem rothen zu verbinden, stand aber nachher von dieser Untersuchung ab. Auch ist er vielleicht der erste gewesen, der eine Entdeckungsreise um die Küsten von Afrika herum veranstaltete. Zu diesem Ende lies er einige mit phönizischen Seeleu-

ten

ten bemannte Schiffe aus einen Hafen am rothen Meere auslaufen, welche im dritten Jahre durch die Meerenge von Gibraltar zurückkamen, und in einem ägyptischen Hafen am mittelländischen Meere landeten.

Amasis war ein vorzüglicher Beförderer des Handels; besonders erweiterte er die Privilegien, welche seine Vorfahren den Griechen ertheilt hatten. Auch erlaubte er ihnen verschiedne neue Pflanzstädte in Aegypten anzulegen. Er selbst unterhielt eine beträchtliche Flotte, und hatte so viele Seeleute in seinem Dienste, daß er davon zweitausend blos zum Transport eines großen steinernen Gebäudes nach Sais anstellen konte. Ueberhaupt müssen sich in Aegypten seit dieser Zeit viele geschickte Seeleute gebildet haben, denn wir finden, daß Xerxes die Brücke über den Hellespont durch Aegyptier und Phönizier, die er wegen ihrer vorzüglichen Geschicklichkeit hierzu wählte, hat erbauen lassen; so wie sich auch die Aegyptier noch späterhin bei der Persischen Flotte in der Seeschlacht bei Euböa, durch Muth und Erfahrenheit vorzüglich auszeichneten. — Uebrigens war die Eroberung Cyperns unter dem Amasis ebenfalls ein Umstand, der auf Aegyptens Handlung und Schiffahrt einen sehr günstigen Einfluß hatte, denn diese Insel brachte eine große Menge Holz zum Schiffbau hervor, an welchem Aegypten vorhin großen Mangel hatte.

Unter der persischen Regierung scheint der ägyptische Handel wo nicht in Verfall gerathen zu seyn, doch wenigstens sich nicht weiter ausgebreitet zu haben. Aegypten wurde während dieses Zeitraums beständig von innerlichen Unruhen zerrüttet, und in die auswärtigen Kriege seiner Beherrscher verwickelt. Die Perser selbst scheinen niemals große Neigung und Talent zur Handlung und Schiffahrt gehabt zu haben, und daher mag

es

es auch wohl gekommen seyn, daß sie die so vortheilhafte Lage Aegyptens an zwei Meeren, nicht so wie die leztern einheimischen Könige benuzten. Zwar lesen wir, daß Xerxes ein Schiff ausgerüstet habe, welches von Aegypten aus durch die Meerenge von Gibraltar in das große Weltmeer fahren, und um die Spitze von Afrika herumseegeln solte: allein man weiß auch, daß diese Unternehmung fehlschlug, und sie hat weiter keinen Einfluß auf den ägyptischen Handel gehabt. Darius, Hystaspes Sohn, scheint indessen doch einiges zur Beförderung der ägyptischen Handlung und Schiffahrt gethan zu haben, wenigstens wolte er, vermuthlich in dieser Absicht, den Vereinigungskanal, welchen Nekos angefangen hatte, weiter fortführen lassen; stand aber ebenfalls davon ab, weil man ihm die falsche Nachricht gegeben hatte, daß das rothe Meer höher als das Nilthal wäre, und folglich, wenn man den Kanal zu Stande brächte, das ganze Land überschwemmen würde.

Erst unter der Regierung der griechischen Könige erreichte der ägyptische Handel den Gipfel seiner Größe. Alexander legte den Grund dazu, indem er die Stadt Alexandrien auf einem für die Handlung ungemein vortheilhaften Platze erbauen ließ. Die drei Häfen dieser Stadt standen allen seefahrenden Nationen offen, und machten sie zum Mittelpunkte, in welchem alle Handlungsgeschäfte der damaligen Welt zusammentrafen.

Ptolemäus, Lagus Sohn, oder Soter, baute auf dem Grunde fort, den Alexander gelegt hatte: und würde gewiß noch weit mehr für die Handlung sowohl als für die Wissenschaften gethan haben, wenn er nicht fast die ganze Zeit seiner Regierung hindurch in Kriege mit dem Perdikkas, Antigonus, und Demetrius Poliorcetes verwickelt gewesen wäre. Er selbst war ein so großer Gönner der Schiffahrt, und unterhielt eine so

zahl-

zahlreiche und mächtige Flotte, daß man ihn am Hofe des Demetrius nur den Admiral (νέναρχον) zu nennen pflegte. Er ließ auch den Leuchtthurm zu Alexandrien zum Besten der Seefahrer erbauen, und drückte diese seine Absicht durch folgende Aufschrift aus; den rettenden Göttern der Seefahrer wegen gewidmet, (θεοῖς σωτήρσι ὑπὲρ τῶν πλοιομένων). Unter seiner Regierung kam besonders der mittägliche alexandrinische Hafen am See Maretis, sehr in Aufnahme. Dieser Hafen war so geräumig und tief, daß er auch die größesten Schiffe fassen konte. Der damalige König von Sicilien, Hiero, hatte eine Galeere bauen lassen, die wegen ihrer ungeheuern Größe mehr einer schwimmenden Insel als einem Schiffe glich. Sie war mit Blumengärten, Bassins und Wasserleitungen besezt, und enthielt acht große Festungsthürme und eine Wurfmaschine, welche dreihundertpfündige Steine und 12 Ellen lange Pfeile abschoß. Archimedes hatte den Entwurf zu dieser Galere angegeben; als man sie aber endlich mit großer Mühe in See gebracht hatte, so fand sich kein Hafen in Sicilien, der sie hätte fassen können. Hiero schenkte sie daher dem Ptolemäus, der Besitzer des größesten Hafen in der Welt war *).

Wie sehr sich der ägyptische Handel unter der Regierung des ersten Ptolemäus ausgebreitet haben müsse, sieht man unter andern aus dem Feste, welches bei der Thronbesteigung des Ptolemäus II. Philadelphus veranstaltet wurde. Eine unzählige Menge der seltensten Natur- und Kunstprodukte aus den entferntesten Weltgegenden, wurden bei dieser Gelegenheit mit aufgeführt, sogar weiße Bäre sahe man darunter und andre Thiere der nördlichen Polarländer. Die Regierung des Ptolemäus

*) Athen. Deipnosoph. L. V.

lemäus Philadelphus, war friedlicher als die seines Vaters, daher konte er auch mehr für die Handlung und Schiffahrt thun, als dieser. Er bauete die Stadt Berenize am rothen Meer, und bestimmte sie zur Niederlage des indischen Handels. Die fremden Waaren wurden von da nach Koptos, und dann weiter nach Alexandrien gebracht. Um den Handelskaravanen die Reise zu erleichtern, ließ Ptolemäus mitten in der Wüste zwischen Koptos und Berenize eine bequeme Straße anlegen, wo die Reisenden von Station zu Station Brunnen und Herbergen fanden. Er vollendete den Kanal, den Nekos und Darius angefangen hatten; doch war dieses Werk nicht von so großem Nutzen, als man gehoft hatte, weil die Schiffahrt auf dem rothen Meere sehr beschwerlich und unsicher war. Er traf auch sehr gute Anstalten zur Sicherheit der Straßen, und unterhielt zur Beschützung der Kauffartheischiffe eine furchtbare Flotte, bei welcher sich, nach Theokrits (vielleicht hofdichtermäsig übertriebner) Angabe, sieben und neunzig Schiffe von der ersten Größe, von welchen viele zweihundert Fuß lang waren, und mehr als viertausend Jachten und Transportschiffe befanden. Die Eroberungen, welche Ptolemäus Philadelphus in Aegypten, Westafrika und Arabien machte, trugen ebenfalls nicht wenig zur Erweiterung des Handels und der Länderkenntniß bei. Des Elfenbeinhandels wegen unternahm er einen Kriegszug gegen die Elephantophagen, welche er gern von ihrer Gewohnheit, Elephantenfleisch zu essen, abgebracht hätte. Zur Bequemlichkeit der Elephantenjagd, legte er die Stadt Ptolemais Theron am rothen Meere an. Er schickte auch den Megasthenes und Dionysius nach Indien, um die Beschaffenheit des Landes und dessen Lage zum Handel auszukundschaften.

Ptole-

Ptolemäus III. oder Evergetes eroberte verschiedene äthiopische Provinzen, unter andern auch das Zimmetland und viele arabische Landschaften, in welchen er gute Anstalten zur Sicherheit der Landstrasen und des rothen Meers traf. Unter ihm erreichte der alexandrinische Handel, und durch ihn der Wohlstand Aegyptens seinen höchsten Gipfel; aber eben die Anhäufung unermeßlicher Reichthümer verdrängte die alte Mäßigkeit der Aegyptier, brachte ihnen den Geschmack an verschwenderischem Pracht und Ueppigkeit bei, gab Anlaß zu der Weichlichkeit und verderbten Sitten der nachfolgenden Fürsten, und reizte die Habsucht der Römer, welche zulezt dem Reiche der Lagiden in Aegypten ein Ende machten.

Ptolemäus IV. oder Philopator, unterhielt eine noch größere Flotte als seine Vorgänger. Unter andern ließ er zwei ungeheure Schiffe bauen, wovon das eine nach Plutarchs Bericht 280 Ellen lang, am Hintertheil 48 Ellen hoch war, und mit 400 Matrosen, 4000 Ruderknechten, und beinahe 3000 Soldaten bemannt war. So lasterhaft und grausam übrigens auch dieser Fürst war, so fehlte es ihm doch nicht an Handelspolitik. Die Byzantiner hatten einen Zoll für alle Schiffe, welche den Thrazischen Bosporus passirten, angelegt, und um ihre Absicht durchzusetzen, sich mit dem Achäus, einem Fürsten in klein Asien verbunden. Die Rhodier, welche das schwarze Meer des Handels wegen fleißig besuchten, litten bei dieser Bedrückung am meisten, und mithin auch die Aegyptier, deren Spediteurs die Rhodier waren. Ptolemäus Philopator ließ daher eine Flotte gegen die Byzantiner und ihren Bundsgenossen ausrüsten, und bekam den Andromachus, des Achäus Vater, gefangen. Auf Vorbitte der Rhodier ließ er ihn wieder los, und zur Dankbarkeit

trat Achäus von seiner Verbindung mit den Byzantinern ab, welche sich nunmehr genöthigt sahen, den Zoll wieder aufzuheben.

Ptolemäus V. oder Epiphanes soll in Cölesyrien zur Bequemlichkeit des Handels, Chausseen angelegt, und über alle Flüsse dieses Landes Brücken gebaut haben.

Unter dem sechsten Ptolemäus (Philometor) litt der ägyptische Handel großen Schaden durch den Krieg mit dem syrischen König Antiochus Epiphanes, welcher Alexandrien nach einer harten Belagerung eroberte. Indessen gewannen auch die Aegyptier auf der andern Seite, durch die damals erfolgte Zerstörung der Städte Karthago und Korinth, welche bisher ihre wichtigsten Nebenbuhlerinnen im Handel gewesen waren.

Ptolemäus VII. oder Physkon, war ein im höchsten Grade grausamer und allen Lüsten und Ausschweifungen ergebner Fürst. Er verjagte erst alle Künstler und Handelsleute; da er aber bald wahrnahm, daß er sich selbst dadurch den meisten Schaden gethan hatte, so rief er sie wieder zurück, und erweiterte alle ihre Privilegien. Er ließ den Eudoxius von Cyzikus nach Indien reisen, der in der Folge, als er nach seiner Rückkunft beim Ptolemäus VIII. (Lathurus) in Ungnade fiel, sich auf dem arabischen Meerbusen einschiffte und um Afrika herum nach Kadix reisete.

Unter Ptolemäus IX. (Alexander I.) erstreckte sich die ägyptische Handlung bis ins Asowsche Meer. Zu seiner Zeit schrieb auch Agatharchides in Aegypten seinen Periplus maris Erythraei, ein für die alte Länderkunde ungemein wichtiges Werk.

Ptolemäus X. (Alexander II.) ist blos deswegen hier zu merken, weil von ihm an der Einfluß der Römer in die ägyptischen Angelegenheiten sehr überhand

hand nahm. Die Alexandriner hatten ihn vertrieben: er starb nachher zu Tyrus und sezte die Römer zu Erben seines Reichs ein.

Ptolemäus XI. und XII. (Auletes und Dionysius) waren äußerst schwache Fürsten und scheinen für die Handlung nichts gethan zu haben. Dennoch war unter dem leztern die Seemacht der Alexandriner sehr beträchtlich. Cäsar verbrannte ihnen hundert und zehn Schiffe und dennoch waren sie bald wieder im Stande eine ansehnliche Flotte auslaufen zu lassen, die aber dennoch Cäsars Sieg nicht zu hindern vermochte.

Unter der Regierung des Ptolemäus XIII. und der Kleopatra war der alexandrinische Handel außerordentlich hoch gestiegen, besonders fuhren die ägyptischen Schiffe sehr häufig nach Indien, wie man schon daraus sehen kann, daß Kleopatra nach der Schlacht bei Aktium nach Indien flüchten wollte, welches doch nachher unterblieb.

Aegypten wurde nunmehr eine römische Provinz. Diese Eroberung war für Rom, was Peru für Spanien und Bengalen für England ist. Die ägyptischen Schäze bereicherten die Römer so sehr, daß sich in kurzem der Preis der Grundstücke und Lebensmittel verdoppelte. Zugleich aber wurde dadurch gewiß auch der Verfall des Römischen Reichs vorbereitet; und nicht vergeblich hatte das sibyllinische Orakel gesagt: Miles romane, Aegyptum cave!

Ehe ich von dem Zustande des ägyptischen Handels unter den Römern rede, wird es nöthig seyn, etwas von der allgemeinen Beschaffenheit und den Wegen desselben unter den griechischen Königen zu sagen. — Wahrscheinlicherweise trieben die Ptolemäer den Seehandel größtentheils für eigne Rechnung, denn die bloßen Einkünfte von ihren Besitzungen hätten zu ihrem so außerordentlichen Aufwand nicht hinreichen kön-

nen. Ptolemäus Evergetes hatte die Einkünfte aus Cölesyrien, Phönizien, Judäa und Samaria für 8000 Talente (7,200,000 Rthlr.) jährlich verpachtet, und Ptolemäus Auletes zog aus seinem ganzen Reiche 12,500 Talente jährlich (11,250,000 Rthlr.) allein davon hätten diese Fürsten einen so prächtigen und über alle Maase verschwenderischen Hof, als der ihrige war, die Kosten für ihre groſsen Flotten, und für viele andre Anstalten unmöglich bestreiten können, wenn sie nicht noch außer dem groſse Zuflüsse von dem Handel gehabt hätten. —

Zur Zeit der Ptolemäer giengen die zum morgenländischen Handel bestimmte Waaren von Alexandrien den Nil hinauf bis Koptos; von da wurden sie auf Kameelen nach Berenice, (oder auch nach dem Hafen Μυὸς ὁρμὸς, Muris portus,) gebracht. Zu Berenice fand man Schiffe, welche theils nach Arabien, theils nach den östlichen Küsten von Afrika, theils nach Persien und Indien gingen. Die arabischen Schiffe landeten zu Muza an dem westlichen Ufer des arabischen Meerbusen, wo sie arabisches Rauchwerk einnahmen. Einige gingen über die Meerenge nach Cane, wo sie gegen Korn, Wein, Kleider, Kupfer, Zinn, Korallen u. s. w. Gewürze, Aloe, und besonders Weihrauch eintauschten. — An der östlichen Küste von Afrika über die Meerenge Bab-el-Mandel hinaus waren die ägyptischen Handelsplätze Avalis und Maleos, wo man gegen irdene und gläserne Gefäſse, Früchte, Kleider, Zinn, Wein, Eisen und Münzen, — Weihrauch, Myrrhen, Gewürze und Sklaven eintauschte. Auf eben dieser Küste kam man zu dem Handelsplatze, Emporium Mosyllum, und diesem gegenüber zu der Insel Dioskorides (Zoccotra). Aus dieser Insel holten die Aegyptier Aloe. Weiter

gegen

gegen Süden lag das Zimmetland, welches die Barbarei genannt wurde. Man holte daselbst Gewürze und Schildkröten, besonders zu Opone. Die ägyptischen Handelsschiffe gingen auch nach Rapta auf der Küste Zanguebar nach dem Vorgebirge Prasium (Mosambique,) und nach der Insel Menuthias oder Madagascar.

Die nach Indien bestimmte Schiffe kamen in dreisig Tagen nach Ocelis oder Cane. Ersterer Ort war ein kleiner Hafen am östlichen Ufer des arabischen Meerbusens nahe an der Meerenge. Von Ocelis ging man längst der Küste des glücklichen Arabiens über Eudaimon Arabia (nach Agatharchides eine durch den Zwischenhandel zwischen Aegypten und Indien berühmte Stadt) nach dem Vorgebirge Syagros (Kap Fartak) Zoccotra gegenüber. Von da fuhr man nach Patole, einer Stadt an der Mündung des Indus, oder gerade von Ocelis nach Muziris auf der westlichen indischen Halbinsel. Einige Schiffe befuhren auch den persischen Meerbusen, und die in selbigem befindlichen sieben Inseln des Zenobius und die Insel des Serapis nebst der Stadt Armuze, (Ormuz gegen über) die schon damals des Perlenfangs wegen berühmt war. Von daher mochten auch wohl die berühmten Perlen der Kleopatra seyn, deren Werth Plinius auf hundert Millionen Sesterzien berechnet. Die nach Persien bestimmten ägyptischen Schiffe fuhren den Euphrat hinauf und handelten im Lande mit den Persern sowohl als mit den Griechen. Andre gingen von der Insel Prasiane in der Mündung des Indus nach der Insel Taprobane (Ceilon) wo sie baumwollne und seidne Zeuge, Zimt, Schildkröten, Elephanten, Diamanten, Perlen und andre Kostbarkeiten einnahmen. Zu dieser Fahrt bediente man sich aber nur ganz leichter Fahrzeuge von Papyrus. Einige ägyptische Schiffe gingen im indi-

schen Meerbusen hinauf bis in die Mündung des Ganges, auf welchem sie landeinwärts bis zu der großen Handelsstadt Palibothra vordrangen.

Aus den Hafen am mittelländischen Meere gingen die ägyptischen Schiffe nach den Inseln des Archipelagus nach Griechenland, nach dem schwarzen Meere und nach dem Palus Mäotis oder asowschen Meere. Von Phasis bis Kolchis reisten dann Handelskarawanen zu Lande nach dem nördlichen Indien und Persien. Oft kamen die Schiffe in vierzehn Tagen aus dem asowschen Meere nach Alexandrien zurück, und machten dann die Fahrt von da nach Aethiopien auf dem Nil in zehn Tagen. Viele Schiffe befuhren auch die mitternächtliche Küste von Afrika, wo sie besonders mit Cyrene und Karthago großes Verkehr hatten.

Diese Vorstellung des ägyptischen Handels und seiner verschiedenen Kanäle ist größtentheils aus den Nachrichten des Agatharchides und des Plinius geschöpft. Man sieht hieraus, daß in der That der ägyptische Handel sehr ausgebreitet war, und in die entlegensten Gegenden ging. Das Verzeichniß der Länder, mit welchen Aegypten in Handelsverbindungen stand, ließe sich leicht noch um ein Beträchtliches vermehren, wenn man alle diejenigen noch hieher zählen wollte, deren Produkte die Aegyptier durch die dritte Hand erhielten. Man könte hieher die Küsten des Baltischen Meers und andre Nordländer, selbst Britannien zählen, wohin die Phönizier und nachher auch die Massilier schon längst den Weg gefunden, und daselbst Zinn, Bernstein, kostbares Pelzwerk u. s. w. geholt hatten. Diese Waaren wurden auch nach Aegypten gebracht, vermuthlich auf Phönizischen, Tyrischen und Massilischen Schiffen; man weis aber nicht, ob die Aegyptier selbst jene Gegenden besucht haben. Ohne irgend einen

scheinbaren Grund vor sich zu haben, hat man auch vermuthen wollen, die Aegyptier hätten, wo nicht in noch frühern Zeiten, doch unter der Regierung der Ptolemäer, China und selbst Amerika besucht. Von dieser Vermuthung hatte man nur noch einen Schritt zu der Hypothese, daß die Chineser und die Amerikaner Abkömmlinge von ägyptischen Kolonisten wären, welches man durch allerlei theils zufällige, theils blos in der Einbildung beruhende Aehnlichkeiten zwischen beiderlei Völkern beweisen wolte. Allein es ist unerweislich, daß die Aegyptier jemals China und Amerika besucht oder nur etwas von diesen Ländern gewust hätten. China war überhaupt den Alten ganz unbekannt; denn das Land der Serer, dessen die griechischen und lateinischen Schriftsteller zuweilen erwähnen, war nicht China sondern Nordindien und ein Theil der großen Tatarei; und von Amerika kann vielleicht nur der einzige karthaginensische Seefahrer Hanno durch Zufall etwas erfahren haben, dessen Reisenachrichten aber nicht mehr vorhanden sind.

Die Waaren, welche aus Aegypten in andre Länder gingen, waren von sehr verschiedner Art. In vorzüglich großer Menge wurde das ägyptische Getraide ausgeführt, und Aegypten wurde unter der Römischen Herrschaft das Kornmagazin Italiens, und zur Proviantirung Roms so nothwendig, daß Vespasianus während des Kriegs mit dem Vitellius vor allen Dingen darauf dachte, Aegypten in Besitz zu nehmen, weil er wohl wuste, daß er auf diese Art die Römer durch Getraidemangel und Theurung auf seine Seite zu treten zwingen könte. Der ägyptische Flachs wurde ebenfalls in Menge außer Landes verführt; theils roh, theils verarbeitet; besonders war das ägyptische Segeltuch sehr beliebt. Ein andrer sehr wichtiger Handlungsartikel war das Papier. Ptolemäus Philadelphus unter-

tersagte die Ausfuhr desselben, als er die Bibliothek zu Alexandrien anlegte, um den König von Pergamus, der ebenfalls eine Büchersammlung errichten wolte, von Ausführung dieses Unternehmens abzuhalten. Nachher aber, und besonders zur Zeit der Römer, wurde die Ausfuhr des Papiers wieder frei gegeben. Im ganzen römischen Reich schrieb man auf ägyptisches Papier, welches aber immer in hohem Preise blieb, weil die Papyruspflanzungen verpachtet waren, und die Pachter nur eine kleine Anzahl derselben dulteten. Unter der Regierung des Tiberius riß, wie ich im ersten Theile S. 48. schon erwähnt habe, eine solche Theurung des Papiers ein, daß man, um dem Uebel abzuhelfen, eine eigne Kommission niedersetzen mußte. — Die übrigen ägyptischen Waaren, welche auswärts gingen, waren vornehmlich verschiedne Sorten Weine, von Marea, Tornea, Anthylla, Sebennytus u. s. w. Honig, Laserpitium, Smaragde, Beryll, Amethyst, Magnet, Alabaster, Porphyr, Marmor und Granit aus Oberägypten, Alaun, Vitriol, Natrum, Salpeter, irdne Geschirre, unächte Vasa murrhina, Tapeten, baumwollne Zeuge, Glas, allerlei Farbematerialien, Spezereien und Salben. Selbst der Nilsand wurde auswärts verführt, und zu Rom für die Fechter verkauft.

Der ägyptische Handel und die Industrie der Nation war unter den Ptolemäern in solche Wege eingeleitet worden, daß sie nunmehr der thätigen Unterstüzzung der Regenten kaum mehr bedurften. Aegypten fuhr unter der Herrschaft der Römer fort, denjenigen Rang unter den handelnden und seefahrenden Nationen, zu welchem es sich emporgeschwungen hatte, zu behaupten, und Alexandrien blieb die größeste Handelsstadt der Welt *). Die Römischen Kaiser sahen sehr wohl ein,

*) μέγιστον ἐμπόριον τῆς οἰκουμένης, sagt Strabo B. 17. K. 9.

ein, wie nothwendig Aegyptens Produkte und Industrie für Rom und Italien geworden waren, dessen Einwohner, durch Reichthum und Luxus verwöhnt, den Ackerbau allgemach zu vernachlässigen anfingen, und die nothwendigsten Mittel zum Lebensunterhalt, eben so, wie noch heut zu Tage die müßigen aber bettelarmen Einwohner des Kirchenstaats, aus fremden Ländern und Provinzen, besonders aus Sizilien und Aegypten ziehen mußten. Viele römische Kaiser gaben Gesetze und trafen allerlei Verfügungen zu Gunsten des ägyptischen Handels; die meisten aber begnügten sich damit, denselben nicht einzuschränken, noch zu bedrücken, wenn sie auch nichts zu seiner Beförderung und Aufnahme beitrugen. Nur die innerlichen Unruhen, welche von Zeit zu Zeit ausbrachen, die Erpressungen einiger Statthalter, und die allgemeine Staatsverwirrung, welche unter den leztern Kaisern vor Konstantin überhand nahm, wurden dem ägyptischem Handel gefährlich, doch kam er nie ganz in Verfall. Erst von der Zeit an, wo das römische Reich getheilt wurde, und Aegypten den morgenländischen Kaisern anheim fiel, nahm der Wohlstand dieses Landes und sein Handel allmälig ab. Die schlechte Staatsverwaltung der Regenten, die Monopolien und Bedrückungen, welche sie den Beamten und Statthaltern erlaubten, der Mangel an Wachsamkeit für die Sicherheit des Meers und der Landstrasen, die Religionszänkereien, welche sich in Aegypten entspannen, die daher entspringenden Verfolgungen, und der immer allgemeiner werdende Hang zu mönchischer Frömmelei, alles dieses waren Umstände, welche nothwendig die Grundfesten der Handlung, Betriebsamkeit, Nationalkredit, Freiheit und Sicherheit des Eigenthums erschüttern und wandelbar machen musten.

In diesem Zustande befand sich Aegypten, als es von den Sarazenen erobert wurde. Die Anhänger Mahomets waren in diesem ersten Zeitraum ihrer neuen Religion viel zu schwärmerische Anhänger derselben, und viel zu sehr gegen die Christen aufgebracht, als daß sie mit diesen in einige Handelsverbindungen hätten treten sollen. Sie vernachlässigten daher die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere gänzlich, und befuhren blos das rothe Meer. Außer diesem trieben sie blos einigen inländischen Handel. In der Folge fanden die Venetianer Mittel, sich den Zutritt in die ägyptischen Häfen zu verschaffen, und erhielten Erlaubniß, Consuln von ihrer Nation, sowohl in den Seestädten als auch in dem Innern des Landes, anzustellen. Unter dem Schutze der ägyptischen Kaliphen handelten sie bis nach Indien, und die Reichthümer, welche sie auf diesem Wege erwarben, verschafften ihnen den ersten Rang unter allen damaligen europäischen Handelsnationen. Einige Zeitlang musten sie diese Vortheile mit den Genuesern theilen, nach und nach aber gelang es ihnen dieser lästigen Nebenbuhler los zu werden, und die Oberherrschaft auf dem mitteiländischen Meere zu behaupten. Durch diesen glücklichen Erfolg aufgemuntert, benuzten sie den Verfall des griechischen Kaiserthums, entrissen den Ottomannen einen Theil ihrer Eroberungen, nämlich Morea, Kandia und verschiedene Inseln des Archipelagus. Ihre Flotten verbreiteten sich bis an die Dardanellen, und boten den Türken Trotz. Bei Lepanto schlugen sie nebst ihren Bundsgenossen die ganze ottomannische Seemacht; sie retteten Italien vom Untergange; mit einem Worte: Venedig war durch den Handel nach Aegypten und Indien so reich und mächtig geworden, daß es zwei Jahrhunderte hindurch die Vormauer der Christenheit blieb.

So

So standen die Sachen, als die Portugiesen unter Anführung des Vasco de Gama den Weg um Afrika herum nach Indien, welcher ehedem von den Aegyptiern sehr oft befahren worden, jezt aber schon längst unbekannt war, wieder fanden. Sie eroberten in kurzer Zeit Kochin, Goa und viele andre indische Städte, aus welchen sie unermeßliche Reichthümer zogen. Eben damals hatten die Türken Aegypten erobert. Aufgemuntert durch die Venetianer, welche sie mit Holz und andern Materialien zum Schiffsbau versorgten, rüsteten sie eine Flotte auf dem rothen Meere aus, mit welcher sie den siegreichen Unternehmungen der Portugiesen Einhalt thun und dieselben aus ihren neuen Besizzungen verjagen wolten. Albuquerque, welcher damals Befehlshaber der Portugiesen in Indien war, zerstreute die ottomannische Flotte, bemächtigte sich verschiedner Hafen am rothen Meer und nahm sich vor, Aegypten zu Grunde zu richten. Dem zufolge schloß er einen Vertrag mit dem Kaiser von Abyssinien, vermöge dessen derselbe den Nil ab- und ins rothe Meer leiten lassen solte. Eine in Wahrheit unmenschliche Absicht! Um seiner Nation ausschlüßlich den indischen Handel zu verschaffen, trug Albuquerque kein Bedenken, Millionen Menschen aufzuopfern und ihr Land in eine Einöde zu verwandeln. Zum Glück konte dieses heillose Projekt nicht ausgeführt werden. Albuquerque starb, und der Kaiser von Abyssinien dachte nicht weiter daran. Mittlerweile, als sich die Portugiesen mit den Venetianern und Aegyptiern um den Besitz der ostindischen Reichthümer stritten, hatten die Spanierunter Colombo's Anführung, Amerika entdeckt. Auch sie machten Eroberungen in Ostindien, und wählten endlich, nachdem sie sich daselbst geraume Zeit hindurch mit Portugall um Besitzungen, welche keiner von beiden Nationen mit Recht zukamen, gestritten hatten, den Pabst zu ihrem

Schiedsrichter, welcher sehr freigebig, aber auch sehr ungeographisch, alle schon gemachte und noch zu machende Entdeckungen in zwei Hälften theilte, und die westliche den Spaniern, die östliche aber den Portugiesen schenkte. Die übrigen europäischen Nationen erwachten nun endlich auch aus der Trägheit, mit welcher sie so lange den spanischen und portugiesischen Eroberungen ruhig zugesehen hatten. England und Frankreich rüsteten Flotten aus, um von den Schätzen Ost- und Westindiens auch ihren Theil zu nehmen. — Venedig hingegen kam nunmehr in Verfall. Der Handel nach Aegypten und Ostindien hatte die Macht und den Wohlstand dieser Republik begründet; durch den Verlust dieser Quelle von Reichthümern wurde sie in die Ohnmacht, aus welcher sie hervorgegangen war, zurükgestürzt. Der Verfall ihres Handels zog die Verringerung ihrer Seemacht nach sich, und dadurch wurde sie verhindert, ihre entfernten Besitzungen zu vertheidigen. Die Türken entrissen den Venetianern nach und nach Morea, Kandia, und die Inseln des Archipelagus, von welchen ihnen nur noch ein paar sehr unbedeutende und unfruchtbare übrig geblieben sind.

In unsern Zeiten, wo alle europäische Staaten ihre Macht auf den Handel gründen, wo man denselben allenthalben begünstigt, und ihm neue Wege zu eröfnen sucht, kann Aegypten, welches in Barbarei versunken, durch Despotismus verwildert, und zur See ganz ohnmächtig ist, seine für den Handel so vortheilhafte Lage nicht benutzen, und die Konkurrenz mit den europäischen Nationen nicht aushalten. Die ägyptischen Seeleute können nicht mehr den Weg nach Indien finden; kaum sind sie noch geschickt genug das rothe Meer zu befahren, und ihre größeste Reise ist die nach

Mokka,

Mokka, wo die Saiquen (eine Art kleiner schlecht bewafneter Fahrzeuge,) Kaffee aus Jemen und Spezereien, Perlen, Musseline und andre Zeuge aus Bengalen, welche die Banianen nach Arabien bringen, abholen.

So eingeschränkt auch dieser Handel ist, so bringt er doch immer noch beträchtliche Vortheile. Die ägyptischen Kaufleute bezahlen zu Mokka das Pfund Kaffee mit drittehalb Groschen, und verkaufen es zu Kairo wieder für neun Groschen nach unserm Gelde. Dieser Artikel allein bringt jährlich in Aegypten beinahe drei Millionen Thaler in Umlauf, wovon das Land wenigstens ein Drittel gewinnt. Der größeste Theil dieses Kaffees geht nach Konstantinopel, Syrien und klein Asien, sehr viel wird auch in Aegypten selbst verbraucht. Die Ausfuhr dieser Waare nach Europa ist eigentlich verboten, wird aber dennoch gegen einige Geschenke an die Regierung und an die Zollbedienten ohne große Schwierigkeit gestattet. Der meiste Kaffee von Mokka geht von Mokka nach Marseille. Sonst wurde in Oberägypten sehr häufig amerikanischer Kaffee getrunken; auch jezt noch wird er in ziemlicher Menge auf englischen und amerikanischen Schiffen eingeführt, und von den ägyptischen Kaufleuten zu Verfälschung des arabischen Kaffees gebraucht — Die Engländer haben sich schon längst bemüht, den Aegyptiern den Kaffeehandel zu entreißen; allein diese haben sich bei der Regierung darüber beschweret, und jenen Versuchen standhaft entgegengearbeitet. Zu der Zeit als Ali Bey zur Sicherheit der Karavanen viele gute Anstalten gemacht, und alle ägyptische Häfen den Ausländern eröfnet hatte, landeten einige englische Schiffe zu Sues mit Bengalischen Musselinen und andern Stoffen, welche sie mit beträchtlichem Gewinn absezten; indessen haben sie bisher aus politischen Absichten diesen Han-

delsweg noch immer vernachlässigt, und die Aegyptier sind in Besitz desselben geblieben. Diese würden aber freilich viel zu schwach zum Widerstande seyn, wenn es künftig einer europäischen Seemacht einfallen solte, sich den arabischen Kaffeehandel mit Nachdruck zuzueignen, und unstreitig werden sie sichs auch früher oder später müssen gefallen lassen, durch fremde Schiffe die übrigen kostbaren Waaren zu erhalten, welche sie jezt um sehr hohe Preise aus Mokka ziehen, und die man ihnen alsdann viel wohlfeiler wird liefern können.

Das arabische Gummi ist für den ägyptischen Handel ein ungemein wichtiger Artikel. Es werden jährlich ungefähr siebenhundert Zentner von diesem Produkt aus der Gegend von Tör und vom Berge Sinai durch zwo oder drei kleine Karavanen nach Kairo gebracht. Die arabischen Kaufleute verkaufen das Gummi in zusammengenähten Häuten und verfälschen es sehr häufig mit Koth und andern Unreinigkeiten. Sie leiden es aber nicht, daß die Käufer die Säcke öfnen und untersuchen, verstehn sich auch nicht zur Entschädigung, wenn sie des Betrugs überwiesen werden. Die arabischen Karavanen, welche Gummi mitbringen, kommen meistens im Oktober an, lagern sich etwa eine Stunde von Kairo, und tauschen da ihre Waaren gegen Waffen, Kleidungsstücke u. dergl. aus. Viel mehr Gummi wird nach Aegypten durch die Karavanen gebracht, welche jährlich im April und Mai aus dem innern Afrika kommen. Sie bringen drei Sorten Gummi, welches zwar an sich von geringerer Güte als das Arabische, aber weniger verfälscht als dieses ist, und deswegen auch mehr Käufer findet. Die Europäer führen jährlich gegen fünftausend Zentner arabisches Gummi aus Aegypten aus.

Der Reis ist in ganz Aegypten verpachtet, und die Europäer dürfen ihn eigentlich nur zu Damiat holen; durch Bestechung der Zollbedienten aber, wissen sie ihn auch an andern Orten zu erhalten. Niebuhr hörte, die Amerikaner hätten zu seiner Zeit Reis aus Karolina nach Alexandrien gebracht. Der größeste Theil des ägyptischen Reises wird nach andern türkischen Provinzen verschift; sehr viel geht aber auch nach Marseille und Livorno.

Von rohen Kameel- und Kühhäuten werden jährlich 80000 Stück aus Aegypten verschift. Davon geht sehr viel in andre türkische Provinzen; unter den Europäern aber kaufen die Engländer die meisten ungegerbten Häute ein, und nur etwa 1000 Stück gehen nach Marseille.

Aegypten führt jährlich auf 15000 Centner Safran aus. Der Beste wird in der Gegend von Kairo gewonnen, und geht größesten Theils nach Marseille, Livorno und Venedig.

Der ägyptische rohe Flachs wird sehr häufig nach der Türkei und nach Italien verschift. Die im Lande gewebte Leinwand, besonders die blaugefärbte, geht in Menge nach der Barbarei, Abyssinien und Syrien. Einige rohe Leinwand führen auch die Marseiller Schiffe aus.

Der Zucker, den Aegypten baut, die rohe Baumwolle und die baumwollnen Zeuge bleiben größtentheils im Lande. Doch wird von diesen leztern Waaren auch etwas nach Marseille gebracht. — Der Salmiak geht fast ganz nach Europa. Die Sennesblätter und der Mohnsaft sind ebenfalls einträgliche Handelsartikel für Aegypten. Außer diesen wird auch noch eine ziemliche Menge von arabischen und abyssinischen

schen Droguerien und Gewürzen durch die Europäer ausgeführt. — Alle diese Waaren sind aber mit übertriebnen Abgaben bei der Ausfuhr belegt, und dadurch wird ihr Absatz ungemein erschwert.

Was die eingehenden Waaren anbelangt, welche Aegypten aus andern Ländern erhält, so ist ihre Anzahl ebenfalls ziemlich groß. Die Aegyptier ziehen besonders sehr viel wollne Tücher aus Europa, vornehmlich holländische, französische und englische, auch allerlei Zeuge, z. B. Londrinen, Serge und venetianischen Scharlach. Frankreich allein schikt jährlich an 800 Ballen grobes Tuch aus Languedok nach Aegypten. Dieses wird besonders im Monat Ramadan und gegen das Bairamsfest sehr gesucht, wo die Türken gern ihre Sklaven neu bekleiden. — Von Venedig und Marseille werden jährlich über tausend Ballen geglättetes Papier zum Schreiben und zu Fensterscheiben nach Aegypten gebracht. Außerdem erhält dieses Land jährlich aus Europa gegen 30 Barils Cochenille, 500 Ballen Pfeffer, Würznelken, Zinn, Eisenblech, Nadeln, Queckfilber, Glasperlen, allerlei westindische und molukkische Gewürze, Kupfer, Messingdrat, Stahl, Bleiweis, Schiesgewehre, baumwollne Turbans aus einer Manufaktur zu Marseille, Porcellain, u. s. w. Die abyssinischen Karavanen bringen Goldstaub, Elfenbein und allerlei Spezereien nach Aegypten.

Obgleich der ganze auswärtige Handel von Aegypten durch fremde Schiffe geführt wird, und ob derselbe gleich durch die hohen Ausfuhrzölle und andre höchst unpolitische Maasregeln der türkischen Regierung sehr eingeschränkt ist, so zieht Aegypten doch von dem Handel mit den Europäern, besonders mit den Franzosen, großen Vortheil. Die Tücher, die Ammunition, die goldenen Lyoner Tressen, das Papier,

und

und andre Waaren, welche Frankreich nach Alexandrien und Kairo schikt, reichen nicht zu, diejenigen Artikel, welche aus Aegypten nach Marseille gehen, zu bezahlen; und Frankreich muß jährlich noch eine große Summe in baarem Gelde (in türkischen Piastern) nach Aegypten schicken. Nur bei dem Handel nach Mokka sezt Aegypten baares Geld zu; sonst aber gewinnt es eine große Quantität edler Metalle von allen Nationen, welche nach Alexandrien und Kairo handeln. Es ist daher immer viel Geld im Lande, wie man schon daraus schließen kann, daß Ali-Bey, als er nach Syrien flüchtete, gegen zwanzig Millionen Thaler mit sich nehmen, und Ismael-Bey, einer von den Anführern der Mißvergnügten in diesen lezten Jahren, ebenfalls bei einer Flucht nach Syrien funfzig mit baarem Geld beladne Kameele mit sich fortführen konnte.

Die Münzsorten, welche in Aegypten im Handel vorkommen, sind folgende:

Von inländischen:

1) Burber, die kleinste Münze; von Kupfer.
2) Medine, von Eisen und übersilbert, gilt 12 Burbers oder drei englische Farthings; nach unserm Gelde ungefähr sechs Pfennig.
3) Plaster von 33 Medinen oder 16½ Groschen.
4) Genserli und Mabul, zwo Sorten von Goldstücken, deren Werth 100 Medins (2 rthlr. 7 gr.) beträgt.
5) Fendukli, eine Goldmünze: gilt 146 Medins. (3 Rthlr.).

Von europäischen Münzsorten:

1) Portugiesische Crusaden, wovon 33 Stück in Aegypten 407 Medins (ungefähr neuntehalb Thaler) gelten.

2) Rosenpiaster. Das Stück gilt 72 Medins oder 1 Rthl. 12 gr.
3) Realpiaster und deutsche Piaster stehen in gleichem Werth und gelten, wenn sie vollwichtig sind, jeder 78 Medins oder 1 Rthl. 15 gr.
4) Ungarische Zechinen gelten 146 Medinen oder 3 Rthlr.
5) Venetianische Zechinen, wrden zu 155 Medinen (3 rthlr. 5 gr.)
6) Spanische Pistolen, gelten 250 Medins (5 rthlr. 5 gr.)

Die Franzosen und Engländer sind unter den europäischen Nationen diejenigen, welche im Handel in Aegypten am meisten begünstigt werden. Vermöge der Verträge, welche ihre Höfe mit der Pforte geschlossen haben, bezahlen sie für die ein- und ausgeführten Waaren nur so viel Zoll und andre Abgaben als die Unterthanen des Grosherrn. Beide Nationen halten Consuls zu Kairo und Alexandrien. Andre europäische Nationen sind in Aegypten nicht sehr angesehen. Die Venetianer, die sonst einen so einträglichen Handel nach Aegypten trieben, müssen jezt meistens unter französischer Flagge in den dasigen Häfen einlaufen, wenn sie nicht ungleich höhere Abgaben als die Engländer und Franzosen entrichten wollen; auch weigern sich die Türken durchaus, einen Consul von dieser Nation anzunehmen, weil es ein paarmal geschehen ist, daß venetianische Kaufleute, und selbst Consuls bankerott geworden sind.

Von

Von dem Einfluß, welchen Aegypten auf andre Länder und Völker gehabt hat.

Die Geschichte eines einzelnen Menschen wird uns erst dann wichtig, wenn sie uns zeigt, wie und was er auf seine Zeitgenossen und Nachkommen gewirkt habe. Das innere Gefühl von unserer Bestimmung zur Geselligkeit und von der Pflicht eines ieden Einzelnen, nicht für sich allein, sondern auch für andre zu leben, ist so mächtig, daß wir jede Erzählung, die uns einen Menschen ganz isolirt, blos mit sich selbst immerfort beschäftigt, und außer aller Verbindung mit andern vorstellte, höchst langweilig finden würden. Deswegen ermüden wir sehr bald bei der Geschichte der Einsiedler und Mönche, bei den Jahrbüchern solcher Fürsten und Könige, die weder gut noch böse waren, ihrem Volke und ihren Nachbarn weder nuzten noch schadeten. Wir fühlen uns nun einmal gedrungen, überall zu fragen: nüzte dieser Mensch der Welt etwas? wie nüzte er ihr? was für Folgen hatten seine Handlungen für andre? und wo diese Fragen nicht befriedigend beantwortet werden können, da fällt alle unsre Theilnehmung weg. — Eben so verhält sichs auch mit der Geschichte ganzer Nationen. Wilde oder nomadische Völker, die ganz außer aller Verbindung mit der übrigen Welt sind, ziehen nur in sofern unsre Aufmerksamkeit auf sich, und Nachrichten von ihnen unterhalten uns nur so lange, als wir Vergleichungen zwischen ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuchen u. s. w. und den unsrigen anstellen; wir würden aber nie verlangen, daß man uns eine nach der Zeitfolge geordnete Geschichte eines solchen Volks vorlegte, weil diese aus Mangel an deutlichem Zusam-

menhang und Verbindung mit der Geschichte anderer Nationen, gar kein Interesse für uns haben könnte. — Erst dadurch also wird die Geschichte nüzlich, lehrreich und wichtig, wenn sie uns den Platz, welchen jedes Volk in der Reihe der Weltbegebenheiten eingenommen, den Antheil, den es an allgemein merkwürdigen Ereignissen, den Einfluß, welchen es auf die übrige Menschheit gehabt hat, so deutlich und bestimmt als möglich anzeigt. — Ich glaube daher auch, es würde den Nachrichten von Aegypten, welche die vorhergehenden Abschnitte enthalten, sehr viel von dem Interesse abgehen, das ich ihnen, so viel meine Kräfte es erlauben, gern geben möchte, wenn ich hier nicht noch einige Betrachtungen über die Verhältnisse Aegyptens gegen andre Länder hinzufügte.

Die Aegyptier waren, wie ich schon öfter bemerkt habe, eines der allerältesten Völker; sie erscheinen in der Geschichte, so weit man ihr bis in das Dunkel der fabelhaften Zeit nachspüren kann, als ein Originalvolk, daß sich durchaus selbst gebildet hatte. Sehr zweifelhaft und auf sehr unsichre Zeugnisse gegründet ist die Meinung, daß Aegypten von Aethiopien aus bevölkert worden sei, und von da aus, mit seinen ersten Anbauern, die Grundzüge seiner Kultur, Religion und Gesezgebung erhalten habe. Wahrscheinlich ist es, daß die ersten Stammältern der Aegyptier Wilde, oder herumschweifende Hirten und Jäger gewesen, welche die Beschaffenheit des Landes anfangs, ihre vorige Lebensart zu verlassen, und in nähere gesellschaftliche Verbindung zu treten nöthigte. Dieser neue Staat bekam ohne fremde Mitwirkung, blos durch eigne Erfindung seiner Stifter und Mitglieder, aber höchstwahrscheinlich unter beständigem Einfluß des Klima, der Landesbeschaffenheit und der besondern Nationalbedürfnisse,

seine

seine Consistenz, seine Regierungsform, Gesetze, Religion und Künste. So wurde also Aegypten alles, was es war, ursprünglich durch sich selbst, schwang früher, als alle andre Völker der Urwelt, zu einem gewissen Grade der Kultur sich empor, und wurde eben dadurch Pflanzschule, Modell und Lehrerin einer Menge andrer Nationen und Staaten.

Man überschaue die Geschichte unsrer Erde: schwerlich wird man eine Nation außer der Aegyptischen finden, deren Einfluß so ausgebreitet gewesen wäre. Nicht durch Eroberungen, nicht durch glänzende Thaten, nicht durch Handlung wurde dieses Volk so berühmt, daß die meisten Nationen der alten Welt von ihm Gesetze, Religionsgebräuche, Künste und Wissenschaften entlehnten: denn die Aegyptier waren nie Eroberer gewesen, und eben so wenig hatten sie sich in den ältesten Zeiten durch Handlung in fremde Länder bekannt gemacht. Nur durch einzelne Kolonien, welche sie von Zeit zu Zeit aussandten, durch das verdiente Ansehen, welches sie sich durch ihre frühzeitige Kultur und durch ihre Erfindungen erworben hatten, und durch das noch mächtigere aber unverdiente Vorurtheil, welches man für ihre Weisheit hatte, und welches sie selbst durch allerlei Erdichtungen und Prahlerey mit Geheimnissen zu bestärken suchten — nur durch diese Umstände wurden die Aegyptier Lehrer, Muster und zum Theil auch Stifter vieler andrer Nationen, von welchen die meisten sich dessen rühmten, daß sie ihre erste Konsistenz und Bildung von Aegypten aus erhalten hatten. Der Geist der ägyptischen Gesezgebung und Religion verbreitete seinen Einfluß über alle Zeiten, er lebte und wirkte noch immerfort, als Aegypten schon lange aufgehört hatte, ein eigner unabhängiger Staat zu seyn: und noch heut zu Tage sind die Spuren dieses Ein-

flusses unter verschiedenen Nationen dem aufmerksamen Forscher unverkennbar.

Die jüdische Nation war offenbar das, was sie war, größestentheils in Aegypten geworden, man konnte sie sogar in gewisser Rücksicht als eine ägyptische Kolonie ansehen. Ihr Stammvater Abraham hielt sich geraume Zeit lang in Aegypten auf, das damals schon ein gesitteter Staat war. Bei seiner Rükkunft nach Canaan nahm er und seine ganze Familie die Beschneidung an, welche vorhin schon längst bei den Aegyptiern, so wie bei andern Nationen üblich gewesen war, unter Abrahams Nachkommen aber als Religionsgebrauch, als Merkzeichen der Einweihung zum Dienste des einzigen Gottes eingeführt wurde. — Joseph, Abrahams Urenkel wurde oberster Staatsbeamter in Aegypten, und wirkte beim damals regierenden Pharao seiner Familie die Erlaubniß aus, sich in dem Lande Gosen, einer niederägyptischen Provinz, auf der Ostseite des Nils, niederzulassen. Bisher war Abrahams Familie blos ein einzelner Nomadenstamm gewesen. In Aegypten fuhren seine Nachkommen fort, so wie vorhin in Mesopotamien, Kanaan und Arabien, Viehzucht und Ackerbau zu treiben, und vermehrten sich in den vierhundert Jahren, welche sie in diesem Lande zubrachten, aller Bedrückungen ungeachtet, die sie nach Josephs Tode unter den folgenden Pharaonen ausstehen mußten, so sehr, daß unter ihnen am Ende jenes Zeitraums sechsmalhunderttausend erwachsene Mannspersonen gezählt wurden. In diesem langen Zeitraum waren die Nachkommen Abrahams in Aegypten gleichsam nationalisirt worden. Sie hatten sehr viel von den Gebräuchen und Sitten des Volks, unter dem sie wohnten, angenommen, sie hatten die Künste, welche unter demselben blüheten, kennen und ausüben

gelernt,

gelernt, und ob sie gleich, als ein Hirtenvolk, von den Aegyptiern geringgeschäzt wurden, und nie mit ihnen sich vermischten, so hatten sie sich doch natürlicherweise den allgemeinen Gesetzen des Landes unterwerfen, und nach dessen bürgerlicher Verfassung bequemen müssen; es war daher sehr natürlich, daß sie sich ganz nach den Aegyptiern bilden mußten. Sie hatten sogar in der langen Zeit ihres Aufenthalts in Aegypten die Religion des Landes angenommen, und nur bei wenigen Weisen unter ihnen hatte sich die reine Naturreligion und die Erkenntniß eines einzigen Gottes erhalten. Die außerordentliche Vermehrung dieser einverleibten Völkerschaft, und der Wohlstand, zu dem sie ihr Fleiß und Betriebsamkeit in einer fruchtbaren Landschaft erhoben hatte, erregte endlich die Eifersucht und den Argwohn der Aegyptischen Könige. Sie suchten die Israeliten durch Frohnarbeiten und schwere Auflagen zu unterdrükken, und ihre weitere Ausbreitung durch gewaltsame Mittel zu hintertreiben. In dieser Lage befanden sich die Israeliten, als Moses erschien. Seine großen natürlichen Fähigkeiten waren durch verschiedne günstige Umstände noch mehr ausgebildet worden, er hatte die Erziehung eines vornehmen Aegyptiers genossen, und war, nach dem eignen Ausspruch unsrer heiliger Bücher, in aller Weisheit der Aegyptier unterrichtet, vielleicht auch selbst in die Geheimnisse der Priester eingeweihet worden. Die Vorsehung hatte ihn bestimmt, der Stifter und Gesezgeber eines Volks zu werden, bei welchem sich mitten unter abgöttischen Nationen, die reine Naturreligion, und der Glaube an einen einzigen Gott und Schöpfer der Welt erhalten sollte. Bei allen seinen Unternehmungen lag dieser Endzweck zum Grunde. Er befreite seine Nation von der ägyptischen Dienstbarkeit, erwarb ihr als Heerführer und Rathgeber neue Besitzungen, und gab dem neuen Staate seine

eigen=

eigenthümliche Form. Es war nöthig, alle Verbindung zwischen den Israeliten und Aegyptiern aufzuheben, damit jene nicht wieder in Abgötterei versinken, und (wie sie hernach doch oft thaten) nach Aegypten zurükzukehren wünschen, diese aber allen solchen Versuchen der Israeliten widerstehen möchten. Diese Absicht leuchtet aus sehr vielen Theilen der Mosaischen Gesetze, besonders derjenigen, welche sich auf Religionsgebräuche und kirchliche Verfassung beziehen, sehr deutlich hervor. Alles und jedes, was nur auf die entfernteste Art der Abgötterei hätte Vorschub thun können, ist in den mosaischen Gesetzen untersagt, und der Gesezgeber scheint immer dabei ganz besonders auf den ägyptischen Götzen- und Thierdienst Rücksicht genommen zu haben. So wie nun aber auf dieser Seite der Grund zu ewiger Zwietracht zwischen den Israeliten und Aegyptiern gelegt, und die Wiedervereinigung beider Völker aufs äußerste erschwert war, so finden wir doch auf der andern Seite in den mosaischen Staats- Polizei- und diätetischen Gesetzen sehr vieles, was ägyptischen Ursprungs zu seyn scheint, oder doch wenigstens eine auffallende Aehnlichkeit mit ägyptischen Gesetzen und Gebräuchen hat. Die Eintheilung des Volks in Kasten oder Stämme, in welchen zwar nicht die bürgerlichen Gewerbe, aber doch das Eigenthum an liegenden Gründen unveräußerlich forterbte, die levitische Hierarchie, die Abgaben, welche das Volk an den Priesterorden entrichten mußte, alle diese und noch viel andre Einrichtungen des israelitischen Staats sind im Grunde denjenigen, welche in Aegypten eingeführt waren, ganz ähnlich, und von diesen nur durch Nebenbestimmungen unterschieden. Eben so verhält sichs mit dem Gesetze von reinen und unreinen Thieren. Auch die Beschneidung war vielleicht, wie ich schon oben erwähnt habe, von den Aegyptiern auf die Israeliten

gekom-

gekommen, nur mit dem Unterschied, daß sie bei jenen der Reinlichkeit wegen eingeführt, bei diesen aber durch das mosaische Gesez als ein Religionsgebrauch geheiligt war. — Man glaube übrigens nicht, daß es des Gesezgebers unwürdig gewesen sey, bei einigen seiner Verfügungen die ägyptische Staats- und bürgerliche Verfassung zum Modell zu wählen; man bewundre vielmehr auch hier die weisen Plane der Vorsehung zur Erziehung des Menschengeschlechts. Ein roher ungebildeter Nomadenstamm, dessen Nachkommen bestimmt waren, die Erkenntniß eines einzigen wahren Gottes unter sich aufzubewahren, muste hier durch den langen Umgang mit einer mehr ausgebildeten Nation einen gewissen Grad von Kultur erhalten, um zu seiner großen Bestimmung geschikt zu werden, muste die Vortheile, Rechte und Verbindlichkeiten des bürgerlichen Lebens vorläufig kennen lernen, und der Anführer dieses neuen Volks mußte in Aegypten die ersten Grundkenntnisse zu seiner künftigen Amtsführung einsammlen. Moses selbst scheint die Verbindlichkeiten, welche seine Nation in allen diesen Rücksichten den Aegyptiern, (ohngeachtet diese ihre Tyrannen gewesen waren) schuldig seyn muste, nicht verkannt zu haben. Seine Verordnungen, welche sonst fast allen benachbarten Völkern Ausrottung und unversöhnliche blutige Verfolgung ankündigten, untersagten demohngeachtet den Israeliten alle Feindschaft gegen die Aegyptier, und gestatteten den Abkömmlingen derselben im dritten Glied das israelitische Bürgerrecht, (5. Mos. 23, 7.) wenngleich übrigens eben diese Gesetze der Wiedervereinigung und Bundsgenossenschaft der Nation mit den Aegyptiern vorbeugen solten.

Die Schreibekunst, Baukunst, Bildhauer- Schmelz- Seidenwirker- Weberkunst und andre Gewerbe

werbe und Künste, welche wir bei den Israeliten bald nach ihrem Auszuge aus Aegypten in voller Ausübung finden, konnten offenbar zu diesem Volke auf keinem andern Wege, als durch den langen Umgang mit den Aegyptiern gekommen seyn. Selbst die Abtheilung der Stiftshütte, und nachher des Tempels, scheint nach dem Modell der ägyptischen Tempel entworfen zu seyn. Auch verschiedne Verzierungen im Innern der Stiftshütte und des Tempels zu Jerusalem waren in ägyptischem Geschmack, vornehmlich die Cherubim, die man nach Anleitung der besten Ausleger und einer Stelle beim Ezechiel für Sphinxe halten muß.

So sehr auch Moses bemüht gewesen war, besonders durch Religionsgesetze eine ewige Trennung zwischen den Aegyptiern und Israeliten zu bewirken, so waren doch diese durch einen vierhundertjährigen Aufenthalt in Aegypten und durch Gewöhnung zu der Lebensart dieses Landes so sehr an dasselbe gefesselt worden, daß sie immer bereit waren, ägyptische Sitten und Gebräuche wieder anzunehmen und nach Aegypten zurükzukehren. Man darf sich hierüber nicht so sehr verwundern. Die fruchtbare ägyptische Landschaft, welche die Israeliten bewohnt hatten, und welche ohne sonderliche Mühe und Arbeit alle Lebensbedürfnisse im grösesten Ueberflusse hervorbrachte, musten sie gegen eine vierzigjährige Wanderung im wüsten Arabien, und dann gegen ein Land vertauschen, welches nie sonderlich fruchtbar gewesen ist, und dessen Ertrag blos von dem Fleis und der Betriebsamkeit seiner Bewohner abhing. Der Gedanke, daß sie ein unabhängiges Volk werden solten, anstatt daß sie bisher Sklaven der Aegyptier gewesen waren, machte wenig Eindruck auf sie, denn: sie wusten den Werth bürgerlicher und persönlicher Freiheit eben so wenig zu schätzen, als alle andre orienta-

lische Nationen. Daher kam es, daß sie schon in den arabischen Wüsten, so oft als es ihnen übel ging, Anstalt machten, nach Aegypten zurükzukehren, und nur durch die härtesten Strafen davon abgehalten werden konnten. Eben deswegen verfielen sie auch schon damals auf den Kälberdienst, zu dem sie nachher noch unter den Königen so oft zurükkehrten. Dieser Kälber- oder Ochsendienst war aber offenbar kein andrer, als der ägyptische Apisdienst; denn in der ganzen alten Geschichte kommt außer den Aegyptiern und den Völkern, die es von ihnen hatten, keine einzige Nation vor, die Ochsen angebetet hätte. Zu verschiedenen malen schlossen auch die israelitischen Regenten Bündnisse mit den Aegyptiern, oder begaben sich unter ihren Schuz, und als Jerusalem zum erstenmale von den Chaldäern zerstört, und der größeste Theil des Volks aus dem Lande weggeführt worden war, begaben sich die zurükgebliebenen Juden, aller Vorstellungen des Jeremias ungeachtet, nach Aegypten. Dieses alles giebt genugsam zu erkennen, wie tief eingewurzelt die Neigung der Juden zur ägyptischen Lebensart seit den ältesten Zeiten gewesen sei, und bestätigt zugleich mein oben gefälltes Urtheil von der Aehnlichkeit in der Verfassung beider Nationen, ohne welche es allerdings unbegreiflich seyn würde, wie die Juden, eine Nation, die sonst alle andre neben sich zu hassen oder zu verachten gewohnt war, eine solche Vorliebe zu Aegypten hätten haben können, wo doch ihre Vorfahren die gewaltsamsten Bedrückungen erfahren hatten.

Alexander der Große führte eine jüdische Kolonie nach Aegypten, die nachher von dem ersten Ptolemäus erweitert und von ihm sowohl, als von seinem Sohne Ptolemäus Philadelphus mit beträchtlichen Privilegien begabt wurde. Diese Kolonie breitete sich in der Folge

sehr

sehr aus, so daß es zur Zeit der Römer in Aegypten fast eben so viel oder noch mehr Juden als in Palästina selbst gab. Von diesen stammen vielleicht zum Theil die Juden ab, welche heut zu Tage noch in großer Anzahl in ganz Aegypten wohnen; wenigstens sind ihre Familien gewiß schon seit sehr vielen Jahrhunderten daselbst ansäßig gewesen, welches unter andern auch das hohe Alterthum ihrer Handschriften von den Büchern Mosis, die älter als alle europäische sind, zu beweisen scheint. —

Wolte man den Nachrichten Glauben beimessen, welche die alten Aegyptier den Griechen gaben, die ihr Land bereiseten, so wäre fast keine Nation zu finden, die nicht entweder aus Aegypten entsprungen, oder doch von da aus zuerst den Ackerbau, Künste und Wissenschaften erhalten hätte. Man muß von diesen Sagen sehr viel abrechnen, und nur von einigen Nationen läßt sichs mit wahrscheinlichen Gründen erweisen, daß sie wirklich ägyptische Kolonien gewesen sind; ungleich mehrere aber haben unmittelbarer oder mittelbarer weise die ersten Grundanfänge ihrer Kultur, zugleich aber auch ihren Aberglauben und ihre Religionsgebräuche ursprünglich von den Aegyptiern entlehnt.

Die Kolchier waren allem Vermuthen nach ein ägyptisches Pflanzvolk. Herodotus bemerkt verschiedene Aehnlichkeiten zwischen beiden Nationen, besonders in der Gesichtsbildung, in der Farbe des Haars und der Haut, in der unter beiden Völkern eingeführten Beschneidung, in ihrer Art den Flachs zu bearbeiten u. s. w. Eben dieser Geschichtschreiber giebt noch zu verstehen, daß die Syrer, die Phönizier und die Karier, so wie auch die Automoler, die Ammonier und die Adyrmachiden, drei libysche Völkerschaften, theils ägyptische Kolonien wären, theils sehr viele

Ge-

Gebräuche und Gewohnheiten von den Aegyptiern entlehnt hätten.

Sehr viele alte Schriftsteller bemerken, daß ein großer Theil der griechischen Staaten zuerst von Aegyptiern gestiftet worden sei, und Griechenland überhaupt seine Gesetze, seine Religionsgebräuche und den ersten Unterricht in Wissenschaften und Künsten aus Aegypten erhalten habe. Da ihre Zeugnisse hierin so übereinstimmend sind, so muß man ihnen in der Hauptsache Glauben beimessen, wenn man gleich große Ursache hat, zu vermuthen, daß in verschiedenen einzelnen Fällen die Ableitung griechischer Gebräuche und Gesetze von ägyptischen zu sehr gesucht, und auf der einen Seite von den Griechen, um sich durch den Ursprung von einem so weisen und uralten Volke, als die Aegyptier seyn solten, ein Ansehen zu geben, auf der andern Seite aber von den Aegyptiern, welche so gern Lehrer der ganzen Welt seyn wolten, erkünstelt worden sei. Herodotus erwähnt an mehr als einem Orte, daß die meisten Götter der Griechen, so wie auch sehr viele von ihren gottesdienstlichen Gebräuchen und Mysterien ägyptischen Ursprungs wären. Diodor führt dieses noch weiter aus, und sucht besonders die griechische Mythologie aus ägyptischen Gebräuchen und Legenden zu erklären. Er sowohl als verschiedne andre Schriftsteller behaupten, die Griechen hätten ihre Jahrrechnung und die Grundanfänge der Mathematik, Astronomie, Baukunst, und vieler andrer Wissenschaften und Künste zuerst aus Aegypten erhalten. So viel ist ziemlich gewiß, daß schon vor dem Trojanischen Kriege und auch nachher von Zeit zu Zeit ägyptische Kolonisten in Griechenland sich niedergelassen haben. Die älteste uns bekannte Kolonie führte der Saiter Cekrops im Jahr 2624, also etwa fünf Jahr nach Moses Geburt, aus Aegypten

nach

nach Attika, wo er sich mit seinen Gefährten unter den Pelasgern, welche damals diese Gegenden bewohnten, niederlies. Vermuthlich hatte ihn die Tyrannei der Hykfos, welche zu der Zeit Aegypten beherrschten, aus seinem Vaterlande vertrieben. Die Pelasger hatten zuvor theils die Gestirne angebetet, theils, wie Herodotus sagt, namenlose Gottheiten verehrt, die sie noch nicht durch besondere Zunamen zu unterscheiden gelernt hatten, sondern blos Götter (Θεὸς) nennten. Cekrops scheint sie zuerst mit den verschiednen Namen und Eigenschaften der Gottheiten nach ägyptischer Art bekannt gemacht, und zugleich ihren Opfern und Religionsgebräuchen eine regelmäßigere Form gegeben zu haben. Wahrscheinlicherweise war auch er es, nicht, wie Plinius sagt, Danaus, der die Einwohner Griechenlandes zuerst mit der Schiffahrt bekannt machte. Eben dieser Cekrops gründete die Mauern von Athen (anfangs Cekropia) errichtete dem höchsten Jupiter einen Altar, führte unter der Nation, welche bisher blos ein Haufen roher Wilden gewesen war, ordentliche Ehen ein, und kopirte in seiner neuen Kolonie die ägyptische bürgerliche Verfassung, indem er das ganze Volk in die drei Klassen der Priester, der Soldaten und der Ackerleute und Handwerker abtheilte.

Zwo andre ägyptische Kolonien sollen Triptolemus und Erechtheus nach Attika geführt haben; man kann aber nicht genau bestimmen, ob dieses vor oder nach dem Cekrops geschehen ist. Von beiden wird erzählt, sie hätten die Einwohner von Attika zuerst den Ackerbau gelehrt und die Eleusinischen Mysterien gestiftet. Vielleicht aber sind Triptolemus und Erechtheus nur zwei Namen einer einzigen Person. Drei Gesetze, welche Triptolemus den Athenienfern gegeben hatte, wurden nachher vornehmlich denjenigen, die sich

in

in die Eleusinischen Geheimnisse einweihen lassen wolten, zu unverbrüchlicher Beobachtung empfolen. Sie waren folgende: Ehret eure Eltern. Opfert den Göttern von den Früchten eures Feldes. Tödet nichts, was Leben hat *)!

Danaus, ein ägyptischer Prinz aus königlichem Geblüt, kam mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Landsleute im Jahr der Welt 2703 in einem funfzigrudrigen Schiff nach Griechenland, wo er Beherrscher von Argos, einem vorhin schon durch die Pelasger gestifteten Staate, wurde. Die Ursache seiner Auswanderung aus Aegypten wird verschiedentlich erzählt, indem einige Schriftsteller behaupten, er sei von seinem Bruder, der damals in Aegypten regierte, und dem er nach dem Leben gestanden habe, vertrieben worden, andre aber vorgeben, er habe sein Vaterland blos deswegen verlassen, um den Verfolgungen der Priester zu entgehen. Danaus brachte übrigens aufs neue verschiedne ägyptische Religionsgebräuche und Legenden nach Griechenland, wo auch seine eignen Begebenheiten nachher den Stof zu verschiednen Mythen, z. B. zu der Fabel von den Danaiden und ihrer Bestrafung im Tartarus hergaben. Von ihm bekamen die Griechen, besonders die Argiver, den Namen der Danaer, mit welchem sie auch Homer, der den Namen der Hellenen noch nicht kannte, zu bezeichnen pflegt.

Außer diesen hier genannten Aegyptiern sollen sich noch verschiedene andre in frühern Zeiten, um die Griechen durch Einführung regelmäßiger Staatsverfassungen, durch Gesezgebung und Verbreitung der Künste

und

*) Γονέας τιμᾶν. Θεοὺς καρποῖς ἀγάλλειν. Ζῶα μὴ σίνεσθαι. *Porphyr.* de abstin. l. IV. c. 22.

und Gewerbe verdient gemacht haben. Man nennt unter diesen besonders den Petes, der eben so wie Cekrops und Erechtheus in Athen regiert und verschiedne Gesetze gegeben haben soll. Auch die Dorier sollen unter ihren Königen verschiedne Aegyptier gezählt haben.

Wenn die Griechen ihre ersten Gesetze und den ersten Unterricht im Ackerbau und in den Künsten von Aegypten aus erhalten hatten, so ist die Ehrfurcht, die sie gegen dieses Land und die große Meinung, die sie von der Weisheit seiner Einwohner hatten, in der That sehr begreiflich. Dankbarkeit und Selbstliebe waren hier gleich mächtig. Jene verpflichtete die Griechen, dem Volke, das sie zuerst aus der Barbarei hervorgezogen und mit den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens bekannt gemacht hatte; diese hinderte sie, das Modell, von welchem sie selbst ursprünglich nur Kopie gewesen waren, unvollkomm[illegible] zu finden. Daher geschah es denn, daß von Zeit zu Zeit so viele griechische Dichter, Staatsmänner, Weltweise u. s. w. nach Aegypten reiseten, um daselbst Schätze der Weisheit einzusammeln. Orpheus, der Aufklärer Böotiens, soll ein Schüler der ägyptischen Priester gewesen seyn, und nach dem Muster ihrer Geheimnisse, die Mysterien des Bachus und der Ceres gestiftet haben. Eben so sollen auch Melampus, Dädalus, Homer, der Mathematiker Eudoxus, Demokrit von Abdera, Oenopides von Chius u. m. a. gelehrte Reisen nach Aegypten gemacht, und daselbst den Grund zu den Kenntnissen und Fertigkeiten, durch welche sie berühmt wurden, gelegt haben. Lykurg und Solon haben beide dieses Land besucht, und viele von ihren Gesetzen von den Aegyptiern entlehnt. Besonders hat Lykurgus nach ihrem Vorbilde in Lacedämon die Erblichkeit der Gewerbe, und Solon in Athen sowohl unter dem

Namen

Namen Σεισαχθεία das Gesetz, welches die Schuldner von persönlicher Haft frei sprach, als auch die Verordnung, vermöge welcher jeder Bürger bei Lebensstrafe seinen Namen und Gewerbe bei der Regierung anzeigen muste, eingeführt.

Unter allen Griechen, welche Aegypten der Philosophie und Regierungskunst wegen besucht haben, steht Pythagores oben an. Wolte man dem glauben, was die spätern Lebensbeschreiber dieses Mannes erzählen, so müßte er fast alles, was er wußte und lehrte, durch den Umgang mit den ägyptischen Priestern erlernt haben. Ich habe aber schon an einem andern Orte gezeigt, daß die Kenntnisse der ägyptischen Priester an sich selbst sehr eingeschränkt, und ihre sogenannten Geheimnisse eigentlich nichts als Gaukeleien waren, daß sie folglich auch ihre Schüler nicht mehr, als sie selbst wußten, lehren konnten, und daß der Ruhm ihrer Weisheit sich größestentheils auf das blinde Zutrauen, das man in ihre Pralereien sezte, und auf die Gewohnheit der Neuplatoniker, alle ihre Behauptungen und Chimären für ägyptische Weltweisheit und Theologie auszugeben, gründet. Indessen scheint doch Pythagoras allerdings vieles von den Aegyptiern entlehnt zu haben. Seine Absicht war, wie man aus den wenigen Bruchstücken seiner wahren Geschichte sieht, die auf unsre Zeiten gekommen sind, nicht sowohl diese, eine eigne philosophische Schule zu stiften, als vielmehr unter diesem Vorwand, politische Projekte durchzusezzen, und sich und seinen Anhängern die Alleinherrschaft von Grosgriechenland zu verschaffen. Die ägyptischen Priester hatten schon lange vor ihm Mittel gefunden, die Verwaltung aller Staatsgeschäfte ihres Landes an sich zu ziehen, und die meisten Pharaonen waren im Grunde weiter nichts als Repräsentanten und Geschäfts-

träger der Priester, welche sie nach eignem Gutdünken einschränkten, und alle ihre Beschäftigungen, auch die gleichgültigsten, einem unabänderlichen Zwange unterwarfen. Das Volk selbst sahe, dachte und handelte nicht anders als seine Priester wolten, die es als Stellvertreter und Vertraute der Götter zu verehren gewohnt war. Bei so bewandten Umständen darf man sich nicht wundern, wenn Pythagoras, der ähnliche Absichten hatte, in der Wahl der hiezu dienlichen Mittel den ägyptischen Priestern nachahmte. Die Einweihung in ihre Geheimnisse war ihm sehr erschwert worden, und er hatte, als man ihm endlich das so sehnlich gewünschte Licht gab, weiter nichts erblickt und gelernt, als die Gaukeleien und den glänzenden Tand, wodurch die Priester den großen Haufen zu blenden, an sich zu ziehen und in Unterwürfigkeit zu erhalten wußten. Pythagoras schuf ebenfalls geheimnißvolle Ceremonien und harte Prüfungen, welchen sich diejenigen unterwerfen mußten, die zu seinen Mysterien zugelassen werden wolten. Seine Novizen wählte er vorzüglich unter den Vornehmen, Reichen und unter denjenigen, die sich durch vorzügliche Fähigkeiten und Weltklugheit auszeichneten, eben so wie sich auch die ägyptischen Priester dergleichen Personen am liebsten affiliirten. Er hatte hiebei, eben so wie diese, den Endzweck, theils Personen, die durch ihre Macht ihm hätten schaden können, in sein Interesse zu ziehen, und sich ihres Ansehens und ihrer Reichthümer nach Gefallen zu bedienen, theils auch aus der Gelehrsamkeit ein Monopol zu machen, und auf diese Art sich und seinen Anhängern eine willkührliche und unumschränkte Gewalt über Menschen, die sie selbst erzogen und bildeten, zuzusichern. Nur langsam machte er einige wenige, deren Verschwiegenheit er ganz erprobt hatte, zu Theilnehmern und Genossen seiner eigentlichen Entwürfe, nur diese drangen ins Innerste seiner

Geheimnisse; alle übrigen mußten sich mit der Schale, mit moralischen und allegorischen Sprüchen begnügen. Wenn sie gleich den Sinn derselben nicht begriffen, so war es ihnen doch untersagt, darüber zu vernünfteln; sie wurden zu blindem Glauben und Unterwerfung verpflichtet, und ein αὐτὸς ἔφα muste alle Zweifel, die ihnen etwa aufstiegen, unterdrücken. Pythagoras wußte sehr wohl, wie nothwendig Mäßigkeit und Nüchternheit einem jeden ist, der mit großen politischen Projekten umgeht, theils um die Fähigkeiten des Geistes unversehrt zu erhalten, theils auch, und vorzüglich, um die Aufmerksamkeit und Ehrfurcht des großen Haufens zu gewinnen. Er ahmte auch hier den ägyptischen Priestern nach, indem er seinen Anhängern verschiedne Kasteiungen, Fasten, Enthaltung von gewissen Speisen und hitzigen Getränken zur Ordenspflicht machte. Von den Aegyptiern hatte er ohne allen Zweifel auch die Beschneidung und die Lehre von der Seelenwanderung entlehnt, auf welche leztere sich auch sein Verbot des Fleischessens und der blutigen Opfer gründete. Alle diese Dinge wuste er in seinen Plan zu ziehen, und als Mittel zu Erreichung seines geheimen Endzwecks zu gebrauchen. Es war allem Ansehen nach seine Schuld nicht, wenn er und seine Anhänger zu dem Ziele, welches sie sich vorgesezt hatten, nämlich zur unumschränkten Oberherrschaft über ihre Mitbürger, nicht eben so, wie seine Vorgänger und Lehrer, die ägyptischen Priester, gelangen konnten. Pythagoras hatte seinen Orden in einem Lande gestiftet, wo man schon längst an republikanische Verfassung und Freiheit gewöhnt war, unter einem Himmelsstrich, welcher dem Despotismus, damals wenigstens, nicht so günstig, als der ägyptische war; die Mitglieder des pythagoräischen Ordens mochten vielleicht in Durchsetzung ihrer Absichten zu rasch zu Werke gegangen seyn: alle diese Umstände

mußten also sehr viel dazu beitragen, Mistrauen und Argwohn bei den Freistaaten in Griechenland zu erregen, und den Pythagoräern eine mächtige Gegenpartei zu erwecken. Der Orden wurde zerstört, die Mitglieder desselben theils ermordet, theils verbannt, und so wie ihre Verbindung aufhörte, so fiel auch der Endzweck, auf welchen hin sie gemeinschaftlich gearbeitet hatten, hinweg, und für die Nachkommen blieben nur dunkele symbolische Lehrsätze und Sinnsprüche übrig, zu welchen der Schlüssel verloren gegangen war, und welchen man in der Folge bald diesen bald jenen Sinn, woran Pythagoras gewiß nie gedacht hatte, unterlegte.

Auch Plato reisete, theils aus Liebe zur Weisheit, theils um sich durch den Handel zu bereichern, nach Aegypten. Er hatte daselbst, eben so, wie Pythagoras, viel Umgang mit den Priestern, und scheint aus ihrem geheimen Lehrbegriff von Gott, von dem Ursprung des Uebels, von der Schöpfung u. s. w. verschiedne von seinen philosophischen Grundsätzen entlehnt, und dieselben nur nach seiner Art eingekleidet und geformt zu haben. Auch in seinen politischen Schriften scheint er Aegyptens Staatsverfassung hin und wieder vor Augen gehabt zu haben.

Die Griechen hatten also, dem zufolge, was ich hier gesagt habe, einen großen Theil ihrer Mythologie, Religionsmeinungen und Gebräuche, viele von ihren Gesetzen, und die Grundanfänge ihrer wissenschaftlichen und Kunstkenntnisse aus Aegypten erhalten. Durch sie wurde nachher Rom kultivirt, und auf diese Art sieht man, wie sich noch in den Zeiten, da Aegypten kein unabhänziger Staat mehr war, der Einfluß desselben über den größesten Theil der damals bekannten Welt, welcher der römischen Herrschaft unterworfen war, verbreiten konnte. Die Griechen waren aber nicht so, wie

ihre Lehrer, die Aegyptier, immer auf einem Punkte stehen geblieben. Bei ihnen hinderte nichts die Ausbildung des Geistes und der Fertigkeiten. Sie wußten nichts von Despotismus und Priesterzwang; nur solche Meinungen, welche der Freiheit und der Sicherheit des Staats gefährlich werden konnten, waren bei ihnen einer Verantwortung unterworfen, und Wissenschaften und Gewerbe waren nicht auf einen besondern Stand eingeschränkt, noch an Zunftgesetze gebunden. Nachdenken, Erfindungskraft und Geschmack hatten daher ein freies ofnes Feld vor sich, wo nichts ihre Fortschritte hindern, nichts dem Triebe zur Nacheiferung Einhalt thun oder Berichtigung und Vervollkommnung straffällig machen konnte. Die Griechen bildeten den rohen Stof aus, den sie aus den Händen der Aegyptier erhalten hatten, und schufen daraus, hier anmuthige Mythologien, dort wissenschaftliche Lehrgebäude, welche zwar nicht durchaus wegen ihrer Solidität und Wahrheit, aber doch wegen ihres Zusammenhangs und Ordnung unsern Beifall verdienen, und Kunstregeln, welche Gesetze des guten Geschmacks für alle Zeiten bleiben werden.

In Griechenland hatten Wissenschaften und Künste unter dem alles beglückenden Einfluß der Freiheit und durch die Best.ebungen der scharfsinnigsten Köpfe, unter einer lebhaften und geistvollen Nation, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. So verschönert und bereichert kamen sie zur Zeit der Ptolemäer nach Aegypten zurück. Aber eben dieses Land, wo ihre ersten Saamen ausgestreuet worden waren und gekeimt hatten, verderbte die Pflanzen, welche auf griechischem Boden so schön herangewachsen waren, und so edle Früchte getragen hatten. In ihr Mutterland aufs neue verpflanzt, arteten sie aus, und trieben viel unnütze kraftlose Sprößlinge, zwischen welchen der Hauptstamm

beinahe verdorrte. Alexandrien wurde allmälig die Pflanzschule des falschen Geschmacks, der Sophisterein, der Wortgelehrsamkeit, der Mystik und all der ungereimten schwärmerischen Meinungen, welche sich unter dem Namen der Philosophie ankündigten und von der ächten Philosophie verworfen wurden. Aegypten hatte noch immer seine alte Religion, seine Hierarchie, seine Nationalvorurtheile beibehalten. Die Griechen waren zwar nunmehr Beherrscher des Landes geworden, aber theils aus unüberlegter Ehrfurcht fürs Alterthum, und weil sie glaubten, diejenigen, welche ehemals ihre Lehrer gewesen waren, verdienten auch jezt noch ihre Nachahmung, theils auch, weil sie sich bei den Einwohnern des neueroberten Landes beliebt machen wolten, fingen sie an sich in Aegypten nach den einheimischen Sitten, Meinungen und Geschmack zu bequemen. Sehr viele Götter, Ceremonien und Legenden, welche bisher noch dem griechischen Religionssystem fremd geblieben waren, wurden nunmehr in dasselbe aufgenommen und mit ihm zusammengeschichtet; Isis, Apis und Anubis wurden neben der Ceres, dem Apoll und Jupiter verehrt, und durch den Kanal der Griechen erhielt selbst Rom den Dienst verschiedner ägyptischer Gottheiten, und die Mysterien der ägyptischen Priester, welche so viel Beifall, besonders unter dem gemeinen Volke und bei Personen vom andern Geschlechte fanden, daß die wiederholten Verbote, welche der römische Senat dagegen ausgehen lies, nichts fruchteten, sondern nur die Anhänglichkeit des großen Haufens an diesen neuen Gebräuchen noch vermehrten. — Die Beredsamkeit, von welcher die griechischen Freistaaten vorhin so glänzende Muster aufzuweisen gehabt hatten, artete in Alexandrien sehr aus und nahm eine ganz falsche Richtung. Statt des einfachen aber edlen und kraftvollen Vortrags, durch welchen die vorigen griechischen Red-

ner

ner, Herz und Geist ihrer Zuhörer zu erschüttern gewohnt waren, suchte man nunmehr durch hochtönende Phrasen, geschraubte Perioden, buntfarbige Bilder, Antithesen und Spitzfindigkeiten, nicht sowohl zu rühren und ans Herz zu reden, als vielmehr zu blenden und Bewunderung der Talente des Redners zu erregen. Selbst die bildenden Künste sanken in Aegypten von dem Gipfel der Vollkommenheit, welchen sie unter der Pflege der Griechen erreicht hatten, herab. Durch eine seltsame Art von Liebhaberei irre geleitet, fing man nach und nach an, Wohlgefallen an den steifen ägyptischen Formen zu finden, und es war, besonders in Rom, eine Zeit, wo man ägyptische Statuen und Vasen fast eben so eifrig suchte und aufkaufte, als jezt hie und da die grotesken Figuren der Chineser und Japaner gesucht werden.

Am allermeisten aber artete die Philosophie in Aegypten aus; und die Verunstaltung, welche sie in diesem Lande erlitt, hatte auf die Denkart späterer Zeitalter einen größern und nachtheiligern Einfluß, als man vielleicht dem ersten Ansehen nach glauben solte. Die Aegyptier waren von jeher gewohnt gewesen, fremde Erfindungen und Meinungen für die ihrigen auszugeben; die Griechen hingegen suchten eine Ehre darinn, alle ihre Weisheit aus Aegypten herzuleiten. Jene wolten ihre Religionsmeinungen und Gebräuche gern beibehalten, und doch dabei auch bei ihren neuen Oberherren, den Griechen, sich beliebt machen; diese wolten ihre Philosophie gern unter den Aegyptiern ausbreiten. Man gab sich also von beiden Seiten Mühe, zusammenzurücken, und die Meinungen der Philosophen von beiden Nationen in ein gemeinschaftliches System zu bringen. Zu der Zeit, als Aegypten unter griechische Botmäsigkeit kam, blühete in Griechenland vornehmlich die Platonische und Peripatetische Philosophie. Leztere war

zu abstrakt und systematisch, als daß sie unter einer Nation, die wenig zum Nachdenken gewöhnt, und zur Schwärmerei desto mehr geneigt war, ein sonderliches Glück hätte machen können. Die Platonische Philosophie hingegen schweifte mehr im Gebiete der Einbildungskraft herum, und war in verschiedner Rücksicht mit den Grundsätzen der ägyptischen Gelehrten ziemlich nahe verwandt; und deswegen fand auch sie und die Lehren der Nachfolger des Pythagoras in Aegypten den meisten Beifall. Man suchte also platonische, pythagoräische, pseudopythagoräische Lehrsätze mit altägyptischen Meinungen und Erdichtungen in ein System zu bringen. In der Folge vereinigte man hiemit auch Lehren der Peripatetiker, Stoiker und andrer philosophischen Schulen, und Religionsmeinungen vieler morgenländischer Nationen, und so entstand denn nach und nach jene Misgeburt menschlichen Unsinns, welche man insgemein eklektische oder neuplatonische Philosophie nennt. Sie verbreitete sich sehr schnell auch außerhalb Aegypten, und wurde in Rom sowohl, als zu Athen, mit offnen Armen aufgenommen. Sie erstikte die Ueberbleibsel der bessern alten Philosophie der Griechen, und machte viele der fähigsten Köpfe für ihre Zeitgenossen und für die Nachwelt unbrauchbar. Man erwarte kein Gemälde dieser sogenannten Philosophie von mir; es würde dieses gewiß hier ganz am unrechten Orte stehen und meinen Lesern kein Vergnügen, sondern nur Langeweile und Widerwillen verursachen. —

Uebrigens darf man nicht glauben, daß die Verderbniß der Philosophie durch ägyptischen Fanatismus ihren schädlichen Einfluß in jenem Zeitalter blos auf die Gelehrten erstreckt habe. Dieser verbreitete sich viel weiter, und ist in seinen Folgen noch heut zu Tage hin und wieder unverkennbar. Damals waren die Wissenschaf-

schaften, und besonders die Philosophie nicht so wie in neuern Zeiten das ausschließliche Eigenthum eines besondern Standes. Neue Begriffe und Vorstellungsarten gingen viel leichter und eher als jezt aus dem engern Kreise der Gelehrten zu andern Volksklassen über, besonders aber wurde durch das immer fortdauernde Bestreben, Philosophie mit Religion zu vereinbaren und beide durch einander zu erklären, welches sich besonders die Eklektiker sehr angelegen seyn ließen, der Einfluß der Philosophie auf Nationalcharakter, Denkart und Sitten sehr wirksam und weitumfassend.

Die vornehmsten Grundsätze und Lehren der neuplatonischen oder alexandrinischen Philosophie, daß alle Dinge und insbesondre die Seelen der Menschen Ausflüsse der Gottheit seien, die durch eignes Verschulden vor diesem Leben ihrer ehemaligen Vollkommenheit verlustig und zur Strafe mit Körpern vereinigt worden wären; daß der Mensch bloß durch Befreiung von seiner körperlichen Hülle wieder vollkommen glüklich und mit Gott vereinigt werden könne, und daß sich der Weise zu diesem Ende ganz in sich selbst kehren, einem beschaulichen Leben überlassen, den Körper abtöden und kasteien, und durch Gebet und geheime Mittel des Umgangs mit höhern Wesen theilhaft zu werden suchen müsse; — diese Grundsätze, sage ich, musten bei einem so melancholischen und schwärmerischen Volke, als die Aegyptier waren, nothwendigerweise sehr viel Eingang finden, und an mancherlei weit um sich greifenden Folgen sehr fruchtbar seyn. Aber auch außer Aegypten wurden die Würkungen dieser Philosophie, besonders im zweiten und dritten Jahrhundert n. Ch. G. sehr sichtbar. Das römische Reich näherte sich seinem Verfall; in der Hauptstadt sowohl als in den Provinzen nahm Sittenverderbniß, Luxus, Uebermuth und Tyrannei der Großen, Elend und sklavische Denkart der niedern

Volks-

Volksklassen in gleichem Verhältniß überhand; mit der Freiheit ging auch der Geschmack an nüzlichen Kenntnissen immer mehr verloren, und an dessen Statt überlies man sich müßigen Spekulationen und Grübeleien über unbegreifliche und der gesunden Vernunft widersprechende Fabeln. Zu keiner Zeit hatte es mehr Wunderthäter, Theurgen und Zauberer gegeben, und zu keiner Zeit hatten dergleichen Menschen mehr Anhänger und Bewunderer gefunden, als damals, wie man aus dem Beispiel des Apollonius von Tyana, des Gauklers Alexander und vieler andern sieht. Bei einer solchen Lage der Umstände müste nothwendig die neuplatonische Philosophie überall mit ofnen Armen aufgenommen werden. Diejenigen, welche unter dem Druck und der Verfolgung lasterhafter und tyrannischer Fürsten und Vorgesezten seufzten, hoften bei ihr Trost in ihren Wiederwärtigkeiten und in der Abgeschiedenheit von der Welt, welche diese Philosophie so dringend empfohl, Entschädigung für die Freuden der Welt, die sie entbehren musten, zu finden. Viele von den Großen und Reichen warfen sich, wenn sie entweder der Ausschweifungen müde, ihre Laster zu bereuen anfingen, oder durch eigne Schuld um Gesundheit und Vermögen gekommen waren, in den Schoos der neuplatonischen Philosophie, welche sowohl durch die Entsündigungen und Versöhnungen, die sie anpries, als durch die geheimen Künste reich mächtig und gesund zu werden, die sie zu besizen vorgab, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Bigotte Heiden bekannten sich zu dieser Philosophie, weil sie selbige für ein sichres Bollwerk gegen die christliche Religion ansahen; und die Christen verehrten sie, weil sie in ihren Lehren viel Aehnlichkeit mit den Grundsäzen ihres Glaubens wahrzunehmen meinten, und diesen durch jene auszuschmücken, und ihren Gegnern annehmlicher zu machen hoften.

Wenn

Wenn man übrigens vorgegeben hat, der Hauptendzweck der neuplatonischen Philosophie sei gewesen, die christliche Religion zu verdrängen; blos um die Anhänger derselben zu beschämen und zum Schweigen zu bringen, habe diese Philosophie ein strenges exemplarisches Leben, Busübungen und Kasteiungen empfolen, Emanationen und Schuzgeister erdichtet, und sich des Besitzes geheimer Kräfte und der Gabe Wunder zu thun gerühmt; wenn man, sage ich, dieses behauptet hat, so ist man offenbar viel zu weit gegangen, und hat den ersten Stiftern der neuplatonischen Philosophie Absichten untergeschoben, welche sie nicht hatten noch haben konten; wenn es gleich gewiß ist, daß die spätern Anhänger dieser Schule, z. B. Porphyrius, Jamblichus und Eunapius die Meinungen und Legenden ihrer Parthei als Vertheidigungswaffen gegen die Christen gebraucht haben. Die eklektische Schule wurde vermuthlich kurz vor Christi Geburt, oder doch auf alle Fälle kurz nachher gestiftet *). Damals war der Name der Christen noch beinahe ganz unbekannt, wenigstens war ihre Anzahl noch so unbedeutend, daß sie sehr häufig mit den längst vorher bekannten Juden verwechselt wurden, und wenig Eifersucht unter den Heiden erregten. Gleichwohl hatte die alexandrinische Philosophie schon damals alle ihre unterscheidenden Lehren, und einen großen Theil ihrer Legenden von Wundern, Geistererscheinungen u. s. w. und wie kann man also glauben, daß alle diese Dinge blos der Christen wegen erfunden worden wären, an welche damals noch gar nicht oder doch sehr wenig gedacht wurde?

Im

*) Es ist hinlänglich erwiesen, daß Potamo, welcher zur Zeit des K. Claudius gelebt zu haben scheint, keineswegs der erste Stifter der alexandrinischen Philosophie gewesen seyn kann, wie man so oft schon ohne hinreichenden Grund behauptet hat.

Im Gegentheil aber ist es nur allzugewiß, daß die neuplatonische Philosophie sehr viel dazu beigetragen hat, die ursprüngliche Gestalt des Christenthums zu verderben, und demselben Lehren, an welche der göttliche Stifter unsrer Religion und seine ersten Nachfolger nie gedacht hatten, als Glaubensartickel aufzudringen. Die gelehrtesten christlichen Kirchenväter des 2ten bis 4ten Jahrhunderts waren grösstentheils aus Aegypten und den umliegenden Gegenden gebürtig und hatten ihre wissenschaftliche Bildung in den Schulen der neuplatonischen Philosophen zu Alexandrien und an andern Orten erhalten. Mit den Grundsätzen dieser Philosophie ausgerüstet, traten sie zum Christenthum über, und was war wohl natürlicher, als daß sie die Glaubenslehren ihrer neuen Religion durch das Medium der Vorurtheile, die sie aus den Schulen der Philosophen mitgebracht hatten, sahen und erklärten, oder auch die Beweise für jene von diesen entlehnten? Selbst diejenigen unter den ältesten christlichen Kirchenvätern, deren Orthodoxie man nie bezweifelt hat, z. B. Justinus Martyr, Athenagoras, Tertullian, Klemens von Alexandrien u. a. m. können von dem Vorwurf, neuplatonische Philosophie und christliche Glaubenslehren mit einander vermengt zu haben, nicht freigesprochen werden; noch weniger freilich Origenes, welchem man theils mit, theils ohne Grund manche Verfälschungen der Glaubenslehren zur Last gelegt hat. Es ist hier der Ort nicht, alle die Vorstellungsarten und Meinungen auszuzeichnen, welche aus der neuplatonischen Philosophie in das Lehrsystem der orthodoxen Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte nach Christi Geburt übergegangen sind; auch ist alles, was ich hierüber noch sagen könnte, schon längst in andern Schriften ausführlich abgehandelt und bewiesen worden.

den *). — Uebrigens war das Betragen der meisten Kirchenväter in Rükſicht auf die Gelehrſamkeit und Meinungen ihrer Gegner, der Heiden, ſehr ſonderbar. Bald verwarfen und verdammten ſie alle Philoſophie ohne Ausnahme, bald ertheilten ſie derſelben, beſonders der platoniſchen und ſtoiſchen, die größeſten Lobſprüche. Was in den Syſtemen der alten Philoſophen ihrem theologiſchen Lehrbegrif zu widerſprechen ſchien, das war in ihren Augen Thorheit, Menſchentand, oder gar Eingebung des Teufels. Was hingegen mit der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre übereinſtimmte, oder übereinzuſtimmen ſchien, das muſte, wie die Kirchenväter glaubten, Ueberbleibſel eines göttlichen Lichts allgemeiner Offenbarung, oder durch Tradition von den Juden auf die Heiden gekommen ſeyn. Nach ihrer Art zu denken und zu ſchließen wäre es nicht unmöglich geweſen, daß Anaxagoras, Sokrates und Plato zu gleicher Zeit Lieblinge des Himmels und Emiſſarien der Hölle hätten ſeyn können, je nachdem nämlich ihre Lehren mit dem Syſtem der Kirchenväter bald harmonirt, bald im Widerſpruch geſtanden hatten. —

Wenn die neuplatoniſche Philoſophie und die ägyptiſche Schwärmerei auf den orthodoxen Lehrbegrif der chriſtlichen Kirche in den erſten Jahrhunderten ſo viel Einfluß hatte, ſo kann man leicht erachten, daß dieſelbe noch weit mehr zu Entſtehung verſchiedner chriſtlicher und halbchriſtlicher Sekten, welche in jenen Zeiten ſich hervorthaten, beigetragen haben müſſe. Die Irrlehren der Gnoſtiker, der Valentinianer, Baſilidianer, Karpokratianer u. ſ. w. waren insgeſammt ägyptiſchen Urſprungs, waren alle auf den Stamm der neuplatoniſchen

*) M. ſ. beſonders Löflers Abhandlung vom Platonismus der Kirchenväter, und Röſslers Lehrbegrif der chriſtlichen Kirche in den erſten drei Jahrhunderten n. Ch. G.

schen Philosophie gepfropft, und hatten mit dieser ihre Hauptlehren von Emanationen, von Aeonen und Dämonen, von der verschiednen Rangordnung derselben, von magischen und theurgischen Künsten, von der Vereinigung der Seele mit der Gottheit durch Kasteiungen, Busübungen u. s. w. gemein.

Unter der Herrschaft der neuplatonischen Philosophie, unter Begünstigung des finstern und schwärmerischen Nationalcharakters, und unter dem Einfluß besondrer Zeitverhältnisse, wurde Aegypten das Vaterland des Einsiedlerlebens und der Mönchsorden, dieser Pest der Menschheit, deren verderbliche Folgen die Welt auch dann, wenn sie einst ganz ausgerottet werden solte, lange hinterher noch empfinden wird.

Ich habe schon oben erwähnt, daß sich lange vor Christi Geburt, besonders zu der Zeit, da Nebucadnezar das jüdische Reich zerstörte, viele Juden in Aegypten niedergelassen hatten. Diese musten, bei der Eroberung dieses Landes durch den Kambyses, und bei den öftern innern Unruhen und Kriegen unter den folgenden persischen Königen viel Bedrückungen leiden. Einige von ihnen geriethen in die Gefangenschaft der Perser und wurden als Sklaven verkauft; andre entflohen, und verbargen sich vor den Nachstellungen ihrer Verfolger in Wüsten und Einöden. Hier, wo sie von dem Lande und dem Heiligthum ihrer Väter ganz entfernt waren, und weder Opfer bringen, noch andre ihnen vorgeschriebne Religionsgebräuche in Ausübung bringen konten, fiel ihnen bald der Gedanke ein, daß sie die Rache des Himmels, welche sie sich vielleicht durch diese, freilich gezwungene, Vernachlässigung des leviti-schen Gesetzes zuziehen möchten, durch Busübungen und strenge Enthaltsamkeit von allen irdischen Vergnügungen abwenden und versöhnen müsten. Dieser Gedanke war bei ihnen sehr natürlich, da sie von jeher gewohnt

wohnt gewesen waren, Gott mehr zu fürchten als zu lieben, und sich ihn nach Anleitung ihrer Gesetze nur als einen unerbittlichen Rächer aller, auch der kleinsten Uebertretungen und jeder Verabsäumung irgend eines Religionsgebrauchs vorzustellen. — Einige von diesen ägyptischen Juden mochten mit den Grundsätzen und der neuern Verfassung der damals so viel Aufsehen erregenden pythagoräischen Schule bekannt seyn. Nach dem Muster derselben richteten sie ihre Lebensart in der Wüste ein, und späterhin suchten sie auch die Lehren der Neuplatoniker mit ihren vaterländischen Grundsätzen und Gebräuchen zu vereinbaren. Sie wurden die ersten Stifter des Mönchs- und Einsiedlerlebens, und bekamen in Aegypten den Namen der Therapeuten. Nach ihrer Regel richteten sich in der Folge auch die Essener in Judäa. Die Lebensart dieser jüdischen Mönche haben uns Josephus und Philo beschrieben. Viele von ihnen heiratheten nie; andre schieden sich von ihren Weibern, sobald ihnen diese einen Sohn geboren hatten. Dagegen machten sie sichs zum Geschäfte, fremde Kinder zu erziehen, und zu Novizen für ihren Orden zu bilden. Sie hatten das Gelübde der Armuth auf sich, und waren bei ihrem Eintritt in den Orden verpflichtet, ihr Vermögen in eine gemeinschaftliche Kasse niederzulegen, aus welcher die Bedürfnisse aller Mitglieder durch die Vorsteher bestritten wurden. Sie wohnten einzeln in abgesonderten Hütten, und kamen nur beim Essen und beim Gottesdienst zusammen. Sie durften sich nie salben, ihre Kleider, welche weis waren, nicht eher, als wenn sie ganz zerrissen waren, ablegen, weder Wein trinken, noch Fleisch essen, nichts um Geld kaufen noch verkaufen, sondern alles, was sie brauchten, entweder durch Tausch oder Geschenkweise an sich bringen. Ferner war ihnen geboten, sich aller Leidenschaften zu entschlagen, nie etwas durch Eidschwüre zu

be-

betheuern, und ihren Obern blinden Gehorsam zu leisten, ohne deren Geheiß sie, Werke der Barmherzigkeit allein ausgenommen, auch das geringste nicht unternehmen durften. Sie hatten ein Noviziat unter sich, welches zwei Jahre dauerte. Wenn der Kandidat in dieser Zeit hinlängliche Proben seiner Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung abgelegt hatte, so wurde er in den Orden aufgenommen, nachdem er sich zuvor zu Erfüllung aller Ordenspflichten, und insonderheit zur Lebensheiligkeit, unverbrüchlichem Gehorsam und Verschwiegenheit durch ein feierliches Gelübde anheischig gemacht hatte. Wer dieses Gelübde übertrat, der wurde aus der Gesellschaft verstoßen oder gar getödtet. Dieser jüdische Mönchsorden erhielt sich auch noch in spätern Zeiten, als die Ruhe in Aegypten wiederhergestellt war, und die Juden sowohl in diesem Lande Religionsfreiheit, als auch die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurükzukehren erhalten hatten. — Der Hauptsitz der Therapeuten war, wenigstens zu Philos Zeiten, in der Nachbarschaft von Alexandrien, in einer öden und einsamen Gegend. Hier lebten sie in zerstreuten Wohnungen, in deren Mitte sich ein kleines Bethaus befand. Sie standen früh vor Sonnenaufgang auf, und verrichteten dann ihr Morgengebet. Einige von ihnen beschäftigten sich den Tag über mit Garten- oder Feldbau, oder sonst mit andern mechanischen Arbeiten, andre aber brachten den ganzen Tag in frommen Selbstbetrachtungen oder bei ihren heiligen Büchern einsam zu. Insgemein aßen sie vor Sonnenuntergang gar nichts: viele unter ihnen brachten auch wohl drei, und wie Philo vorgiebt, gar sechs Tage zu, ohne etwas zu genießen. Den siebenten Tag in der Woche oder den Sabbath feierten sie gemeinschaftlich. Sie begaben sich nämlich alsdann in das Bethaus, wo die Männer sowohl als die Weiber ihre eignen durch eine Zwi-

schen-

schenwand abgesonderten Plätze hatten, und sich nach der Ordnung ihres Alters niedersezten. Der älteste unter ihnen hielt allemal eine Rede über irgend einen religiösen Gegenstand; die übrige Zeit des Gottesdienstes wurde mit Gebeten und Gesängen ausgefüllt, und hierauf hielten sie ihr Mittagsmal in Gesellschaft, bey welchem blos Isop, Salz und Brod, und zum Getränk reines Brunnenwasser aufgetragen wurde. Außer dem Sabbath feierten sie noch ein andres Fest aller funfzig Tage, nämlich am siebenten Sabbat. Bei demselben wurden die Gesetze erklärt, Fragen über Religionssachen aufgeworfen und beantwortet, Gebete vorgelesen, Hymnen in Wechselchören gesungen und feierliche Tänze aufgeführt. Man speißte bei diesem Feste ebenfalls Mittags und Abends gemeinschaftlich, wobei die ältern Mitglieder des Ordens von den Jünglingen und Jungfrauen bedient wurden. Nach dem Abendessen hielten sie noch eine Art von Liebesmal, welches in gesäuertem Brode mit Salz und Isop bestand. Die Nacht wurde unter Hymnen und Gebeten durchwacht. — Uebrigens wissen Josephus und Philo sehr viel von den Tugenden und Wundergaben dieser Therapeuten zu erzählen. Sie versichern, es habe unter ihnen Propheten, Geisterseher und grose Meister in verborgnen Künsten gegeben, und daß die Therapeuten sich wirklich solcher Dinge gerühmt, oder auch sie zu wissen und zu besitzen geglaubt haben können, das wird niemand unwahrscheinlich finden, dem die Wirkungen der Einbildungskraft bekannt sind, wenn sie durch übelverstandene Frömmigkeit erhizt, durch Müssiggang und geistlichen Stolz genährt ist, und in einem ausgehungerten Körper kränkelt.

Als die christliche Religion bald nach ihrer ersten Stiftung in Aegypten sich ausbreitete, und in diesem Lande, eben wegen der größern Anzahl ihrer dasigen Anhänger mit vorzüglicher Strenge verfolgt wurde, so

entstand die Frage unter den Bekennern derselben, wie man sich gegen die Nachstellungen und Verfolgungen der Heiden zu verhalten habe. Die Gnostiker und die Valentinianer behaupteten, weil Christus die Seinigen vom Tode befreiet habe, so sei es einem Christen nicht erlaubt, den Märtyrertod für die Wahrheit zu erdulten, sondern er müsse, um demselben zu entgehen, leugnen, daß er ein Christ sei, wenn er darum befragt werde. Die Montanisten hingegen, welche, so wie auch Tertullianus, an einen unbedingten Rathschluß Gottes glaubten, und die Marcioniten, welche die sonderbare Grille hatten, daß der menschliche Körper von einem bösen Geiste geschaffen sei, behaupteten beide, ob gleich, wie man sieht, aus ganz verschiedenen Gründen, daß ein Christ nicht nur vor den Verfolgern seiner Religion nicht fliehen müsse, sondern sogar wohl thue, wenn er sich ihnen selbst in die Hände liefere. — Die orthodoxen Kirchenväter aber verwarfen sowohl die Meinung der Gnostiker als die der Marcioniten und der Montanisten, und sezten fest, was eigentlich wohl jedem vernünftigen Menschen von selbst hätte beifallen sollen, daß es den Christen allerdings erlaubt sei, sich mit der Flucht zu retten. Diesem Ausspruch folgten sehr viele von den ägyptischen Christen, sie begaben sich, wenn die kaiserlichen Statthalter Verfolgungen gegen sie verhängten, in die Wüsteneien, welche dem Nilthal gegen Morgen und Abend lagen, und lebten da theils einzeln, theils in kleinen Gesellschaften beisammen.

Anfangs mag wohl dieser Aufenthalt der entflohenen Christen in der Wüste nicht länger gedauert haben, als die Verfolgungen, welchen sie sich durch dieses Mittel zu entziehen suchten. Denn es ist bekannt, daß die Christen nicht unter allen heidnischen Kaisern verfolgt wurden, und daß auch die grausamsten Verfolgungen

nie über alle Provinzen des römischen Reichs sich erstrekten. Wenn also ein Kaiser zur Regierung kam, der entweder zu philosophisch und zu menschenfreundlich dachte, oder mit andern Reichsangelegenheiten zu sehr beschäftigt war, als daß er an Religionswuth und Verfolgung hätte denken können, so kehrten die Vertriebnen aus ihren Zufluchtsörtern zurück, und blieben so lange im Besitz aller bürgerlichen Vortheile und Rechte, bis wieder unglückliche Zeiten hereinbrachen.

Nach und nach fing man aber an dieses Leben in Einöden und Wüsteneien als etwas heiliges und Gottgefälliges zu betrachten, und nun wurde das, was bisher blos ein aus Noth ergrifnes Mittel gewesen war, als Endzweck gewählt. — Die erste einfache und liebenswürdige Gestalt und der ursprüngliche Geist des Christenthums hatte in dem ersten Jahrhunderte beträchtliche Abänderungen erlitten. An die Stelle der ersten Nachfolger Jesu, welche mit männlichem Muth und edeln Eifer für die Wahrheit Ueberlegung und Klugheit vereinigten, waren, als sich die Anzahl der Christen immer stärker mehrte, großentheils Leute getreten, deren Muth mehr durch geistlichen Stolz und Ehrgeiz als durch innige Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was sie glaubten, entflammt wurde. Mit einem Worte: ein sehr großer Theil der Christen der folgenden Jahrhunderte waren Schwärmer, und, was alle Schwärmer sind, im höchsten Grade ehrgeizig. Der Gegenstand ihres Ehrgeizes und Stolzes war die Märtyrerkrone, und, weil sie diese nicht allezeit erlangen konten und durften — nicht konten, wenn es an Verfolgern gebrach; nicht durften, weil ihnen der orthodoxe Lehrbegriff untersagte, sich selbst zum Tode zu liefern — so suchten sie dieser Ehre durch sich selbst auf einem bequemern Wege theilhaftig zu werden, indem

sie sich aus der menschlichen Gesellschaft verbannten, und aller Freuden des Lebens beraubten.

Es waren überdies aus der neuplatonischen Philosophie, alle derselben eigne überspannte Vorstellungen von dem natürlichen angebornen Verderben des Menschen, der Reinigung der Seele durch Andacht und Gebet, alle chimärische Begriffe von dem hohen Werthe der Busübungen, von Versöhnung der erzürnten Gottheit durch selbsterdachte Qual, von der Verdienstlichkeit freiwilliger Armuth und unthätiger Selbstvergessenheit, in die ursprünglich so einfache und ihres göttlichen Urhebers so würdige Sittenlehre der Christen übergegangen. Diese mit dem vorhingedachten geistlichen Stolz, und mit dem Beispiel der ehemaligen jüdischen Therapeuten verbunden, legten den ersten Grund zu dem großen Ansehen, in welchem die Entfernung und Abziehung von der Welt und allen, auch den unschuldigsten Vergnügungen bei den spätern Christen stand. So wurde Aegypten das Vaterland und die Pflanzschule der Einsiedler und der Mönche, die bei äußerst wenigen Vortheilen, welche ihnen die Welt zu verdanken hat, eine unendliche Menge von Uebeln über das menschliche Geschlecht gebracht haben.

Als den ersten Einsiedler nennt man uns den Paul von Theben, welcher in der Mitte des dritten Jahrhunderts nach C. G. gelebt hat. Vermuthlich kann dieser aber nur in sofern Stifter des Einsiedlerlebens genannt werden, als er dasselbe zuerst in eine gewisse Form gebracht, und einer bestimmten Regel unterworfen haben mag: denn vor ihm waren gewiß schon viele Christen, theils durch Noth gedrungen, theils von Schwärmerei getrieben, Einsiedler geworden. Dieser Paul von Theben soll eine gelehrte Erziehung

genossen

genossen haben, und in seinem funfzehnten Jahre, theils um sich der Verfolgung zu entziehen, die der Kaiser Decius über die Christen verhängt hatte, theils, wie der heil. Hieronymus sagt, aus Liebe zu Gott, in einem wüsten Gebirge sich niedergelassen, und daselbst sein Leben unter frommen Betrachtungen, Busübungen, vielfältigen Wundern, (welche der obgedachte Kirchenvater, ob sie gleich in der Einsamkeit und gröſsestentheils ungesehen von jedermann verrichtet wurden, sehr genau zu erzählen weis,) und bei immerwährenden Versuchungen böser Geister bis auf 114 Jahr gebracht haben. In einem Lande, wie Aegypten war, bei der Schwärmerei, die damals sich der meisten Christen bemächtigt hatte, konte es diesem Fantasten nicht an Nacheiferern fehlen. Die Nitrische Wüste und andre Einöden, wurden sehr bald von einer Menge müſsiger Menschen bevölkert, welche wähnten, des göttlichen Wohlgefallens durch Beten, Fasten und Einsamkeit eher theilhaftig werden, und den Versuchungen des Teufels, (der nirgends als in ihnen selbst war) leichter entgehen zu können, als im Umgang mit der Welt und in Ausübung gesellschaftlicher Tugenden. — Unter diesen waren vermuthlich auch die berüchtigten sieben Schläfer, von welchen uns die fromme Einfalt jener Zeiten eine erbauliche Wundergeschichte aufbehalten hat. — Ein vorzüglich würdiger Nachfolger Pauls von Theben war Antonius, ebenfalls ein Aegyptier. Dieser lebte anfangs als Anachoret, so wie Paul von Theben; nachher aber nahm er auch Schüler an, welche sich neben ihm in der Wüste niederlieſsen, und welchen er bestimmte Lebens- und Ordensregeln vorschrieb *).

Er

*) Er erfand neue und strengere Andachts- und Busübungen (τρόπους συντονωτέρας ἀσκήσεως *Sozomen.* Hist. Eccl. L. I.) welches ihm Hieronymus und andre als ein groſses Verdienst anrechnen.

Er wurde auf diese Art, unter den Christen wenigstens, der erste Stifter der eigentlichen Mönche oder Cönobiten. Nicht nur aus Aegypten, sondern auch aus den umliegenden Provinzen, besonders aus Westafrika und Syrien, versammelte sich eine große Menge von schwarzgalligen Schwärmern und Afterheiligen zu ihm welche sichs äußerst angelegen seyn ließen, ihren Meister nicht nur nachzuahmen, sondern auch zu übertreffen. Unter ihnen haben sich theils als Anachoreten, theils als Stifter von Klöstern in der Nitrischen Wüste, vornehmlich Pachomius, Makarius, Paul der Einfältige, Amathas, Dorotheus und Simeon Stylites sehr berühmt gemacht — so weit sich nämlich ein Mensch durch ausbündige Thorheiten berühmt machen kann *). Der Hang zum Einsiedler- und Mönchsleben nahm im Orient, und besonders in Aegypten, sehr bald dergestalt überhand, daß Hieronymus und Cassianus im vierten und fünften Jahrhundert, die Nitrische Wüste und die gebirgige Einöde an der Küste des arabischen Meerbusens von vielen tausend Menschen bevölkert fanden, welche der Welt entsagt, und, um den Himmel zu verdienen, dem heiligen Müßiggange sich gewidmet hatten. Die Christen hatten nunmehr die Oberhand gewonnen, sie verfolgten und bedrückten die Heiden, von welchen sie vorhin verfolgt worden waren, sie waren im ungestörten und vollkommnen Besitz aller bürgerlichen Rechte und Freiheiten, und mithin existirte auch keine der Ursachen mehr, welche ehemals einige unter ihnen zu Erwählung eines einsamen Zufluchtsorts in wüsten Gegenden veranlaßt hatten. Aber man war nun einmal schon gewöhnt, ein solches Mönchs- und Anachoretenleben als etwas Verdienstliches und Gottgefälliges anzusehen,

und

*) Eine treffliche Schilderung der ältesten Anachoreten und Mönche sehe man bei Zimmermann von der Einsamkeit 1785. im 1sten und 2ten Band.

und die Lobsprüche, welche Hieronymus, Chrysostomus und andre Kirchenväter demselben ertheilten, fanden in der christlichen Kirche so viel Eingang, daß nach Verlauf weniger Jahrhunderte keine Provinz im ganzen römischen Reiche mehr war, welche nicht eine Menge von Klöstern und Einsiedeleien gezählt, und sie mit dem Schweiße des arbeitenden Theils der Nation genährt hätte. Die dadurch veranlaßten Begebenheiten und die unheilbaren Wunden, welche der Mönchsgeist der Menschheit, den Staaten und der christlichen Religion geschlagen hat und noch schlägt, sind zu bekannt, als daß ich mich hier auf eine umständlichere Erörterung derselben einlassen dürfte.

Der Einfluß, den Aegypten vorhin auf die übrige Welt, und insbesondre auf europäische Nationen gehabt hatte, hörte ganz auf, als dieses Land von den Sarazenen erobert wurde. Der unversöhnliche Haß, welcher zwischen den Christen und Muselmännern entbrannte, hob alle friedliche Gemeinschaft zwischen jenen und den Morgenländern auf. Niemand reißte mehr der Wissenschaften wegen aus Europa in ein Land, das schon längst und noch mehr seit der Ankunft der Sarazenen, aufgehört hatte, im Ruhme der Weisheit zu stehen; und eben so wenig konte Aegypten forthin, da es den Ungläubigen unterworfen war, in Religionsmeinungen und frommen Gebräuchen für die christliche Welt den Ton angeben. Nur der Handel unterhielt noch einige Gemeinschaft zwischen Aegypten und Europa, brachte diesem leztern aber weiter keinen Nutzen, als daß es früher, als sonst geschehen seyn würde, mit den Gegenständen des orientalischen Luxus bekannt wurde.

Ueberhaupt läßt sich die Frage, ob der Einfluß Aegyptens auf andere Länder und Nationen, für die Menschheit, im Ganzen genommen, wohlthätig gewesen sei, nicht wohl anders als verneinend beantworten.

Aegypten trug vielleicht die ersten Keime der Kultur, und von da aus wurden sie in andre Länder verpflanzt: Aegypten gab vielleicht das erste Muster zu einer regelmäßigen Staatsverfassung her, und bereicherte einen großen Theil der übrigen Welt mit den Anfangsgründen der Künste und Wissenschaften, die es zuerst erfunden hatte. Aber Aegypten ward auch das Vaterland des Aberglaubens und unwürdiger Vorstellungen von der Gottheit und ihren Verhältnissen gegen die Menschen: in Aegypten wurde zuerst die Hierarchie, der menschlichen Freiheit und Vernunft zum Hohn gegründet; in Aegypten erwachte zuerst der Verfolgungsgeist, und der schreckliche Wahn, daß es Menschen erlaubt und sogar geboten sei, ihre anders denkenden Brüder, die doch der Allgütige und Allweise in seiner Welt duldet, zu hassen und zu würgen; aus Aegypten endlich gingen jene zahllosen Schaaren von Klosterbrüdern und frömmelnden Müßiggängern hervor, die nur deswegen zu leben scheinen, um die Ruhe, den Wohlstand und die Aufklärung der Nationen zu untergraben. Man wäge nun Schaden und Vortheil, den Aegypten der übrigen Menschheit gebracht hat, gegen einander ab; man sehe, auf welcher Seite das Uebergewicht sei, und dann urtheile man über die Glaubwürdigkeit der Vorstellungen, die man sich ehedem und noch neuerlich von der Weisheit der Aegyptier, und von der Verbindlichkeit, welche die übrige Menschheit diesem Volke schuldig sei, gemacht hat.

Ende des zweiten und lezten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aegyptische Merkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit Ein raisonnirter Auszug aus Herodots, Diodors, Strabo's, Plutarchs und andrer alten Schriftsteller Werken und aus den neuern Reisenachrichten Shaws, Pococks, Nordens, Niebuhrs und Savary's
Bd.: 2.

Leipzig (1787)

H.afr. 670-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10432029-6
VD18 80318207-001